



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



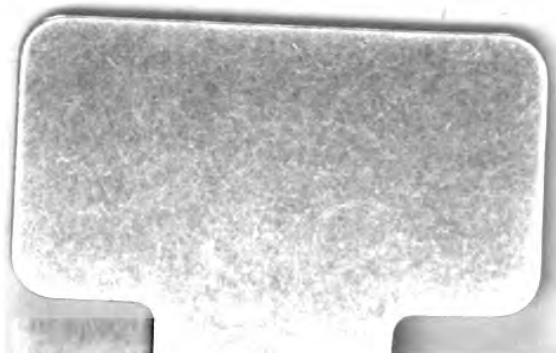
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



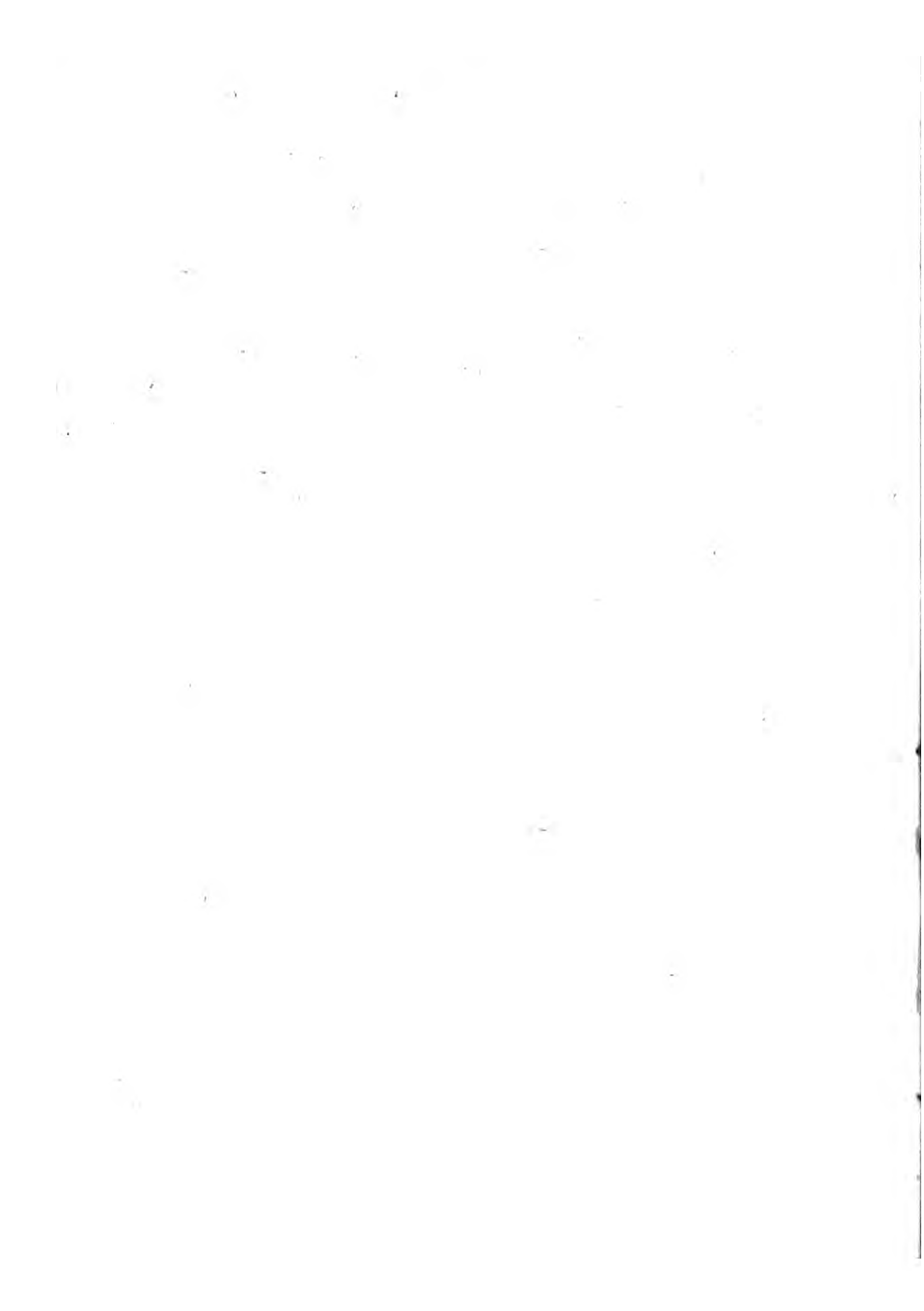
~~UHS. 175 C. 6~~



Vet. Ger. III A. 331







17

18

19

20

21

22

23

G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

LXII.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlags-handlung.

1855.

Der Vogelhändler von Imst.

(Tirol vor hundert Jahren.)

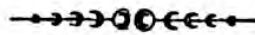
Volksroman in vier Bänden.

von

C. Spindler.

Erster Band.

„Gelbe Vögel trag' ich aus,
„Goldne Vögel bring' ich z' Haus,
„Und für's Dirnl 'n Blumenstrauß;
„Aber ich hab 'n Weg 'n weiten,
„Und dazu kein Roß zum Reiten:
„Da brauch't's wohl 'n Kopf 'n g'scheiten?“



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Gutenberg in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Ist eine Mutter noch so arm,
Sie gibt dem Kindlein dennoch warm;
Muttertreu wird täglich neu,
Nacht leider doch vom Tod nicht frei;
Denn von ihm man stets vernimmt,
Daß ihm Andres nicht geziemt.
Als daß er Lieb' von Liebe schält,
Bis er uns Alle hingezählt.“

Der unregelmäßige Platz im Dorfe Burgeis, im Ober-Bintschgau, bot ein ungewöhnliches, ein kriegerisches Schauspiel dar. Unter dem Dache, das, wunderbar genug, über die Halbschied des Platzes, von einem Wirthshause zum andern, gezogen war, um die zur Weide treibenden Heerden oder die heimkehrenden, die Fuhrleute, die da gingen und kamen, oder die Tänze und Komödien der Bauern vor Sonnenglut und Witterungsunbill zu beschirmen, lagerte eine starke Abtheilung von dem kaiserlichen Regimente Lichtenstein-Drögoner, mit Pferden, Waffen und Bagage.

Die Soldaten kamen aus Italien, woselbst es dazumal — im Jahre 1735 — mit dem Kriegsglück des Kaisers übel ausah. Den durch Tirol retirirenden Truppen wurde nur hie und da eine kurze Rast gegönnt, obgleich Mantua noch wacker Stand hielt, und die italienischen Confinen hinlänglich durch die zurückgebliebenen Infanteriemassen gegen den Feind gedeckt waren. In Mals, einem großen Markte und Hauptort des Bintschgau's zum Beispiel, und im benachbarten Burgeis

hatten die Dragoner heute nur ein paar Stunden zu verweilen.

Ihr plötzliches Erscheinen, die tausenderlei Gerüchte, die sich mit ihrem Einmarsch im Lande verbreiteten, ihr abenteuerliches Aussehen, das von ihren Strapazen genugsam Zeugniß ablegte, erregten natürlich die Neugier des Volks in hohem Grade. Männer und Weiber verließen ihre Geschäfte, um die Soldaten gleich Wunderthieren zu begaffen. Eine zahlreiche Zuschauerschaft hatte sich um den sogenannten Tanzplatz *) versammelt. Auf der Schranke, die einen Theil des unter Dach gestellten Raums umgab, ritt eine Schaar von fürwitzigen Kindern beiderlei Geschlechts, die nicht müde wurden, die fresfenden Pferde, die schmausenden und auf ihren Tornistern ausruhenden Soldaten zu mustern. Unter den fürwitzigen Buben zeichneten sich zwei durch besonders glückliche Gesichtszüge aus. Ihre Kleidung war überaus dürstig, aber die unbefangene und Geist verrathende Rührigkeit des Einen, so wie der besonnene Ernst des Andern machten sie leicht bemerkbar, weit vor der übrigen besser gekleideten Jugend. Der erstere der Knaben hatte dunkle Haare und Augen, eine robuste Gestalt, und viele Worte auf der flinken Zunge; der zweite, ein bedächtiger Junge mit hellbraunen Locken, schwächlig, obschon gutgewachsen, sprach nicht gar viel, betrachtete aber, was ihn umgab, mit verständiger Aufmerksamkeit. Endlich umschlang er mit dem rechten Arm seinen beweglichen Schaugefährten und sagte zu ihm: „Hast Du heute einen Feiertag, Walt?“ — Worauf der Andere: „Mein Bauer hat mir geschafft, die Geißen in Stall zu thun, daß die Soldaten keine derwischen.“ — „Just so hab' ich's mit den

*) Ueber die in diesem Roman vorkommenden Lokalitäten, Volksgebräuche und Dialekt-Eigenthümlichkeiten finden sich Notizen in dem, jedem Bande beigegebenen Anhang.

Gansel'n machen müssen," versetzte der Bedächtige; „die Soldaten, sagt der Grödner, stehlen so viel gern, was sie auf der Straße finden.“ — „Wie geht's zu Haus, Seraphin?“ — „Ach Gott, das Schwesterl ist halt gestorben.“ — „Das ist schade, Seraphin. Weißt Du was? Ich will Dir eins von meinen Geschwistern schenken?“ — „Schönen Dank. Du hast ihrer freilich genug, aber meine Mutter hat's schon hart, um sich und mir durchzuhelfen. Du hast noch Deinen Vater; da geht Alles gut. Aber der meinige....“ dem armen Seraphin trat das Wasser in die Augen. — „Habt ihr gar nichts mehr von euerm Vater erfahren können?“ — „Gar nichts; seit zwei Jahren, glaube ich, nicht einen Buchstab, lieber Walt. Die Mutter steht mit Seufzen auf, und legt sich mit Weinen nieder.“

Ein Unteroffizier von den Dragonern trat aus dem Wirthshause zum „weißen Kreuz," das in jener Zeit noch dem Benediktinerkloster Marienberg gehörte. Der Mann hatte ein trübes Gesicht und einen schloßweißen Schnauzbart. Er frante in einer alten Briestasche die an einem Riemen um seine Schulter hing und fragte den Wirth, der ihm gefolgt war: „Nicht wahr, ich bin doch recht? Das Dorf heißt Burgeis?“ — „Zu dienen, Herr Korporal.“ — „Ich habe hier eine kleine Berichtigung, die ich abthun kann, bevor wir abmarschiren. Kennt Ihr eine Frau, mit Namen Crescenz Plaschur? sie soll hier ansäßig seyn?“ — „Ja freilich. Die nemliche, deren Mann vor ein paar Jahren auf und davon gegangen?“ — „Richtig; la stessa. Wo bleibt sie?“ — „Beim Schuster in der Hubergasse.“ — „Seyd so gut, und gebt mir Jemand, der mich geschwinde hinführt?“ — Der Wirth sah sich im Kreise um: „Da ist just ihr Bub. Seraphin, komm herab; geschwinde, sag' ich. Führ' den Herrn zu Deiner Mutter.“

Seraphin, wenn gleich stußig über den vornehmen Besuch, der seiner Mutter zugedacht war, gehorchte unverdrossen, sprang von der Schranke, nickte dem Walt zu, und lief vor dem Korporal her. Dieser folgte, so gut und langsam, als seine schweren Stiefel und steifen Beine es zuließen. Er stand manchmal still und redete ein paar Worte in den Bart. Dem Knaben kam des Dragoners Betragen seltsam vor; er belauerte schüchtern, verstohlen umschauend oder seitwärts schielend seinen Mann, dessen Unruhe stieg, je näher sie dem Ziele kamen. Seraphin hätte sich beinahe vor dem Fremden gefürchtet, weil dessen Blicke nicht mit besonderm Wohlgefallen an dem kleinen Führer hafteten, wenn sie sich überhaupt um ihn bekümmerten.

In der bezeichneten Gasse angelangt, wies Seraphin auf das elende Häuschen, das seine Mutter bewohnte. Diesmal stand der Korporal viel länger still als früher, und athmete schwer, wie Einer, der einen Berg zur Hälfte erstiegen, und bis zum Gipfel noch weit hat. „Ihr seyd wohl recht arm?“ fragte er mit unsicherer Stimme. — „Freilich sind wir nicht reich, aber wir können nichts dafür,“ erwiderte Seraphin troßig; „doch geh'n wir nicht betteln, und der Herr Pfarrer hat erst am Sonntag in seiner Predigt gesagt, daß die Armuth keine Schande sey.“ — „Das wohl nicht, das nicht,“ entgegnete der Dragoner mürrisch, „aber ein Unglück, ein leidiges Unglück!“

Seraphin zuckte unwillig die Achseln über das fränkende Wort und stieg die paar verfallnen Stufen vor dem Hause in die Höhe. Neben dem engen Eingang befand sich eine ziemlich geräumige, rußdunkle Küche, mit zertrümmerten Steinplatten gepflastert. Gegenüber lag die arme Wohnstube, worinnen unter Tags nicht weniger als drei Haushaltungen ihr Wesen zu treiben pflegten: der Schuster mit seinem Weibe, denen die Hütte gehörte,

zwei alte Jungfern, die zur Miethen wohnten und endlich die Frau Plaschur mit ihren beiden Kindern. Die Miethsleute hatten ihre Schlafkammern unter dem Dache; der Schuster als Hausherr behauptete die Wohnstube zur Nachtzeit. Für jetzt hatte er indessen eine Aenderung getroffen, und auf ein paar Tage eine Kammer bezogen, weil das Töchterlein der Plaschur gestorben, und, dem Herkommen gemäß, in der geräumigen Stube ausgesetzt worden war. Da lag das kaum dreijährige Mädchen auf seinem schmalen Bette. Bei seinen Lebzeiten hatte es die Blöße kaum bedecken können, aber seine Leiche war von der Mildthätigkeit der Nachbarinnen in ein weißes Gewand gehüllt worden. Ein schöner Kranz saß auf dem Kopfe. Nach dem Gebrauch des Landes hatten die frommen Weiber das blasse Gesicht der Todten roth angestrichen und den Körper, wie das Lager, mit Feldblumen von allerlei Gattungen verziert. Statt der vier Trauerkerzen, die neben der sterblichen Hülle wohlhabender Erblasser auf silbernen Leuchtern zu brennen pflegen, flackerte zu Häupten der stillen Kleinen nur ein einzig Licht auf thönerner Handhebe, die düstere Fackel der Armuth.

Die Mutter saß auf einem niedrigen Schemel neben ihrem blassen Engel, still betend, von Zeit zu Zeit ein paar Tropfen aus der Weihwasserschaale auf die Leiche und ihre Blumen werfend. Die Trauernde vergeudete nicht in Thränen den Mutterschmerz. — Das Geräusch an der Thüre war ihr unwillkommen. Sie fürchtete den schweren Tritt eines neugierigen Nachbars, eines leidigen Trösters, eines schadenfrohen Mitleidheuchlers zu vernehmen. Kaum daß sie die Augen aufschlug; aber es wandelte sich natürlich die Gleichgültigkeit in Befremden, als sie die Gestalt des Dragoners auf ihrer Schwelle erblickte. Sie verharrte zwar in ihrer Stellung, aber ihr Auge ging hin und her vom Soldaten auf den Sohn, vom Sohn auf den Soldaten. „Wen bringst Du da?“ lautete

ihre Anrede: „Seraphin, wer ist der Mann? Was will er bei uns? hier ist nichts zu holen.“

Der Korporal hatte ehrfurchtsvoll vor der Leiche sein Haupt entblößt, vor Stirn und Mund und Brust ein Kreuz gemacht, und die Hände gefaltet wie zum Gebete. Auf einmal jedoch knetete er den Hut zwischen seinen Fingern verb zusammen, strich sich den Bart und sprach die verwunderte Frau an: „Grüß' Euch Gott, meine Liebe. Ich komme zwar nicht eben gelegen, aber ich habe nicht Zeit, lang krumm und grad zu machen. Die Frau wird mich nicht mehr kennen; ich bin vor den Jahren grau geworden . . . doch“ — hier gewann ein tiefes Gefühl die Oberhand in dem Soldaten — „doch ist's halt noch immer der alte Domenico, der vor Dir steht, liebe Crescenz.“

Die überraschte Frau hob die Arme hoch auf und ein leiser Anflug wie von Freude beschlich ihr kummervolles Antlitz. Sie redete nicht. Das Herz war ihr zu voll. Sie zeigte jedoch auf das verblichene Kind, und auf die kurze Freude folgte in ihrem Gesicht das Zucken, das dem heftigen Weinen vorangeht.

Der Korporal bemerkte dieses, und verhinderte den Thränenausbruch, schon um seiner selbst willen, da ihn die Wehmuth nicht minder überkam. Zu dem Ende sagte er frisch und munter heraus: „Nimm Dich zusammen, arme Genzi. Der kleine Erdenwurm ist gut aufgehoben. Spare Deine Zähren. Schau, ich hätte Dir gern was Gutes mitgebracht, denn ich habe Dich immerdar gern gehabt . . .“

„Das weiß ich, Domenico,“ erwiderte Crescenz mit Freundlichkeit: „Wenn ich damals, als ich in Bozen war, geahnt hätte, was mir begegnen würde . . .“

„Ja, ja,“ unterbrach sie der Korporal seufzend: „wenn wir Alles zum Voraus wüßten in dieser Welt! Du hättest den falschen Pläschur laufen lassen, hättest den

ehrliehen Dominik, wenn er schon nur ein armer Markthelfer, ein blöder Tölpel aus Jassa gewesen, angenommen, und geheirathet. . . . Du wärst nicht in's Elend gerathen. . . . ich wäre nicht aus Verdruß und Herzeleid unter die Reiter gegangen, . . . und hätte Dir nicht jetzt leider Gottes zu sagen und zu bringen, was ich gern für mich behalten würde, um Dir im Leid das Leid zu ersparen."

„Was denn?“ fragte sie mit ängstlicher Neugier. — „Einen Gruß und ein paar Buchstaben von Deinem Manne,“ antwortete er finster, indem er ein gefaltetes Blatt aus seiner Tasche zog.

„Vom Lenhard? Gott steh' mir bei,“ sagte Crescenz, die Hand nach dem Briefe ausstreckend. Der Korporal deutete jedoch auf Seraphin, und die Mutter, seine Absicht begreifend, befahl dem Knaben, hinauszugehen.

Seraphin gehorchte zwar ungern; dennoch gehorchte er, weil er seine Mutter von Herzen liebte. Er konnte freilich nicht über sich gewinnen, aus dem Hause zu gehen, und horchte begierig an der zugeriegelten Stubenthüre. Aber es war nichts zu verstehen; der Dragoner sprach so leise, die Mutter antwortete ihm nur mit Seufzen, mit einem halblauten: „Ach du mein Gott!“ und „Wer hätte das gedacht!“ Endlich trat eine ziemlich lange Stille in dem Gemach ein, die dem Knaben eine wahre Herzensangst einjagte. Schon wollte er mit beiden Fäusten an die Thüre pochen, als plötzlich die Trompeten der Dragoner grell durch das Dorf schrien. Das Zeichen vernehmend, rief der Korporal mit bewegter Stimme: „Jetzt heißt's „Marsch“ und ich muß fort; behüt' Dich Gott, tröst' Dich Gott, liebe Crescenz!“ polterte aus der Stube, und ging, ohne den Knaben anzusehen, seiner Wege. Seraphin sah ihm erstaunt nach; da kehrte der Dragoner nach ein paar Schritten wieder um, als wenn er sich auf etwas besänne. Er winkte dem Buben.

Seraphin schlich blöde zu dem grämlichen Dominik. Einen schmutzigen Lederbeutel aus dem Rocke ziehend, und darinnen suchend, sprach der Korporal hastig: „Geh hinein zu Deiner Mutter. Hab' sie lieb und mach' ihr Freude. Du bist noch ihr einzig Gut. Grüße sie von mir und gib ihr das.“ Er legte zwei Dukaten in Seraphins Hände. „Sag' ihr fein, das wäre eine ehrliche Soldatenbeute; das Geld sey nicht gestohlen und werde ihr nicht Unsegen bringen. Ein Mehreres hätte ich aber nicht, und sie soll's gesund aufbrauchen, und den alten Freund nicht vergessen, wenn wir uns auch in dieser Welt nicht mehr wiedersehen. Geh', geh!“

Der gute Korporal zitterte mit Hand und Stimme, schob den Buben von sich, und machte, daß er fortkam. Seraphin war bleich geworden vor dem Anblick des Goldes. Er hatte noch nie einen solchen Reichthum gesehen. „Mutter, Mutter, schaut doch her!“ rief er in die Hausthüre. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. — Frau Crescenz trat indessen, ebenfalls weiß wie Schnee, aus der Stube, lief in die Küche hinüber, wo das Herdfeuer brannte. Den kaum erhaltenen Brief schleuderte sie in die Flamme und rief dabei mit bitterster Wehmuth: „Schau Du, Seraphin, schau Du, wie mit diesem Unglückspapier mein Leben verbrennt! Komm' zu mir, und gib mir einen Kuß, Seraphin. Wir haben keinen Vater mehr, als den Allmächtigen im Himmel. Wahrlich, uns wäre besser, wir lägen bei der Anna im Sarge!“ — „Ist der Vater gestorben?“ fragte Seraphin betrübt. Die Mutter nickte mit abgewendetem Gesicht und preßte den Knaben krampfhaft an sich. In der Meinung, den Schmerz der guten Frau zu lindern, zeigte ihr Seraphin die blißenden Dukaten. Crescenz betrachtete sie kaum. „Der arme Dominik wird darben, weil er uns sein reiches Allmosen gegeben,“ seufzte sie traurig: „könnten wir nur das Geld für ihn aufheben! Könnte

ich's nur für Dich und ihn auf einen Acker säen, der's wiederbrächte sechszigfältig! Ach Du mein Seraphin, wie übel haben Deine Eltern an Dir gethan. Du wirst uns alles Böse wünschen, wenn Du's einmal erfährst, und es kann jetzt nichts mehr gut gemacht werden, denn Du hast keinen Vater mehr!" — „Ach, der liebe, der arme Vater!" klagte Seraphin mit Thränen. Plötzlich verschloß ihm die Mutter den Mund: „Schweig doch, schweig; er ist niemals ein Vater für Dich gewesen, Du bist der Sohn eines Höhern; Ihm laß dich befohlen seyn!"

„Was plaudert Ihr da?" fragte ein gutmüthig blickender Mann, der in die Küche trat. Sein Kleid war etwas besser als gewöhnliche Bauertracht. Seine lange Jacke war aus Tuch statt aus Loden gefertigt, ein städtisch aufgestutzter Hut saß auf seinen schlichten Haaren; er trug Beinkleider von Plüsch, statt der ledernen, und ein seidenes Tuch war um seinen Hals geschlungen.

Die Frau begrüßte ihn mit einer gewissen Unterwürfigkeit; Seraphin zog das Hütl vor ihm ab. Der Mann war der Krämer des Dorfs, gemeinhin der „Grödner" genannt, weil seine Vorfahren aus dem Grödnerthal gebürtig gewesen. Einer der Wohlhabendsten im Dorfe, war er auch ein Wohlthäter der Frau Plaschur, mit deren lang verstorbenen Eltern in Enneberg er verwandt gewesen zu seyn behauptete. Der „Grödner" war im Ganzen genommen ein herzensguter Mensch. Seine wohlwollenden Augen betrogen nicht: eben so wenig die feingeschnittene Nase, die von Verstand zeugte. Aber der kreuzbrave Mensch hatte sich aus Versehen einen wahren Satan antrauen lassen. Was an Geiz, Neid und Zorn nur erdacht werden kann, fand sich vereinigt in der Frau des Grödners. Sie regierte unumschränkt im Hause, hielt die Schnüre des Geldbeutels fest, und

bevormundete argwöhnisch den seelenguten Mann, daß er frumm lag, wie mit Ketten gebunden, weil er mit dem Streiten nichts gewinnen konnte. Um jeden Brosant gab's gleich offenen Krieg im Hause; der Krämer mußte seine Hofmeisterin um das schwache Taschengeld, das er brauchte, beluchsen, mußte den Heller stibizen, den er der Armuth als Beisteuer reichte.

„Was macht Ihr in der Küche?“ fragte der Krämer noch einmal: „Ihr führt verwunderliche Reden?“ — „Ach, was da geschieht, ist auch verwunderlich,“ versetzte die Frau voll Mißmuth: „wenn nicht unser Herrgott im Himmel wäre, ich thäte mir ein Leid an!“ — „Pfui, pfui, wer redet denn so lästerlich? Verliere nicht den Kopf, Crescenz. Hab' ich doch der Kinder dreie eingebüßt, und bin noch immer wohl bei Leben!“ — „Ach, Ihr wißt nicht . . .“ — „Wie einer Mutter zu Sinn ist, die ihr Kind verliert? Ja doch weiß ich's. Ich bin meinen Fragen immer mehr eine Mutter gewesen, als diejenige, so die Kinder geboren hat. Fasse Dich also in Geduld. Sie werden jetzt kommen, die kleine Haut zur Erde zu bestatten. Ich will indessen bei Dir bleiben, Dir zur Gesellschaft. Die Alte ist an ihrer Gicht krank, und kann mir daher nicht nachlaufen. Ich hab' Zeit, mit Dir zu reden, so gut wie ein Beichtvater.“ — „Was habt Ihr mit mir zu reden? wißt Ihr nicht, daß jeder Trost an mir verloren geht? Daß Gott erbarm', ich habe nichts mehr auf der Welt als diesen Buben, und der Himmel weiß, wie es ihm und seiner armen Mutter noch ergehen wird, wenn der Tod nicht etwa mitleidiger ist, als ich hoffen darf. Die Anna ist glücklich; sie ist wohl versorgt. Ich brauche keinen Trost; es gibt keinen mehr für mich!“

Die gute Frau überströmte ihren Sohn mit ihren Thränen. „Wenn ich aber gerade wegen des Buben mit Dir reden möchte?“ hob der Grödner wieder an:

„Es wär' Zeit, mit dem Seraphin etwas anzufangen. Er sollte was lernen, die Jugend ist bald vorbei, und bei Dir hat er nicht Hülfe, nicht Anleitung.“ —

Die Mutter richtete sich trozig auf: „Wollt Ihr mir auch noch mein letztes Kind nehmen?“ fragte sie zürnend, und der Krämer schwieg um so bereitwilliger, als er den Schmerz der Verlassenen begriff. Zur gleichen Zeit kamen Diejenigen, die das Mädchen begraben sollten, in's Haus. Crescentia's Betrübniß war stumm, aber um so heftiger. Sie kämpfte, so zu sagen, um die Reste ihrer Tochter; aber das Unvermeidliche mußte geschehen. In Krämpfe und Fieber verfallend, blieb die arme Mutter unter der Pflege einiger gutartigen Weiber zurück. Seraphin weinte knieend an ihrem schlechten Lager, bis er vor Müdigkeit auf dem Fußboden einschlieff. Wie der Abend einbrach, wurde auch Crescenz ruhiger. Sie schloß die Augen und es kam über sie die wohlthätige Ermattung, gleichwie ein tiefer Schlummer. Wenn sie aufwachte, und die an ihrem Bett eingenickte Schusterin ebenfalls den Kopf erhob, um nach der Leidenden zu sehen, sprach die Letztere mit vollem Verstand zu der Wärterin: „Gelt, Du ruffst mir morgen den Gröbner her? Ich will doch mit ihm reden. Ich habe etwas wegen des armen Buben auf dem Herzen. Es weiß es noch Niemand, aber der Krämer soll's erfahren. Gelt, Du wirst nach ihm schicken?“ — Die Schusterin versprach's mit Hand und Mund, und nach einem jeden erneuerten Versprechen schlief Crescenz gleichsam beruhigt wieder ein.

Der Gröbner saß indessen ebenfalls zu Hause an einem Krankenbett. Die unglückliche Crescenz und ihr Seraphin, der Besuch des Dragoners, von dem er gehört, die Dukaten, die er gesehen, gingen ihm nicht aus dem Kopfe. Er seufzte bald voll Mitgefühl, bald brummte er allerlei Selbstgespräche. „Was hast Du denn nur?“

fragte ihn die franke Frau: „ich glaube wahrlich, Du bist in Gedanken mehr bei dem Bettelgesindel, der Plaschur, als bei mir, Deinem Eheweib?“ — „Nun ja doch. Die arme Haut dauert mich unsäglich, und mit dem Buben hat's einen Hacken. Sie hat was Geheimes; die Sache ist nicht richtig. Als die Leuteln aus dem Etzland kamen, und in Planail zu hausen anfangen, war der Bub schon auf der Welt?“ — „Frei-lich. Was geht das Dich an?“ — „Höre, Weib: ich glaube nicht, daß der Seraphin des Plaschur Sohn, sein leiblicher Sohn sey.“ — „Es wird schon seyn, wie Du meinst. Was geht's uns an, wo die hoffärtige Bognner Ladendirne den Bamms hergebracht hat?“ — „Ei, ei, Frau: wenn ich an den Dragoner denke und an die Dukaten . . .“ — „Merkst Du was, Alter? Der Dragoner ist der Vater des Buben.“ — „Ich weiß nicht; ich dünkte wohl, er wäre etwas Vornehmeres.“ — „Warum nicht etwa gar? Laß mich in Ruhe! Und daß Du Dich nicht unterstehst, mit dem Volk Dich abzugeben! Du bist Dorfmeister, ein reicher Mann; das Bettelpack schießt sich nicht für Dich.“ — „Die Crescenz ist doch einmal eine Base von mir.“ — „Das ist all nichts. Ich glaub' an die Verwandtschaft nicht. So wär' der heilige Adam auch mein Herr Vetter.“ — „Wie Du wieder das Maul gehen läßt, Weib! 's wär' ja eine größere Schande für mich, wenn ich meine Blutsfreunde verhungern ließe, als wenn ich mich ihrer annehme?“ — „So? willst Du sie nicht etwa in die Koft nehmen? Daß Gott erbarm! Du würdest den letzten Heller vergeuden, wenn ich nicht wäre. Du brauchtest das Benediger Mandl mit all seinem Geld, um Deine Zigeuner und Bettelweiber zu erhalten. Bei der Theurung? die Franzosen oder die Wälschen als Feinde vor der Thüre! Untersteh' Dich, sag' ich Dir.“ — „Es muß doch etwas für die Crescenz und ihren Buben in's Werk gerichtet

werden," sagte dagegen der Gröbner mit mehr Entschlossenheit, als er sonst kund zu geben pflegte. — Das Weib wollte sich drohend aufrichten, aber die Gicht hielt sie nieder. „Hätt' ich nur nicht mein böses Bein, oder gar den Boß!" eiferte sie: „ich wollte Dich lehren, mir Galle zu machen! Nichts da; ich will von dem liederlichen Weib und ihrem verlaufenen Mann und ihrem Buben nichts wissen. Hat sie's nicht gut genug für ihre Sünden? Seitdem sie von Planail auf Burgeis gezogen ist, hat sie wohl Mangel gelitten? Strickt und spinnt sie nicht für die Leute? Hat sie nicht vom Anwald ein Stück Wiese geliehen bekommen, und hält sie nicht darauf ein paar Ziegen oder gar eine Kuh, ich weiß nicht recht? Geht sie nicht in's Tagwerk beim Anwald und stopft ihr die Kreuzwirthin nicht, was sie vermag, in den Sack? Darf sie nicht auf unsern Feldern sogar — Du bist schuld daran — Roggen und Gerste spiegeln gehen? Rupft sie nicht alles Gras von den Rainen, um ihr schindeldürres Vieh zu füttern? Gibt ihr nicht der Schloßhauptmann Holz aus des Bischofs Wald und Streu mehr als genug? Bettelt sie nicht von allen Bäuerinnen Milch und Mehl? hütet nicht der Seraphin unsere Gänse, der Tagdieb, der erst neulich wieder eine unter's Rad kommen ließ, und den ich schon ein Duzendmal fortgejagt habe, obgleich Du ihn immer wieder annimmst? Das Weibsbild lebt ja wie eine Prinzessin, was braucht sie noch?"

Der Krämer wagte nicht auf die Litanei zu antworten. Beistimmen konnte er nicht. Lärmen und Schreien wollte er auch nicht. Daher legte er sich ganz stille auf's Ohr und simulirte und grübelte geraume Zeit, bevor er einschlief.

Als der Frühmorgen herauf kam — eines prachtvollen Tages Vorbote — erhob sich Crescenz, wunderbar gestärkt, von ihrem Strohsack. Die Schusterin war

gegangen, nach ihrem Hauswesen zu sehen. Crescenz kleidete sich, als wenn's Sonntag wäre, in den fargen Trauerstaat, der ihr aus bessern Zeiten übrig geblieben war. Nachdem sie Gebetbuch und Rosenkranz ergriffen, weckte sie den auf der Erde schlummernden Seraphin. „Ach, der Gröbner wird böse seyn, ich hab' seine Gänse ganz verschlafen,“ hob der Bube an, die schlastrunkenen Augen reibend. „Das ist alleins,“ erwiderte die Mutter: „geh' mit mir zur Kirche.“ Mit stiller Aufmerksamkeit betrachtete der Knabe die Frau, die aufrecht stand, wie in den Tagen der Gesundheit, wenn auch mit farblosen Wangen und tiefsinnigen Blicken. Er folgte der Hinausgehenden. Sie hielt sich etwas vor der Küche auf, um der Hauswirthin einen guten Morgen zu sagen. „Ei, schau' einmal! was fällt Dir ein?“ fragte die Schusterin: „Wer hat Dich gesund gemacht, und wohin gehst Du?“ — „Vergiß mir den Gröbner nicht,“ entgegnete Crescenz gelassen: „Bitte ihn doch, mir zu lieb, zu Sankt Stephan hinauf zu kommen. Schau': in seinem Hause mag ich nicht mit ihm reden; sein Weib kann mich nicht ausstehen. Und dann ist mir, als könnte ich vor dem Altare und zwar oben auf dem Berge, wo man dem himmlischen Vater näher ist, herzhafter herausreden, was ich ihm zu sagen habe. Er soll nur kommen, um Christi willen. Vergiß das nicht, Mandl.“ — Wenn auch kopfschüttelnd ob des seltsamen Einfalls, beruhigte die Schusterin ihre Freundin durch eine liebevolle Zusage.

So wandelten sie denn, Mutter und Sohn, quer durch's Dorf, von wenigen Leuten gesehen und gegrüßt, an der Pfarrkirche und dem Widum vorüber, den Weg am Klosterberge empor. War auch die Luft rein und mild, und der Sonnenschein erquickend, so ging doch Frau Plaschur mit jedem Schritte langsamer. Sie stand endlich still, zeigte auf den bereits zu ihren Füßen lie-

genden Gottesacker und sprach wehmüthig: „Dort — siehst Du das kleine Grab? — dort liegt Deine Schwester. Wenn wir zurückkommen, wollen wir am Grabe beten. Jetzt würde es mir zu weh thun; aber von droben fehr' ich sicherlich gestärkter zurück. Komm', daß ich mich auf Dich lehne: ich weiß nicht — mein Geist ist so hell, und doch mein Herz so matt und müde, daß die Beine fast nicht mehr fort wollen.“

Mit Anstrengung gewann die gute Frau die Höhe der Stephanskirche, die unter den Höfen, die zum Kloster gehören, einsam steht, als wie auf einem Vorsprung des Berges, und über einen großen Theil des Bintschgaus die freieste Aussicht gewährt. Die Kirche war offen und leer. Crescenz stieg auf der schmalen Treppe zur Emporkirche und setzte sich auf eine Betbank, den Altar im Gesichte. „Ach, hier ist's kühl und einsam,“ sagte sie mit einer gewissen Zufriedenheit: „Hier werd' ich mir Ruh' erbeten. Geh' indessen vor die Kirche hinaus, Seraphin, und schau, wann der Herr Vetter ankommt, daß Du mir's sagest, damit ich dann mein Gebet beschließen kann. Wir sind bei guter Zeit wieder unten, zum Gottesdienst für das liebe Annele.“

Seraphin that, wie die Mutter ihm geheißten. Er setzte sich bescheiden an die Ecke der Kirche, wo man in's Thal hinunterschaut, und gab seinen Gedanken Audienz, wie er schon zum öftern gethan, wenn er mit des Grödners Gänsen auf dem Weideplatz gewesen war.

Da lag seine ganze Welt vor ihm, und viel mehreres noch als seine Welt: Burgeis, worinnen er alle Winkel kannte; das Schloß Fürstenburg, dessen finstrier Thurm schon vielmals seine Neugier und Einbildungskraft erregt hatte; gegenüber im Bergeinschnitt leuchteten die Häuser von Planail, wo sein Vater ein Wirthshaus gehalten und Krämerschaft getrieben hatte; zur Rechten, in der Mitte des Thals, streckte sich das vielgethürmte

Mals, wohin der Knabe schon manchmal im Winter und Sommer den Vater zu Markt und Schenke begleitet hatte; am Gebirge hin lagen die Dörfer Schleiß und Laatsch, wo nicht wenige Spielkameraden Seraphin's wohnten. Weiter hinaus schauten die Mauern der alten Stadt Glurns stattlich wie eine stolze Festung, von Gärten umgeben, aus den Wellungen des Thalbodens hervor. Das Dorf Tarttsch bildete die Grenze der von Seraphin gekannten Erde; aber weiter drüben — wie viele Kirchtürme und Bergesspitzen winkten nicht dem sehnsüchtigen Auge des Knaben! Er bildete sich ein, befangen wie er war in seiner Dürstigkeit, dort drüben, und noch besser jenseits der Berge, sey nicht Leid, nicht Mangel zu finden, und er würde schleunigst von dort das Glück heimholen können, wenn er nur hinüber dürste, frei, wie die Etsch, die hinausstürmt durch's Thal, lärmend und leichtsinnig aller Schranken spottend, wie ein brausendes Ross. Reichere Fluren, freundlichere Menschen würde er jenseits finden, dachte er. Die üppigen Kornfelder des Thals bei Burgeis, die fröhlichen Wiesen, emporsteigend an den Bergschwellungen der sogenannten Malsershaide, schienen ihm dürr und verwildert, gegen den Segen des unbekanntes „Drüben“ und „Draußen“ gehalten. Es fiel ihm ein, die Mutter zu bereden, hinauszuziehen in das fremde schönere Land, wo ihr ein sauberes Häuschen nicht fehlen würde. Er selber wollte dann sich viele Mühe geben, ein rechter Bauer zu werden, und zwar ein feister und behaglicher, dem es nicht an Wein und nicht an Speckknödeln und Kraut fehlen dürfe. Er wollte auf den Viehhandel ausgehen, und blanke Thaler sammeln, wie er's schon von Landleuten gesehen hatte, wann sie zur Herbstzeit im Wirthshause den halben Tisch vollzählten mit wohlervorbenem Silber. Und sein Walzl, sein liebster Freund, müsse dabei seyn und all das Glück theilen, beschloß der Knabe; und die

Mutter wolle er pflegen wie die Henne das Ei; und wenigstens so schön wie der Grödner und sein Weib wollten sie sich kleiden alle drei, die Mutter, der Walzl und der Seraphin; und essen wollten sie viermal im Tage, wie der Herr Anwald in Burgeis, wenn nicht noch öfter und besser; und einen Kramladen sollte daneben die Mutter führen, der wenigstens so schön wie der des Herrn Better seyn sollte, wo nicht noch schöner

Da sah der gute Seraphin, aus seinen Träumen erwachend, den städtischen Hut des Krämers über den nächsten Zaun aufstauen und auf den Hut kamen auch noch das lange Gesicht und die silbernen Knöpfe des Brusttuchs zum Vorschein; und der Bube meinte, es sey jetzt an der Zeit, der Mutter den Better anzufagen. Er nahm daher sein Hütl ehrerbietig unter der Kirchthüre ab, strich sich die Haare glatt, und näherte sich der Mutter, die nicht von ihrem Plaze gewichen war. Sie kniete und hatte den Kopf in ihre gefaltete Hände gelegt. — „Mutter der Grödner,“ sagte der Knabe halblaut, um die Weihe des heiligen Orts nicht zu stören. Die Mutter horchte nicht auf. — „He, Mutter, hör't's denn nicht? Der Better, sag' ich, der Better kommt.“ — Crescenz rührte sich nicht. Seraphin bog sich über ihren Nacken und schaute ihr unter's Gesicht. Die Augen der Frau schienen geschlossen. „Sie ist eingeschlafen,“ lispelte Seraphin mitleidig, und winkte dem eintretenden Grödner, kein Geräusch zu machen. — Der Mann stuzte, trat hastig hinzu, rüttelte seine Nase, und als dieselbe steif und blaß sich zur Seite neigte, an des Krämers Herz sinkend, rief er mit erschütterndem Tone: „Das ist der ewige Schlaf, Du armer Bube. Jetzt hast Du auch keine Mutter mehr!“ — —

Der Mann sprach die lauterste Wahrheit. Crescenz
Spindlers wohlfeile Ausgabe. I. 2

war nicht mehr zu erwecken. — Von diesem Augenblick an stand Seraphin ganz verwaist.

Er wußte eigentlich nicht, wem er angehörte zu dieser Frist. War er gleich ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, so wurde dennoch unmittelbar nach dem Hintritt seiner Mutter nichts für ihn gethan. Er hatte völlige Muße, seinen letzten Liebespflichten gegen die Gestorbene nachzukommen, tausend- und tausendmal ihre abgemagerte treue Hand zu küssen, tausend- und tausendmal ihr Antlitz zu betrachten, sich's auf immerdar in's Gedächtniß zu prägen, bevor es ihm entrisßen wurde, um dem finstern Erdschooß als Eigenthum zu verfallen. Der Schuster litt zwar den Knaben noch im Hause, doch sollte diese Zuflucht dem Verlassenen nach der Bestattung der Frau Plaschur nicht mehr lange gegönnt seyn. — Der Better Grödner erschien zwar einigemal, und ließ gegen den armen Jungen ein paar Worte der Bertröstung fallen, aber bis zu einem sichern Versprechen wollte es nicht kommen. Die wackre Kreuzwirthin ließ dem Knaben sagen, sie wolle für's erste ihn mit Speise und Trank versorgen; der Pfarrer, ein gutmüthiger Benediktiner vom Marienberg, schenkte ihm einen Zwanziger, und redete ihm von den Lilien auf dem Felde, die der himmlische Vater kleidet; aber von einer festen Bestimmung für die Zukunft, von Liebe, Schutz und Schirm, wie der Verwaiste sie brauchte, war nie und nirgends die Sprache.

Da kam am Vorabend des Begräbnistages der ehrliche kleine Oswald zu seinem Freunde, streichelte ihm herzlich die kalten Wangen und sagte ernsthafter, als er gewöhnlich zu thun pflegte: „Weißt Du was, Seraphin? Ich habe Dich lieb, ich bin Dir gut; Du kannst mich wohl leiden und mein Vater wie auch meine Mutter haben Dich gern. Komm' zu uns. Die Mutter hat gesagt, daß mit elf Kindern auch noch das zwölfte zu essen fände, und dem

Vater ist's recht gewesen. Komm' zu uns. Wir habens nicht gar so schlecht, wenn wir auch auf den „Platten“ wohnen, wo der reichen Bauern nicht viele sind. Die Mutter kocht uns in der Woche alle Tage einen Türkenpult, von dem man brav satt werden kann. An Sonntagen gibt's aber Schmalznudeln, bisweilen Abends Milch mit Brocken. Für's Gewand ist bald gesorgt: wir frieren im Winter beim Holzhacken und Streuschneiden nicht viel. Du wirst ohne Zweifel bald ebensoviel verdienen, wie ich bei meinem Bauer verdiene. Wir Kinder haben zwar keine Betten, und schlafen, wie's grad kommt, aber weißt Du was? Ich will Dich auf den Ofen lassen, wo ich selber bis dato gelegen bin, will Dir auch meinen Sack geben, zum Hineinschliefen. Da wollen wir vergnügt seyn, und groß wachsen, und stark werden, und wenn der Mensch nur einmal groß ist, so hilft ihm der Herrgott als ein kluger Alt-Vater schon weiter.“

„Du bist brav, Walt,“ antwortete Seraphin, der den gutgemeinten Vorschlag ernstlich überlegte: „ich will schon, ich esse nicht so viel; auch sind meine Augen nicht größer als mein Magen. Zudem wäre ich bei Niemand in der Welt lieber auf der Kammer als bei Dir. Du bist ja mein Herzensbruder, hast mir so vielmal gegen den bösen Liebl-Ler geholfen, der mich immer nach der Schule hat schlagen wollen, ohne daß ich ihm was gethan hätte.“

„He, weißt Du denn, warum ich Dir half? Weil Du mich lang vorher von dem schiefen Hund am Lugen-ede losgemacht hast, der mir den Fanker zerrissen hat. Weißt Du noch? Du guter Seraphin bist grob zerbissen worden von dem „Kohler“ und hast ihn doch nicht losgelassen, ihm eins nach dem andern auf's Maul gegeben, bis der Schwarze endlich geblutet hat, stärker als Du und ich.“

„Da hab' ich noch die Narbe,“ versetzte Seraphin, selbstzufrieden seinen Arm vorweisend: „Aber die Schläge, die mir alsdann der Herr vom „Kohler“ gegeben, weil ich mit dem Vieh gerauft, hab' ich gar nicht ein bisschen gespürt. Das ist alleins; Du bist mein lieber Walt, einmal und allemal, und ich möchte Dich gar nicht mehr verlassen, so lang ich lebe.“

„Drumm komm' mit mir, Seraphin. Deine Mutter wird's noch im Himmel freuen, wenn sie uns beieinander sieht. Sie hat mich wohl leiden können. Drumm habe ich auch Deiner seligen Anna ein recht schönes Hollerkreuz gemacht, geschwind nachdem Du mir erzählt hattest, daß sie gestorben; bin recht gelaufen, daß mir kein andrer Bub' zuvorkommen sollte; hab's auch Allen abgelaufen und abgewonnen; hab' dem Madl richtig das Kreuz vorgetragen und auf sein budewinzig's Grab gesteckt. Wenn Du's nicht gesehen hast, so ist schuld, daß Du so viel weintest, was ich auch thäte, wenn mir ein Schwesterl hin würde. Auch Deiner Mutter werd' ich das Kreuz vortragen und nach der heiligen Messe auf den Todtentrunk kommen, den der Grödner als ein Better der Seligen im Klosterwirthshaus gibt. Es soll mich recht freuen, wenn der Krämer oder der Schulmeister dort von Deiner Mutter den Leuten recht viel Liebes und Schönes derzählen, und — verlaß Dich auf mich — ich werd's Dir gleich widersagen.“

Seraphin weinte still beim Andenken der Entschlafenen. Bald jedoch faßte er sich und fragte mit knabenhafter Neugier: „Meinst, Waltl, daß recht viele Leute zur Leiche und zum Todtentrunk kommen werden?“

„Recht viele,“ versicherte Oswald; „Manderleut und Weiberleut! So viel Füße in Planail herumlaufen, so viele kommen auch gewiß zu uns herunter, wenn morgen die Glocken geläutet werden; aus unserm Dorfe hat der Grödner ebenfalls, was Beine hat, aufgeboden, damit es

nicht an Volk mangelt. Er will in der Kirche Alles recht schön haben, und auch beim Todtentrunk wird's brav hergehen. Dein Vetter hat extra die schöne Stube im Klosterwirthshause dazu sich ausgebeten. Die Wirthin läßt Dir sagen, Du möchtest morgen fein bei ihr ankehren. Sie hat was Gutes für Dich. Wenn Alles vorbei ist, geh'n wir mit einander heim, und Du sollst zum Erstenmal an mein Platz auf dem Ofen kommen."

Die kleinen Freunde trennten sich spät mit den brüderlichsten Versicherungen. Seraphin sah von Stund an in dem lebhaften schnellentschlossenen Oswald einen Stern der Verheißung, der die trübe Nacht seiner kindischen Sorgen völlig heiter machte.

Der nächste Tag war ein festlicher. Das einfache Gepränge einer ländlichen Begräbniß-Feierlichkeit wurde diesmal bedeutsamer als sonst, vermöge der überaus zahlreichen Begleitung, die sich versammelte, um der Abgeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen. Die ernsthaften durchfurchten Gesichter der Landleute des Bintschgaus, die den ursprünglich romanischen Typus nicht verläugnen mögen — schnell eintretendes Altern nach kurzer Blüthe — schienen an jenem Tage doppelt nachdenklich und schwermüthig. Sogar die Züge der Männer von Manail, der leichtsinnigsten und lebenslustigsten unter allen, die dem Thale anwohnen, waren der Würde der Todtenfeier gänzlich angemessen. Wer da mit dem Sarge ging, gedachte mit tiefer Betrachtung des verfallenen Glücks der Familie Plaschur, der Verirrungen des flüchtig gewordenen Mannes, der schweren Lebensleiden der armen Frau, und des wunderbar gnädigen Todes, den ihr der Himmel geschickt auf der Schwelle der Verzweiflung.

Mit dem Gottesdienste erschienen die nächsten Freunde, die Gevatterleute und Nachbarn der Verewigten, so Männer als Weiber in ihren düstern Gewändern beim „weißen Kreuz“ zum Todtentrunk. Eine lange Tafel

wartete ihrer in der sogenannten schönen Stube, die mit feinem Getäfel und Schnitzwerk verziert war. Dem uralten Gebrauch zufolge brachte jeder Gast sein flaches Brod, seinen Alpkäse in beliebiger Menge mit. Eine andere Speise darf beim Todtentrunk der gemeinen Leute nicht genossen werden, wenn schon dann und wann Reiche eine Ausnahme machten und eine ganze Mahlzeit vorsezten. Den Wein stellte dagegen der Besorger des frugalen Mahls, der Better Gröbner, im Ueberflusse auf. In zwei langen Reihen scharten sich die Geladenen und Berechtigten um die Tafel. Zahlreiche Gruppen von Bettelnden beiderlei Geschlechts, Erwachsene und Kinder durcheinander, faßten am Eingange der Trauerstube Posto, oder durchstreiften treppauf, treppab das Haus.

Mittlerweile waren in der Hinterstube des Erdgeschosses die ansehnlichern Herren von Burgeis zusammengekommen: der Schloßhauptmann der Fürstenburg, ein adelicher Rentmeister des Bischofs von Chur, dem vormals ein großer Theil des westlichen Tirols in geistlicher Beziehung unterworfen war; der Hofrichter des Klosters Marienberg, welches dazumal seine eigene Jurisdiktion besaß; der Anwald von Burgeis, wie zu jener Zeit der Vorstand der Gemeinde geheißten wurde; einige der ihm untergebenen Dorfmeister; endlich der Bader des Orts. Sie alle waren da, ihren Morgentrunk zu nehmen und plauderten von Diesem und Jenem; von den Kriegsvorfällen in Italien, von den drohenden Märschen der Franzosen; von den Friedenshoffnungen, die hin und wieder aus Wien verlauteten; von den höchst bedenklichen Maßregeln, die von der ottomanischen Pforte gegen den Kaiser genommen worden waren. Wie immer wurde von den vergangnen guten und von den herrschenden schlechten Zeiten geredet. Der Wirth, ein heitrer Mann, der ab- und zuging seiner Gäste Gespräch aufzufrischen,

wie ihren Wein, brachte die schweren Steuern und Kriegszubußen auf's Tapet; der Anwald belegte des Wirths Andeutungen mit handgreiflichen Exempeln aus der Gemeinde selbst, beklagte sich über Forstzwang und Kamin-Lizenzen schildert die wachsende Last und Armuth des gemeinen Mannes; und somit kamen die Herren unvermerkt von Neapel und Spanien, von Belgrad und Sicilien, von dem gepriesenen Land- und Feldregiment Migazzi und den geschmähten Franzosen auf des Dorfs beschränktere Verhältnisse zurück; so auf die geringen Vorfälle des Tags, so endlich auf das just abgehaltene Leichenbegängniß. —

Der Klosterrichter, noch nicht lange im Amte, fragte: „Wer ist denn das Weibsbild gewesen, das heute begraben worden? Was ist denn mit ihr vorgefallen, daß alle Welt von ihr den Mund voll hat?“

Der Rentmeister des Bischofs versetzte mitleidig: „Die Frau war zu gut für das gemeine Leben und ihr Glend. Sie mußte einen Jeden, der ein Herz hat, erbarmen. Sie hat sich mühsam durchgerungen, da sie noch ihren Mann hatte, geschweige erst, da er ihr davon-gelaufen war, nachdem er die übelste Wirthschaft gepflogen, und sein Haus an den Bettel gebracht hatte.“ —

„Hm,“ meinte der Jurist: „man hätte auf den Deserteur fahnden und ihn mit exemplarischer Strafe überfahren sollen; nach den Verordnungen des höchstseligen Kaisers Leopoldus zum Beispiel, oder nach gemeinem Recht. Was wird aus der Nachkommenschaft werden wenn eine solche vorhanden? Ich vermuthe, daß die Erbschaft nur sub beneficio inventarii angetreten werden will? Sind der Erbstellen mehrere zu der saubern Verlassenschaft?“

„Ein einziger Bub,“ entgegnete der Wirth: „der arme Heiter, wie sich's versteht, erbt nur den blauen Himmel, dreihundert und fünf und sechzig Tage in einem

gemeinen Jahr und ein paar tausend Muttmal Bergnebel auf dem Ortler. Es wäre zu wünschen, daß sich ein Menschenfreund fände, der den Seraphin zu sich nähme.“

„Ein feiner Bub’, mit offenem Kopf und rechtschaffenem Gemüth,“ bestätigte der Anwald: „Der Herr Pfarrer und der Schulmeister haben ihn nie auf einer Lüge ertappt, sagen sie, und das ist viel auf einen Sohn des Lenhard, der verlogen und falsch gewesen ist, wie’s nicht einen Zweiten gibt zwischen Nauders und der Töll.“ —

„Es heißt Alles gesagt,“ fügte der Bader, wichtig den Kopf schüttelnd, hinzu, „es heißt Alles gesagt, daß der Lenhard Plaschur noch heutzutage Verwandte im Engadin hat, die evangelisch sind, worunter sogar ein Prädikant.“ — „Ah, ah, warum nicht gar? das wird nicht seyn!“ riefen die Anwesenden im Chor, und räusperten sich und scharrten mit den Füßen; worauf eine tiefe Stille eintrat.

Der Richter unterbrach das Schweigen zuerst: „Ich möchte doch wissen... wie gesagt, ich möchte eruiert sehen, wie’s im Grunde mit denen Plaschur ausgesehen hat? Es ist so vielerlei hin- und hergetragen worden! Welche Delicta stehen denn auf des alten Plaschur Kerbholz? Ich erinnere mich, in meines Vorgängers Akten gefunden zu haben, daß ein Plaschur mit dem gegenwärtigen Beständer des Klosterhofs Premajur einen Prozeß gehabt — adhuc sub judice lis — der sich in die Länge gezogen, und nachdem die beiderseitigen Advokaten ihre rechtliche Nothdurft genugsam verrichtet...“

„Komm herein, Bub, komm herein, Seraphin,“ unterbrach des gelehrten Redners Regensburger-Kanzleistyl die rührige Wirthin, indem sie den Sohn der seligen Plaschur hereinführte: „fürchte Dich nicht, küsse den Herren die Hand und bestehl Dich ihrer Gnade. Sie meinen’s gut mit Dir, und Du kannst jezo gar nicht genug Freunde und Fürsprecher haben, Du armer Narr.“

Seraphin folgte und fing das Handküssen beim gnädigen Herrn Rentmeister an, der — ein Wohlthäter der Mutter — den Sohn liebevoll empfing und dem Klostersrichter vorstellte. „Es ist wahr: ein treffliches Ingenium spricht aus des Jungen Angesicht,“ bemerkte der Jurist; „aber was sollen wir mit ihm anfangen? Am Gericht, an der Behörde von Glurns ist es, ihm einen Tutorem zu setzen.“ — „Freilich,“ erwiderte der Anwalt, „aber der nächste beste Gutthäter, den der Bube finden möchte, dürfte herzlich gerne zum Vormund gewählt werden.“ —

Die Wirthin versetzte mit nassen Augen: „ich bäte Euch wohl um Gotteswillen, Herr Anwalt, dafür zu sorgen, daß ein rechtschaffner Mann dieser Waise Nähr- und Ziehvater werde. Es hätte sich schon einer angeboten, wie mir der Seraphin sagt: der Vitus Holzer auf den „Platten“; aber, daß Gott erbarm'! die Leutln haben schon elf Kinder und kaum genug an Brod, um diese zu ernähren.“ — „Ja, ja,“ meinte der Anwalt; „die Aermsten sind immer am ersten bereit, wohlthätig zu seyn. Sie wissen, daß der Hunger weh thut. Ist denn aber nicht der Grödner ein Anverwandter zu den Plaschur? Wie kommt's, daß nicht gerade Er....?“

„Du mein Gott!“ seufzte Wirth und Wirthin: „Wenn's auf ihn ankäme, was thäte er nicht? Aber, die Herren wissen wohl,.... sein Weib ist nicht die beste, und er hat uns heute mit Zähren im Aug' erklärt, sie habe ihm ein- für allemal verboten, für den Buben seine milde Hand aufzuthun, oder ihn in's Haus zu nehmen; und ob schon er noch gestern dazu bereit und entschlossen gewesen, hat er's doch um des Hausfriedens willen aufgegeben.“ — „Ei, da wird man die Frau nicht viel fragen! mulier tacet!“ rief der Richter, ein Hagestolz; aber auch der verheirathete Rentmeister setzte hinzu: „Das will ich meinen, Pardiou! der

Grödner soll ihr nur brev das Ellenmaß zu verkosten geben, so wird sie sich alsobald zum Ziele legen!"

„Behüt' uns Gott! Tazen und Ellenmaß!“ brummte die Wirthin, eine schlechte Lateinerin. — Der energische Gebrauch des Herrenrechts, vom Richter und Rentmeister kaltblütig empfohlen, wollte der guten Frau trotz ihres Widerwillens gegen die Grödnerin nicht recht einleuchten. Sie schüttelte den Kopf mit der Frage: „Sollte es nicht in Güte gerichtet werden können, Herr Anwald?“

Der erleuchtete Gemeindevorstand, der seine Leute kannte, nickte, sich besinnend, wie die Sache anzugreifen seyn möchte. „Hab' ich nicht gehört, daß die Grödnerin krank geworden?“ — „Ei ja,“ antwortete der Bader: „noch obendrein tüchtig krank. Sie hat ein verzweifelt böses Bein. Ich gehe alle Tage zweimal hin, es zu verbinden. Sie kommt noch davon, das ist keine Frage, denn das Weib ist zäh wie eine Rake, und was böse ist, lebt lang. Aber es wird noch bei ihr Schmerzen der Menge absetzen und eine mörderliche Todesangst, denn die Rippe fürchtet sich erbärmlich vor dem Sterben.“ — „Desto besser; so haben wir ja gefunden, was wir suchten,“ sprach der Anwald beifällig: „für's erste müßt Ihr dem Drachen etwas mehr bange machen, Meister Johannes.“ — „Das kann schon seyn, Herr Anwald.“ — „Für's zweite — wenn sie recht in Leid und Aengsten ist, die schlimme Frau — schicke ich den Pfarrer über sie, oder besser den Vater Pius, der die Leute schon schwichen macht, wenn er nur von weitem die Flammen der Hölle schildert. Ich wette: aus Todesfurcht wird sie sich wenden zur Wohlthätigkeit und Nächstenliebe, so daß sie keine Umstände machen dürste, die frommen Absichten ihres Mannes in Betreff dieses Buben zu billigen und zu unterstützen. — Was meint Ihr?“ fragte der Anwald die Dorfmeister, die ihrerseits keine Einwendung machten. Der Eine sagte, der Gröd-

ner habe ohnehin keine Kinder mehr und sey ein wohlhabender Mann. Der Andere ließ einfließen, wie auf diesem Wege doch die Gemeinde nicht bemüßigt seyn werde, einen armen Tropf mehr aus ihren Mitteln aufzufüttern. — Der Richter warf hin, er wolle versuchen, dem Seraphin, im Fall er Geschick zum Studiren hätte, eine Stelle in dem Convikt zu verschaffen, das, wie er aus guter Quelle wisse, der kaiserliche Hofkriegsrath Johann von Radiff — eines Krämers Sohn von Burgeis — am Meraner Gymnasium zu stiften vorhabe. — Der Rentmeister hingegen, voraussetzend, daß Seraphin nicht zum Studiren kommen werde, wollte, ebenfalls mit der Zeit, aus dem Buben einen Jägerburschen, einen Forstläufer, einen Holzmeister machen, und ihm zu dem Ende vergönnen, bei seinen Söhnen dann und wann als Spielkamerad vorzusprechen, und die Brosamen von Gelehrsamkeit aufzuschneiden, die etwa ihr Hofmeister vom Lehrpulte fallen lassen dürste.

Während dieses eifrigen Hin- und Herstreitens und Projektmachens um des Kaisers Bart hatte die Wirthin ihren kleinen Schützling wieder in die Schenkstube entführt. Dort sagte sie mitleidig zu ihm: „Gelt, Du Hascher, die Herren reden viel von dem, was sie in der Zukunft für Dich thun werden, aber gleich jetzt etwas zu richten, fällt ihnen nicht ein? Geh, dort steht ein Mues für Dich; isß davon, so lang Dir's schmeckt und vertrau' auf Gott mehr als auf die Menschen.“

Seraphin hockte sich hin und rief den Oswald herzu, der just hereinkam, um nach ihm zu schauen. Seraphin erzählte seinem Walzl, wie's ihm bei den Herren ergangen und sagte: „Wir wollen geschwind zu Deinem Vater gehen. Mir ist dort drinnen angst und bang worden. Die Herren wollen etwas Großes aus mir machen; aber sie ließen mich Hungers sterben, bis es dahin kommt. Ich will jedoch essen und arbeiten und

mich nicht mit Büchern plagen.“ — Um dem Hunger nicht alsogleich zu erliegen, löffelte er begierig sein Mues auf, und der Napf war leer, ehe er sich dessen versah. Derweilen erzählte ihm Oswald, wie es oben herging: daß die Leute brav tranken, daß der Schulmeister und der Grödner obenan saßen und eifrigst beim Weintrinken mit einem guten Beispiel voranleuchteten; daß der feurige Etschländer den Gästen rothe Stirnen und Nasen mache, und daß der Schulmeister bald die Danksagung anheben würde. „Diese muß ich noch hören,“ sagte Oswald: „dann gehen wir in Gottes Namen heim.“

Der Gemeindefaltner, den indessen der Anwald hinaufgeschickt hatte, um den Grödner herabzurufen, berichtete von demselben, die Danksagung sey vor der Thüre, und der Vorsitzer des Todtentrunkf könne nicht wohl vor dem feierlichen Entlassungsspruch des Schulmeisters von seinen Gästen sich verabschieden. Später werde er kommen, wiewohl nur auf kurze Zeit, indem der Anschein vorhanden, als wolle sich der Todtentrunk mit etwelchen Wirthshaus-Nachtlichtln stark in den Nachmittag hinein verlängern.

„Eine feine Aussicht,“ äußerte der Anwald mißvergnügt: „der Grödner hat, wie ich glaube, heut seinen nassen Tag, und die Planailer, denen obnehin die liebe Sonne alltäglich zweimal aufgeht, werden ihm schon dabei helfen. Dennoch möchte ich den Grödner noch im nüchternen Zustand sprechen; es ist wegen des Buben der Plaschur.“

„Ich denke, Herr Anwald,“ redete einer der Dorfmeister darein, „es wird besser seyn, wenn der Grödner einen kleinen Dampf hat. Er ist ein herzensguter Dottl und am besten aufgelegt, wenn er den Wein spürt. Zugleich hat er alsdann mehr Kuraschi vor seinem Weib, und wenn man ihn dazu gebracht, daß er im Stieber

auf etwas seinen Handschlag gegeben, so hält er auch nüchtern, was er im Räuschl versprochen."

"Das ließe sich hören," gab der Anwald zu. Der Klosterrichter kam indessen mit seinem ewig wiederkehrenden Sprüchlein angestochen: „Wenn sich nur eruiren ließe, was eigentlich der Plaschur peccirt hat, welche Delicta auf seinem Kerbholze stehen, kurz, welches ein Curriculum vitae dieses böslischen Landläufers und seines hintangelassenen Weibes vorhanden seyn möchte?"

„Alles dieses können sie weitläufig genug haben, wenn Ihnen gefällig ist, mit mir hinaufzuspazieren und die Dankagung anzuhören?" erwiderte der Anwald: „Ich vernehme so eben einen gewissen Rumor aus der obern Stube. Gewißlich hat bereits der Schulmeister seinen Stuhl gerückt und will seine Rede anheben." — „Ich gehe mit Ihnen, und sollt' ich darüber mein Mittagessen versäumen," fügte der Richter zufrieden bei, und stieg mit dem Anwald die Treppe hinan.

Die Thüre der „schönen Stube" war halboffen, und gönnte den beiden Honoratioren völlig das Zusehen und Zuhören bei dem feierlichen Akt, der sich vorbereitete. — Die gesammte Tischgesellschaft saß steif und ehrerbietig mit unbeweglichen Gesichtern auf den Stühlen. Die Weiber hatten ihre mit Rosenkränzen verzierten Hände über dem Schürzenbände gefaltet, die Männer hatten die ihrigen so straff auf den Stuhl gestemmt, als fürchteten sie, der Sitz möchte unter ihnen weg davonlaufen wollen. Neben dem melancholisch im einzigen Lehnstuhl ruhenden Gröbner stand aufrecht der Schulmeister; ein kurzer dicker Mann, der, eben um seiner Fülle willen, von der muthwilligen Schuljugend den Spitznamen „Dampfknudel" überkommen hatte. Er lehnte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch, und beobachtete vermöge dieser Fürsorge ein, wenn auch schwankendes, Gleichgewicht. Seine Augen, der flüssigen Begeisterung

voll, schauten steif gen Süden; während er vorläufig hustete, lauerte schon hinter der ernsthaft gerunzelten und glühenden Stirne diejenige Rührung, die nach dem Antrittskomplimente immer unaufhaltsamer hervordringen sollte. Er begann, der auserwählte Sprecher:

„Mit Erlaubniß! Ehrsame Herren und Nachbauern, ehrzuchtige Jünglinge, ehr- und tugendsame Frauen, auch Jungfrauen! Unsere gegenwärtige Zusammenkunft ist gewiß heute sehr traurig, indem sie uns an die Beerdigung unsrer lieben Mitschwester erinnert, wesswegen uns gegenwärtiges Traktiment von Wein, Brod und Käse vorgesezt worden ist. Doch wissen wir schon ehevor, daß alle Menschen sterben müssen, und uns desswegen die Stunde, der Tag und das Jahr unbekannt. Und so wird es mir denn erlaubt seyn, mittelst einiger wohlgemeinten Worte in Kurzem des Lebenslaufs der fürtrefflichen Frau zu gedenken, die wir heute, wie gesagt, zur geweihten Erde bestattet haben. Sie ist geboren worden im Enneberg und zwar von christlichen, leider zu frühe dieser Welt entrückten Eltern. Die Annehmlichkeit ihrer Leibesgestalt verursachte, daß ein ehrsamer Kaufmann von Bozen sie als eine Ladenmagd einstellte, woselbst sie viele Gunst bei Hohen und Niedern erlangt hat, und sattfam vergnügliche Anträge, ihren ledigen Stand zu verändern. In der Meinung, ihr Glück zu machen, verehlichte sie sich mit Lenhard Plaschur, einem detto Ladendiener aus dem Engadein gebürtig, und zwar ein Katholischer aus dem weltberühmten Brunnenorte Trasp, das zum hochfürstlich Dietrichsteinischen Lehen gehört, und zum Gerichte Raudersberg. Derselbe war in seinem Knabenalter in's Tirol gekommen und in den allerchristlichsten Grundsätzen von Gutthätern aufgezo-gen worden. Was helfen aber alle Grundsätze, wenn wir dem Teufel erlauben, an denselben zu rütteln?“

Der Redner seufzte tief, und trank, während alle

Gäste nachseufzten, auch der immer melancholischer werdende Grödner sich ahnungsvoll schneuzte, ein großes Glas Wein — wie man sagt — „über'm Kopfe“ aus, was soviel bedeuten will als auf einen Schluck und Druck. Er öffnete sodann einen Knopf an seiner Weste, und fuhr fort: „Dieser Ehebund ließ sich anfänglich, wie verlautet hat, gut an. Die Ersparnisse der Ehegatten begründeten ihnen ein feines Vermögen, und — es sind elf Jahre her — zogen sie, schon gesegnet mit einem Anäblein, in den wohlbelobten Ort Planail um daselbst ein Wirthshaus, einen Kramladen und ehrliche Landwirthschaft zu betreiben.“

„Elf Jahre und fünf Monate auf Bartlme,“ verbesserte der Vorstand der Planailer, der gegenwärtig war. — Der Schulmeister sah sehr verdrießlich zu der Unterbrechung, schnalzte indessen nur mit dem Munde, und ging in seiner Rede weiter: „Einige Jahre hindurch war Glück und Zufriedenheit im Plaschur'schen Hauswesen, aber bald blieb der Segen aus, indem sich der Mann, der zu Bogen ein häuslicher Christ gewesen, an schlechte Gesellschaft hing; und diese verdirbt, wie man weiß, die besten Sitten.“

Die anwesenden Planailer schauten sich betroffen an und zuckten etwas in die Höhe. Ein strafender Blick des Schulmeisters und des Grödnerns mißbilligendes „Pst“ stellten vorläufig die Ruhe wieder her.

„Daß ich es kurz mache: Lenhard hielt sich an die Karten und an den Wein, wurde sein eigner eifrigster Gast, und brachte im Verlauf von einigen Wintern sein Geld durch. Das Häufel mußte ihm verkauft werden, und seine steigende Unbotmäßigkeit war von der Art, daß er vielleicht noch Schlimmeres geworden wäre, als nur ein schlechter Hausvater und Verschwender, wenn ihn nicht die Noth und Schande gezwungen hätten, in die Fremde zu entlaufen, woselbst er, wie vernommen

wird, gestorben seyn soll. — Jetzt, denkt euch ein bißel in seine Seele und Gewissensbisse, ihr Männer; ihr Weiber stellt euch vor, was die arme Crescenz hat leiden müssen.“

Der Redner schwigte; die Planailer wechselten untereinander nachgiebige Blicke, die Weiber zogen entweder die dunkelblauen Sacktücher oder die Schürzenzippel vor Augen und Nase, um sich, wie in der Predigt, auf die laute Nührung vorzubereiten. Wirklich versetzte sich auch der Schulmeister in eine überreizte Stimmung, als er auf die Beschreibung von den Qualen und Bedrängnissen der Verlassenen überging und mit folgenden Worten der Zuhörer Seele zerriß: „Die letzte Kuh war aus dem Stalle, das letzte Schwein hatte verkauft werden müssen, und ein kaum gebornes Kind — Gott hat es jetzt zu sich genommen — schmachtete vergebens nach einem Trunk Milch! Die Zeiten des Glücks waren vorüber, das geselchte Fleisch hatte Platz gemacht den gesalzensten Thränen. Die Wittib — denn auch die Verlassene ist eine solche zu nennen — hat Planail verlassen und nach Burgeis ziehen müssen, wo die Barmherzigkeit ihr reichere Almosen versprach; und sie kam als eine Bettlerin, ohne Brod, ohne Geld, unter uns zu wohnen; ihr armes Herz zerstoßen von tausend Schwertern, ihre armen Würmer kaum bedeckt gegen die Kälte, die Mildthätigkeit des Nächsten ihre einzige Zuflucht. Aber diese Leidende war ein Muster der Tugend und ein Bild der Demuth und eine muthige Christin, die tapfer kämpfte gegen den Satan des Hungers und der Verzweiflung! O welch ein Beispiel! O welch ein bitteres Leiden!“

Der Schulmeister hielt inne. Die ihm zunächst sitzende Zuhörerin stimmte ihr: „Daß Gott erbarm!“ an und alle Weiber folgten ihr mit demselben Ausruf in eine Fluth von Thränen, in ein Chaos von Schluchzen

hinein. Auch der dicke Lehrer ließ sein Schnupstuch wehen vor den nassen Augen; der Grödner wurde immer blässer und stieräugiger. Er gerieth nach und nach in das trunkene Glend, in denjenigen Zustand, der aus dem besonnenen oder fröhlichen Trinker plötzlich einen heulenden Jeremias macht. Er konnte seine heißen Zähren nicht mehr zurückhalten, da mit Salbung und Weihe der Schulmeister ihn selbst anredete, und ihm sagte: „Aber sie hat, die arme Haut, einen Tröster und Pfleger an unserm verchrten Dorfmeister und Traf-tirer gefunden, wie derselbe überhaupt an alle Ecken gestellt ist, der leidenden Menschheit auf die Beine zu helfen, und diesem Wohlthäter aller Bedrängten erlaube ich mir, nach dem Requiescat für die Selige, auch noch ein bescheidnes Vivat auszubringen. Er lebe lang zum Wohl unsrer zahlreichen Armen, und meine schwachen Dienste seyen nächst Gott, dem Herrn Pfarrer und der geliebten Jugend ihm auf immerdar geweiht! Für die Verstorbne aber, liebe Freundschaft, Gevatterschaft und Nachbarschaft laßet uns beten.“

Die Weiber achteten nicht auf das Vivat, und machten sich an die für die Ceremonie vorgeschriebenen Gebete. Die meisten Männer richteten sich nach den Weibern, bis auf den ersten Trauernden, den Grödner selber, der in so ungemessenes Weinen verfiel, daß ihn der Schulmeister kaum zu begütigen vermochte. „Ich bin ein Glender, ich bin ein armer Sünder, ich bin ein verdammter Unbußfertiger!“ stöhnte der Grödner: „Wie kann ich vergelten, was Du von mir gesagt hast, Schulmeister? Du hast einen Heiligen aus mir gemacht! Schulmeister, was hast Du mit mir Abschaum von Sündhaftigkeit angefangen? O Schulmeister, wenn ich nur etwas thun könnte, um Dein Lob zu verdienen, ich armer, elender Mensch! ich wollte alles unternehmen, alles verrichten!“

„Ich will Euch Gelegenheit dazu geben,“ sagte der Anwald, der sich unbemerkt in die Stube und neben den Krämer geschlichen hatte: „nehmt des Plaschur Seraphin in Euer Haus, erzieht ihn als Euer Sohn, und Ihr habt eine Staffel im Himmel errungen.“

„Eine Staffel im Himmel?“ fragte der Grödnner ganz selig entgegen; aber auf die kurze Heiterkeit folgte ein schwerer Guß von Thränen: „Der arme Seraphin! Er soll mein Bruder seyn; nein, mein Sohn soll er werden. Sie sind ihm ein Fürsprecher, Herr Anwald, und das ist schon genug. Wo ist er? laßt nach ihm schicken, ihr Leute.“

„Gebt Ihr mir die Hand darauf?“ begann der Anwald wieder: „Bedenkt Euch wohl, der Mensch ist veränderlich.“ — „Da ist meine Hand; ach meine sündige, meineidige Hand!“ — „Bedenkt Euch; noch einmal sage ich es Euch: ich will nicht, daß Ihr morgen bereuen sollet, was Ihr heute aus guter Eingebung thätet.“

„Ich bereue nichts als meine Sünden,“ erwiderte der Grödnner mit einem abermaligen Guß von Thränen. — „Recht; aber fürchtet Ihr nicht auch Euer Weib?“ — „Da muß ich lachen,“ — er weinte heftiger — „o mein Heiland, Du weißt, daß ich nichts fürchte als Dich und die gerechte Strafe meiner Missethaten. Ich werd' einen eichenen Prügel nehmen, Hochwürdiger“ — er sah plötzlich den Anwald für den Pfarrer an — „und ihr den Buckel auf und ab karbatschen...“

„Ist nicht nöthig, lieber Dorfmeister; gebt mir nur die Hand und zwar fest und ehrlich.“ — „Fest und ehrlich, wie ein ganzer Mann.“ — „Ich werd' Euch den Seraphin selber bringen.“ — „Schön, und er soll mir lieb und wohl aufgehoben seyn, hochwürdiger Herr; aber dafür zankt in der Beichte nicht so arg mit mir wegen meiner Sünden. Wir sind alle sterblich und schwaches Fleisch.“ —

„Der weinende Krämer war dem lächelnden Anwalt, indem er ihm unaufhörlich den Rock küßte, und mit seinen Zähnen befeuchtete, bis vor die Thüre gefolgt. Die dort stehenden Dorfmeister und den Richter mit dem Finger bezeichnend, sagte der Anwalt abermals: „Eure Hand, und zwar vor diesen Zeugen; gebt Ihr sie?“ — Der Grödner that's ohne Widerrede, aber zur gleichen Zeit gab's Lärm in der schönen Stube; die Weiber stürzten wie eine aufgeschreckte Rabenschaar auf die Treppe heraus. Als die Vorsteher des Orts sich den Handel in der Nähe besahen, war's eine Kauferei. Die Planailer hatten das Ende des Gebets abgewartet, um dem Schulmeister an den Kragen zu gehen. Der kleine Mann zeterte wie ein auf die Folter Gespannter. Raum, daß er unter dem Tische Schutz vor den auf ihn herniederregnenden Faustschlägen fand. — „Heda, ihr Leute, gebt's Ruh, in Gottesnamen!“ schrie der Anwalt und die Dorfmeister hielten den hitzigsten Planailer fest. Ganz bleich vor Zorn tobte derselbe: „Was hat der Lämmel von Schulmeister uns zu beleidigen? Sind wir eine schlechte Gesellschaft? He? Wär' mir nichts lieber!“ — Ein Anderer fügte eben so erbittert hinzu: „Dem Plaschur hat's eine Ehr' seyn können, daß wir mit ihm die langen Nächte hindurch gespielt haben und seinen schlechten Wein zu trinken liebten.“ — „Laßt mich über'n Schulmeister,“ sagte ein Dritter, voll von Wein und Zorn, „der Sakra soll uns nicht mehr schimpfen, uns Planailer. Wir sind wohl etwas mehr werth, als die Herren von Burgeis.“ — „Wir werden zu Mals in den Wirthshäusern ganz anders spektirt, wie die Burgeiser, die Hungerleider,“ schrien sie durcheinander: „ein Planailer trinkt ein Pazeid voll Leitenwein, eher als ein Burgeiser für'n Kreuzer Enzian! — „Halt's Maul!“ befahl der Grödner: „macht euch durch, ihr Zöch'.“ — „Ei schau, was will denn der Kauschige?

leg' Dich schlaf'n, mit Dein'm Stieber!" höhnten die groben und undankbaren Gäste. Der Grödner kam außer sich und wollte, wenn gleich seine Augen noch von Thränen spiegelten, dreinschlagen ohne Gnade. Bei einem Haar hätten ihn die Planailer zum schuldigen Dank für die Bewirthung aus der Thüre geworfen. Aber der Anwald und seine Kollegen wußten die Sache nach mancher Mühe gütlich beizulegen, schoben die Erzürnten aus dem Hause und vertuschten den anstößigen Austritt nach Kräften. Also endete der Todtentrunk zu Ehren der Frau Crescenz immer noch ruhiger als mancher andere, und die Wirthin hatte außer ein paar zerbrochenen Gläsern keinen Verlust und Schaden zu beklagen.

Als ein weiteres Ergebniß des Tags ist noch zu berichten, daß die klugen Anschläge des Gemeinde-Anwalds mit Erfolg gekrönt wurden. Der Grödner hielt dem Seraphin Wort, und die Grödnerin, aus Furcht vor den Flammen des höllischen Pfuhls, ergab sich in des Mannes Willen. Seraphin zog in des Krämers Haus, und so lange die Frau krank lag, ging alles gut.

Zweites Kapitel.

„Ich will nicht verschweigen, daß wir euch in eine wunderliche Gesellschaft führen werden. Ein böses Weib, eine Hexe und ein verrufener Waidmann von schwarzen Künsten machen zusammen eine schlimme Sippschaft. Pantoffelherrn und dicke Sonderlingsleute, leichtfertige Hausirer und allerlei anderes gemeines Pack werden auch nicht dabei fehlen; aber denkt euch daneben ein paar unschuldige Kinder, Gletscher im Sonnenschein, trauliche Almhütten und grasgrüne Berge, so wird sich die Comödie ohne Eckel ansehen lassen.“

Prolog zum alten Schauspiel „der Venezianer.“

Wenn schon dem Seraphin seine neuen Verhältnisse nicht besonders gefielen, da er einer trüben Vorahnung nicht Meister werden konnte, so behagten sie doch dem guten Oswald noch viel weniger. Sein aufrichtiges Herz grämte sich, daß Seraphin seinen wohlgemeinten Vorschlag, mit ihm als ein Bruder zu leben, nicht angenommen. Die Jugendgefährten sahen sich von Tag zu Tag weniger. Oswald legte seinem Freund sein stilles eingezogenes Leben als einen Hochmuthsdünkel aus; Seraphin scheute sich vor der übeln Laune Oswald's. — Der Sommer zog schon stark seinem Ende zu, und die beiden Knaben waren sich fremd geworden. Keiner von ihnen wußte eigentlich den Grund dieser Herzens-Erkältung. Keiner wollte aber auch mit seinen Beschwerden heraus, und darum mieden sie sich. Indessen

Konnte Oswald diesen Zustand nicht gar zu lange aushalten, und eines Sonntags, nach dem Essen, machte er sich auf den Weg zu des Grödners Hause, um seinen Spielfamerad in die Frage zu nehmen und alles, was ihn selber drückte, von der Leber frisch weg zu plaudern. Er schlich durch die Hinterthüre in den Kramladen, woselbst der Grödner sich allein befand, nachdenkend gestützt auf einen Waarenballen. Oswald, der seinen Freund nirgends erblickte, wollte sich schon wieder leise davon machen, aber der Krämer war seiner bereits ansichtig geworden, und fragte etwas barsch: „He! was soll's, was willst Du?“ — „Ich hab' nach dem Seraphin schauen wollen.“ — „Der Seraphin ist nicht da; er ist auf dem Schloß bei den Kindern des gnädigen Herrn. Was suchst Du bei ihm? — „Ich hab' ihn heimsuchen wollen, kann aber schon wieder gehen.“ — „Hör'! Walt, laß Dir was sagen.“ — „Was denn?“ — „Schau, Du bist ein braver Bub und Deine Eltern sind rechtschaffene Leute.“ — „Danke schön.“ — „Aber Du wirst mir einen Gefallen thun, wenn Du den Seraphin seinen Weg gehen lässest; verstehst Du mich?“

Das verwunderte Gesicht des Knaben ließ errathen, daß er nicht verstanden. Der Grödner fuhr fort: „Ich will Dir noch was sagen. Du und der Seraphin schicken sich nicht mehr zusammen.“ — „Nun, nun, warum denn nicht?“ — „Weil Du's in Deinem Leben nur zu einem Bauernknecht bringen wirst; der Seraphin hingegen soll was Rechtes werden.“ — „Was denn?“ fragte Oswald halb lachend, wenn schon im Innern tief gekränkt. — „Er hat Freunde unter den Herren, ich habe versprochen, für ihn zu sorgen; er ist auch gar nicht, wofür man ihn ansieht; er hat vielleicht einen Vater, wie es keinen vornehmern hier im Land gibt.“ — „Ho, ho, das wird nicht seyn.“ — „Red' nicht so einfältig: ich muß das besser wissen, Du Aff! Verstanden? Kurz, ich will nicht

haben, daß er Deine schlechten Manieren lerne, bloßfüßig herumlaufe und nur von Kuh und Kalb zu reden wisse. Der Herr Instruktor auf dem Schlosse will ihn mit den jungen Herren aufziehen; er soll einmal studiren, oder wenigstens ein Kaufmann werden, der sich sogar in Bögen sehen lassen kann. Darum also, Walt, darum behüt' Dich Gott. Halt' Dich an andere Buben und laß den Seraphin aus. Verstanden?" — Oswald drehte sich um, ohne ein Wort zu erwiedern, schlug die Thür grob zu und lief davon.

Der Grödnner verfiel abermals in das Nachdenken, woraus ihn Oswald's Erscheinen gerissen hatte. Er zog eine braune Briefftasche hervor, blätterte darinnen in allerlei vergilbten Papieren, öffnete ein Schächtelchen, das in der Tasche verwahrt gewesen, betrachtete wohlgefällig ein darin enthaltenes Kleinod, und sagte zu sich selber: „Die Frau hat bittere Noth gelitten, und dennoch den kleinen Schatz nicht veräußert, auch keinem Menschen etwas davon geoffenbart? Er muß ihr demnach recht am Herzen gelegen haben. Die Inschrift, die Briefe, der Name, Alles stimmt zusammen. Ich gäbe wohl etwas darum, daß sie den Brief des Dragoners nicht verbrannt hätte! In selbigem Brief muß just das enthalten gewesen seyn, was ich wissen möchte. Wenn nur der Plaschur wieder zum Vorschein käme; man würde etwa von ihm erfahren, was vielleicht ein Stück Geld einbringen könnte! Aber der Plaschur hängt wohl schon irgendwo an einem lichten Galgen! Wer weiß? Es kann auch nicht wahr seyn, daß er todt ist! Zudem kann sich auch der Andere wiederfinden, und wenn ein paar Jahre später... desto besser. Die Herren, so lange sie jung sind, wollen nicht gern an die Sünden ihrer Jugend erinnert seyn; ist aber das Alter herangekommen, so fängt's Gewissen an zu beißen und vom Todtbette zu reden, und sie sehen schon das Fegfeuer

von fern blitzen, daß sie gern in sich gehen und gut machen mit Gelde, was auf andere Art nicht mehr zu verbessern ist." —

Bei diesen Worten fuhr der Krämer ein bißchen zusammen, denn er hörte den Husten seiner Frau; er verbarg Brieftasche und Schachtel, und begrüßte freundlichst die erst am selben Tage vom Krankenbett auferstandene Ehegattin. Die Grödnerin war freilich niemals schön, kaum leidlich von Angesicht gewesen, aber auch der letzte Rest dieser Erträglichkeit war jetzt aus ihren Zügen und den Umrissen ihrer hageren Gestalt hinweggeschwunden. Sie ging umher wie ein schwankender aber ruheloser Schatten, der rachsichtig einem Verbrecher auf der Ferse sitzt.

„Sind' ich Dich endlich?“ fragte sie keuchend vor Müdigkeit und Bosheit: „Was steckst Du heut am Sonntag im geschlossenen Laden?“ —

„Ich hab' gerechnet, liebe Frau, und aufgeschrieben, was wir von Bogen brauchen. Die Messe ist bald vor der Thüre, und ich will mir heuer zum Einkaufen recht Zeit nehmen.“

„Die nimmst Du Dir allemal. Kannst ja gar nicht von Bogen wegkommen, wenn Du einmal dort bist, und ich kann derweilen schimmlig werden vor Langweile, und Zwirn und Schwefel verkaufen, Tag für Tag, und mir dasjenige abdarben, was Du auf der Messe als ein Verschwender durchbringst!“

„Erzürne Dich nicht alsogleich; bist ja kaum vom Bette aufgestanden.“

„Das ist eben ein Kreuz und Leiden für Dich. Hast Dich gewiß schon auf eine Andere besonnen? Aber ich mache Dir nicht die Freude, den Platz zu räumen; noch lange nicht!“

„In Gottesnamen. Der Himmel mache Dich ganz gesund und wo möglich etwas freundlicher zu meiner Freude!“

„Halt's Maul. Der liebe Gott weiß schon was er thut; er braucht Deine Wünsche nicht. Was willst Du aber auf dem Markt einkaufen?“

„Es fehlt vieles. Der Egidi hat mir versprochen, Limonien mitzubringen. Ich erwarte ihn bald. Das Uebrige muß ich schon selbst besorgen: Mandeln, Zibeben, Stockfisch und Del, Tücher für den Kram und für unser eigen Wintergewand....“

„Das hat nicht Gil; das ist nicht heikel. Wir können schon noch auskommen. Dein Rock ist sauber; was fehlt dem Janke? Das Brusttuch ist so gut wie neu....“

„Der Seraphin sollte halt aus meinem alten Gewand ein neues kriegen,“ fiel der Grödner unbesonnen genug ein.

Zwei rothe Flammen schlugen auf den Wangen der Frau empor, da sie den verhaßten Namen hörte. „Was?“ versetzte sie, von Zittern ergriffen: „Der Bettelbub? der Gott-weiß-woher? Wär' mir nichts lieber. Unser ehrlich erworbenes Gut auf dem unehrlichen Leib des unnützen Mitessers? Du möchtest uns an den Bettelstab bringen mit all' Deinem Gesindel.“

Der Krämer schüttelte heftig und mißvergnügt den Kopf, zuckte die Achseln, rieb die Hände, kratzte sich hinterm Ohr, warf seine kurze Pfeife auf den Ladentisch und brummte ein Lied. Als aber die Frau, doppelt erbost, keine Antwort zu erhalten, mit ihrem Schelten fortfuhr, und sich theuer vermaß, den Jungen nächstens aus dem Hause zu werfen, brach der Mann endlich in die Worte aus: „Es geht nur Schimpf und Schande aus deinem ungewaschenen Maule, und doch ist der Seraphin vielleicht kein hergelaufener Bube und nicht der Sohn eines Landstreichers, wie Du ihn tausendmal heißest.“

„Biry = vary, plitschles = platschles! Du mit Deinen hoffärtigen Redensarten sollst mich nicht irre machen. Wären sie Dir Ernst, so müßte ich Dich für einen

Narren halten; denn gesetzt, es wäre wahr, was Du behauptest, und der Seraphin eines vornehmen Herrn Sohn, was hätt' er dann an Respekt gewonnen? Er wär' halt ein lediges Kind, daß Gott erbarm! ein Banfert, nichts weiter; damit basta."

"Weib!" hob der Grödner mit feierlichem Ernst und erhobenem Zeigefinger an: "Was Du von den ledigen Kindern sagst, hält nicht Stich, nicht Faden. Wenn Du jemals eine Zeitung gelesen hättest, so wüßtest Du, daß der König in Frankreich, der Sultan in der Türkei und so weiter, von Alters her dergleichen wilde Prinzen gehabt haben, die alle die vornehmsten Herren geworden sind, und nach des Königs Exempel haben auch die gnädigen Herren Cavaliere . . ."

"Pfui, schäm' Dich, dergleichen Unflat in den Mund zu nehmen," befahl das Weib. Da der Mann schwieg, fuhr die Frau, an ihn rückend, mit argwöhnischem Basilitenblick fort: "Aber das sagst Du nur im Spaß. Das ist gar nicht Dein Ernst. Wenn ich Deine Affenliebe zu dem Buben recht betrachte, so glaube ich, daß ich die Hand nicht weit auszustrecken brauchte, um den Vater desselben beim Kragen zu nehmen."

Dieses sagend, hatte auch schon das Frauengespenst den Krämer beim Nacken und zauste ihn. Er riß sich los, sprang ein paar Schritte, bis an die Wand der Ladenspelunke, zurück, und war bleicher als die schmutzige Wand. Das Weib bemerkte dieses, und rief mit Hohn- gelächter: "Sieh, wie das böse Gewissen Dich anstreicht. Welt, ich hab' nicht vergessen, daß Du zu Bosen gewesen, just zur Zeit, da die glatte Jungfer — Gott vergeb mir die Sünde — die Crescenz sich daselbst befand? Welt, ich bin nicht blind gewesen und weiß recht gut, woher die Freundschaft zur armen Frau Plaschur ihren Ursprung genommen? He, muß nicht alles kommen an die Sonnen?"

„Weib, Dir fehlt's unter'm Schlapp!“ antwortete der Krämer außer sich, denn seiner Tugend war noch nie eine größere Beleidigung angethan worden.

„Nein, nein, nein!“ versetzte die Zürnende, die eben aus ihrem Zorn neue Lebenskräfte zu schöpfen schien: „Wer Recht hat, wird ein Narr gescholten. Das geht mich aber nicht an. Alle Deine Bosheiten sind am Tag. Um den Stieffohn mir aufzuschwagen, hast Du den Pfarrer bezahlt, den Bader traktirt, dem Anwald Händ' und Füß' geleckt. Ich bin aber nicht dumm; ich bin hinter Alles gekommen, und will der Hacke einen Stiel finden; das will ich! Ich bin nicht mehr krank und blöd im Hirn; ich bin gesund, daß Du's nur weißt, und es soll noch lang dauern, bis Du mich unter die Erde bringst. Verstehst Du mich?“

Nachdem sie diesen Strahl des Grimms losgelassen, fauste die Zuchtmeisterin aus dem Laden und ließ dem bestürzten Krämer die Wahl, zu bleiben oder davon zu gehen. Nach kurzem Besinnen beliebte er das letztere und wanderte in's Wirthshaus, welches da ist die Zufluchtsstätte müßiger und geplagter Leute. Er fand dort wohl mehr als einen Hausteufelbesitzer; und Gefährten im Leide bei der Hand zu haben, ist schon ein ziemlicher Trost. —

Indessen war der gekränkte Oswald, um seinen Verdruß zu meistern, vor's Dorf gegangen, und zwar auf den Weg nach der Fürstenburg. Er trappelte so vor sich hin, da sah er von ferne eine schwarze Kutte im Winde flattern: das Gewand des Benediktiners, der bei dem Schloßhauptmann die Stelle eines Hauslehrers versah. Neben dem Mönch ging bescheiden und ordentlich Oswald's geliebter Seraphin. Dieser letztere hatte, wie Oswald zu sehen vermeinte, trotz seines dürftigen Kleides und seiner schlechten Schuhe, alle Anlagen zu einem herrischen Benehmen herausgekehrt. Oswald ärgerte

sich über den gesitteten Gang und die gerade Kopf-Richtung seines Freundes bis zum Rothwerden; er schaute bitter wehmüthig auf seine eigenen nackten Füße, und da er nicht seitwärts treten konnte aus dem Wege des Kameraden, den er um alles in der Welt gerade jetzt nicht hätte grüßen mögen und können, so drehte er den Vorübergehenden recht verstockt den Rücken zu. Seraphin klopfte im Vorbeischreiten seinem Walt auf die Achsel und sagte: „Grüß Gott, Walt. Was hast Du denn?“ — Dem Oswald war das Schluchzen nahe, aber er drehte sich nicht um. „Laß den unartigen Buben stehen!“ ermahnte der Geistliche, und Seraphin verließ seinen Freund; er ging, doch nicht ohne sich ein paarmal nach ihm umzusehen, wie der hinschielende Oswald wohl bemerkte. Jedoch war dessen Ingrimme zu groß, um ihm zu erlauben, dem nachsichtigen Freunde zu folgen, ihn um Vergebung zu bitten. Die Thränen aus den Augen reibend, mit geballter Faust in der Luft fechtend, ging Oswald auf dem Wege nach Schleiß weiter, bis er an ein Plätzchen zwischen Gebüsch gelangte, wo ein großer Stein lag, neben dem ein Bach vom Gebirge über den Weg lief. Dort setzte er sich nieder, und überdachte lange, was ihm der Gröbner von Seraphin gesagt hatte.

„Was will denn nur der alte Narr mit seinem vornehmen Geschwätz?“ fragte er mißmüthig: „als ob hinter dem Seraphin etwas Apathes steckte! Der Lenhard Plaschur ist doch auch nicht ein gnädiger Herr gewesen; sondern nichts mehr und nichts weniger als ein Bauer, der sein Geldl verlumpt hat. Ei, da gibt's in Schleiß Bauern zu Duzenden, die adelich sind, und dennoch ackern und Korn schneiden, und Schweine und Ochsen halten! Ich sage nicht, daß nicht einmal aus dem Seraphin was Rechtes werden kann. Es verdriest mich nur, daß aus mir nichts werden soll. Ich bin doch auch ein gut gerathenes Gewächs! Jetzt, dem

Gröbner und denen Herren, die sich so viel um den Seraphin bekümmern, ihnen Allen zum Trotz, möcht' ich wohl selber ein vornehmer Mann werden, wenn mir schon eigentlich nicht viel daran liegt. Wie fang' ich's aber an? Das braucht einen Kopf, einen gescheidten."

"Ich meine, den hast Du schon?" ließ sich hinter Oswald eine wohlklingende Stimme vernehmen. Der Knabe, der, starren Blicks vor sich hinschauend, seine Gedanken laut vorgetragen hatte, sah sich erschreckt um, sprang auf, zog das Hütl ehrerbietig, und betrachtete lächelnd aber verlegen den Mann, der ihn angeredet. Es war ein noch ziemlich junger Herr, in einem grauen Reiserocke von Molleton, mit einem breiten Hut auf dem Kopfe; in seiner Hand hielt er ein mächtiges spanisches Rohr.

"Fürchte Dich nicht," sagte er zu Oswald: "Ich wandre so eben von Glurns daher, und habe Dich im Rücken genommen, weil dort oben der Bach leichter zu überschreiten ist. Ich konnte nicht umhin, anzuhören, was Du Dir selber vorplaudertest. Also noch einmal: zweifelst Du an Deinem Kopfe? Deinen Augen fehlt nichts an Lebendigkeit; Deine Stirne und überhaupt alle Deine Züge geben Zeugniß, daß Du nicht Stroh im Gehirnkasten führst."

Dem Oswald war die Anrede ein böhmisches Dorf. Er lachte, ohne zu verstehen. Der fremde Herr ließ sich etwas mehr zu dem Unerfahrenen herab und sagte: "Du gefällst mir. Wie heißest Du?" — "Oswald." — "Wohl und gut. Hast Du Deine Eltern noch? Hast Du Geschwister?" — "Der Vater und die Mutter sind freilich noch am Leben. Ich habe einen ganzen Sack voll Geschwister." — "So? Wie viele?" — "Hm, ich will sie Dir gleich her erzählen. Zuerst komm ich; hernach der Hansel und der Kropf; hernach der Gansler und der Weiskopf; hernach die Trine, die schöne; das Mariele

und die Urschel; hernach das Kind und das kleine Kind, und das Kind in der Wiege. Da hast Du sie jetzt alle beieinander."

Der Fremde lachte sehr, und versetzte: „Wahrhaftig, Du machst mir immer mehr Lust, Dich näher kennen zu lernen. Wie heißt Dein Vater?“ — „Vitus Holzer auf der Platten.“ — „Holzer? Holzer? Ich kenne einen Maler, der diesen Namen führt, und aus jenem Dorfe gebürtig ist?“ — „Ja, der ist ein leiblicher Vetter von mir: der Johann Evangelist. Der Vater hat oft von ihm erzählt. Ja freilich, der Vetter Hans ist ein großer Herr geworden.“

„Möchtest Du's nicht auch machen, wie er?“ — „Ja wohl gern; ich kann schon brave Hundsköpfln auf Stecken schnitzeln, mein Zeitvertreib im Winter, wenn ich nicht mit den Geißen hinaus kann.“ — „Sieh da, recht wacker. Laß Dir sagen: ich bin ein guter Freund von dem Holzer. Ich würde ihm Freude machen, wenn ich ihm einen geschickten kleinen Vetter nach Augsburg hinausbrächte. Hättest Du Lust, mit mir zu gehen und was Rechtes zu werden?“ —

Oswalds Kopf war wie durch einen Blitz erleuchtet worden. Ohne sich zu besinnen, schlug er ein. „Führe mich zu Deinen Eltern,“ sprach der wohlwollende Fremdling, und Oswald tanzte mehr als er ging, vor dem Wundermann her, den der liebe Gott gesendet hatte, um einen „vornehmen“ Herrn aus ihm zu machen.

Der alte Holzer und sein Weib saßen daheim in völliger Sonntagruhe. Der Augenblick konnte zu Verhandlungen, wie sie der Fremde begann, nicht bequemer gewählt werden. Die Unterredung hatte deßhalb den besten Fortgang. Das Volk hat nicht Zeit, sich mit Empfindsamkeit oder Klügeleien des Verstandes abzugeben. In der Reihe der Dinge, die seine Entschlüsse bestimmen, steht vorne dran die Nothwendigkeit. Die Abwägung

der materiellen Vortheile oder Nachtheile nimmt den zweiten Platz ein; ganz zuletzt endlich werden des Herzens Gefühle in den Rath gezogen, wenn's leicht seyn kann. Als nun der Fremde dargethan, daß er ein vermöglicher Kaufmann von Augsburg, ein Obwerer sey; als er ferner erklärt hatte, er wolle besorgen, daß der berühmte, damals sehr berühmte Maler Holzer in Augsburg die Bildung des Oswald übernehme; nachdem er feierlich versprochen, für das Fortkommen des Oswald einzustehen oder denselben auf seine Kosten zurückzuschicken wenn, gegen alles Vermuthen, der Knabe nichts rechtes lernen, oder selber gern in die Heimath zurück verlangen würde; — alsdann hielten die Eheleute Konferenz nach ihrer Weise. — Die Mutter zwinkerte dem Vater ermunternd mit den Augen zu; der Alte wiegte selbstgefällig lächelnd sein rechtes Bein auf dem linken. Die Mutter klopfte dem Oswald, der stumm, aber dringend, um's Jawort bettelte, die purpurrothen Backen; der Vater maß ihn von unten bis oben mit einem Blicke, der ungefähr so viel sagte, als: Siehe, Du bist wohlgemacht von oben bis unten. Die Mutter sagte kurz: „Was glaubst Du, Zeit?“ Kurz antwortete der Vater, ohne seine Stellung zu verändern: „Wär' nicht aus!“ — Dann warf die Frau, augenspielerisch mit dem Mann, einen Blick auf den Fremden, begleitet von einem fragenden „Hm?“ — Der Mann entgegnete kopfnickend ein zufriedenes und billigendes „Hm, hm.“ — Und alsobald stand das Weib auf, und sagte, vor dem Kreuzifix in der Kammer eine Verbeugung machend: „In Gottes Namen; wenn der Walt selber gern will, so haben wir nichts dagegen.“

Nun erhob sich auch der Mann und setzte dem fremden Herrn den einzigen Stuhl zum Niederlassen vor; die Frau legte darauf ein Federkissen aus dem Ehebett, damit der Herr weich sitze. Trine, die schöne, kredenzte ihm ein Glas Enzian bester Qualität, der einzige für-

nehme Trunk im Hause; das Mariele präsentirte ihm, sich die Hände zu trocknen, ein nagelneues Schnupstüchl, das ihr der Vater vor drei Wochen von Nauders gebracht. Während dieser Ceremonien wurde der Vertrag mündlich geschlossen und mit einem Handschlag besiegelt. Es war hohe Zeit, denn unmittelbar darauf polterten Gansler und Kropf, Weiskopf und Hans, die Urschel mit dem Kinde in's enge Gemach; das kleine Kind lief juchzend den andern entgegen, und das Kind in der Wiege wachte erschreckt auf, und schrie als wie am Spieße; so daß kein vernünftiges Wort geredet oder verstanden werden mochte. Noch auf der Schwelle des Hauses, fliehend vor der tobenden Familie, versicherte Herr Obwerer den Vater, er werde binnen drei Tagen längstens den Oswald abholen; wenn etwa früher etwas von ihm gewünscht werden sollte, so möchte man nur auf's Schloß Churburg bei Schlanders schicken; er befinde sich dort in Geschäften bei dem Herrn Grafen von Trapp. — Der Name des in der ganzen Gegend wohlbekanntesten Eigenthümers und Gerichtsherrn befestigte unwiderruflich das Zutrauen zu des Augsburgers Verheißungen in den ehrlichen Bauersleuten, so daß nicht zu entscheiden war, wer von der Zukunft goldnere Träume hatte, die Eltern Oswald's oder Oswald selber.

Herr Obwerer hatte eine ansehnliche klingende Vergeltung für die ihm aufgetischte Labung auf dem Tische zurückgelassen und dieses Pfand zukünftiger Freigebigkeit wanderte in der Familie von Hand zu Hand. Oswald wurde belobt und geschmeichelt, weil er verstanden, einen so überaus guten Herrn für sich zu gewinnen. Wenn auch die eigennützige Zärtlichkeit der Eltern für den Sohn ein ungewohntes, aber gar wohlthuendes Ding war, so war doch sein Herz zu voll, als daß er lange in dem Fröhlichkeitspektakel hätte aushalten können. Er wünschte, dem lieben Freunde die Begebenheit, die

seinem Leben eine gänzliche Umgestaltung versprach, mitzutheilen. Darum entschlüpfte er der engen Wohnung, und lief, den Seraphin, allen Verboten des Grödners zum Troß, aufzusuchen. Der Abend war hereingebrochen. Oswald lauerte am sogenannten Lugeneck, wo sich die schwachhaften Leute des Dorfs zu versammeln pflegten, um die Neuigkeiten des Tags zu besprechen: der Grödner war nicht unter dem Schwarm. Oswald spionirte an den Fenstern der Zechstube im „weißen Kreuz.“ Da sah er den Krämer vor dem Wein sitzen, und zwar recht fest sitzen. „Er wird uns nicht so bald stören,“ dachte der Knabe, und begab sich schnell in die Nähe des Kramladens. Auf der Schwelle eines Nachbarhauses tratschten ein paar Weiber, und weil sie Seraphin's Namen nannten, horchte Oswald, hinter einem Brunnen verborgen, eine Weile zu. — Die Weiber erzählten einander, daß die Grödnerin den jungen Plaschur grade vor kurzem erst auf's erschrecklichste geschlagen und mißhandelt habe. „Wenn's der Grödner wüßte!“ sagte die eine, und die andre entgegnete: „Was wär's dann? Er ist nicht Meister im Haus. Er läßt sich alles gefallen, und das Weib wird immer böser. Seit ihre Kinder gestorben, und ihre Krankheit angehoben, ist gar nicht mehr mit ihr auszukommen.“ — „Ich glaub's wohl,“ bemerkte eine Dritte: „sie ist eine Hexe, das ist was altes.“ — „Eine Hexe? sollt's möglich seyn?“ — „Ja gewiß und wahrhaftig. Wißt ihr nicht mehr wie die Söldnerin Butter machen wollte und die Milch konnte nicht gerinnen? Das hat die Grödnerin gemacht. Ich bin dabei gewesen; mir hat die Hererei nichts gethan, weil ich in meinem Butterkübel einen Benediktspfening festgemacht und das Pulver geworfen hatte, das mir der Kapuziner von Mals geschenkt hat. Aber die Söldnerin konnte nichts zu Stand bringen. Da hat sie ein heißes Eisen in die Milch gestoßen und einen

Spruch dabei gesagt, und dann ging's. Die Grödnerin hatte aber am Tage darauf den Arm in der Schlinge, denn er war erschrecklich verbrannt." — „Daß Gott erbarm!" seufzten die Weiber, und die vierte von ihnen setzte hinzu: „Nun, weil's denn einmal so ist, so will ich nur auch erzählen, was ich weiß. Wir sind im letzten Winter bei einander im Kunkelheimgarten gewesen, eben die Söldnerin und die Kruckin, und Amreiters Margreth und die Madeln vom Zarabauer, und alles war gut; nun ist auf dem Ofen eine schwarze Kacke gefessen, die niemand von uns gekannt hat, und die Kacke hat erbärmlich geschrieen, daß es gar aus war. Endlich ist die Margreth aufgestanden und hat der Kack mit ihrer Kunkel einen Streich versetzt, daß sie ihr ein Bein abgeschlagen, worauf die Kacke davon gesprungen, und niemand etwas von ihr mehr gesehen. Von Stund an ist indessen die Grödnerin krank geworden, und hat einen bösen Fuß gehabt, drei Vierteljahre lang." — „Da haben wir's! da haben wir's!" riefen die Schwägerinnen durcheinander: „Gott behüt' uns und alle Christenleute vor dem Hexenweibsbilde! Darum wird sie auch den Seraphin zermartern und übel zurichten, bis er einmal aus dem Hause läuft oder an der Verzehrung stirbt; denn ein unschuldig Kind im Hause macht alle Hexenwerke zu nicht!"

Sie sagten einander „Gute Nacht," die Schwägerinnen, und hatschten in ihre Häuser. Nachdem die Thüre der letzten hinter derselben zugefallen, setzte Oswald seinen Weg weiter fort, kletterte auf den Scheiterhaufen vor des Grödners Wohnung und blickte in dessen Stube, die von einem Lichte sparsam erhellt war. Da saß das vielbesprochene Weib am Tische und die auf- und niederschnappende Bewegung ihres großen Mundes, wie auch die Geberden, die ihre langen Arme und weitgespreizten Finger machten, ließen errathen, daß sie in angelegent-

lichem Gespräch begriffen sey. Ihr gegenüber saß ein aufmerksamer Zuhörer: der im Bintschgau, Oberinntal Burggrafenamt gar wohl bekannte alte Jäger Liebl. Die Gestalt dieses berühmten Menschen paßte unvergleichlich zu der Grödnerin. Er hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und, auf die knotigen Fäuste gelehnt, schaute in's Kerzenlicht wildbraun, eingedorrt und verwittert das Antlitz des Mannes, das wohl eher furchtbar als vertrauenerregend genannt werden mochte. Zwischen den lebhaften, von schwarzen Brauen überbuschten Schweinsaugen senkte sich lang und schneidig die Habichtsnase herab auf den zusammengepreßten Mund mit schmalen Lippen, den ein weißlicher Schnurrbart überhing. Des Jägers Sinn, schon lange nicht barbirt, war ein üppiges Stoppelfeld; unter der niederhangenden Krempe des kleinen Spitzhuts von grüner Farbe, mit einem Gembart aufgepußt, stahlen sich lange Zotteln von grauen Haaren auf den Kragen des Lodenwamses. Hals und Brust, beide braungebeizt von Wind und Wetter, waren so zu sagen nackt. Ein Gürtel, mit Zinn beschlagen, hielt die schwarzledernen Hosen um den Leib zusammen, die Kniee des Waidmannes waren bloß; tiefer unten waren die Wollstrümpfe festgemacht, und verloren sich in die schweren Bundschuhe. Der Körperbau des Jägers war schwächling und scharf gemuskelt. Eine große Behendigkeit war noch den alten Gliedern zuzutrauen, und auf dem Gesicht des Liebl war ausgeprägt sowohl die schlaue Hinterlist, als auch die dreiste Verwegenheit des Luchses. — Er horchte bereitwillig dem langen Gerede der Grödnerin zu, und schien nur von Zeit zu Zeit ein beifälliges Wort oder einen Ausruf der Verwunderung zum Gespräch beizutragen. Im übrigen verhielt er sich ruhig, und nur der Qualm, den er stoßweise aus seiner kurzen Pfeife trieb, verrieth dann die Lebensthätigkeit in der Person des Zuhörers.

Dswald konnte sich selber nicht erklären, warum dieses vertrauliche Beieinanderseyn des alten Liebl und der Grödnerin ihm nicht geheuer vorkam. Der Ruf, dessen übrigens der Jäger im Lande genoß, rechtfertigte so ziemlich die Furcht eines jungen Menschen. So wie die Grödnerin im Verdacht der Hererei, so stand auch der Jäger im Verdacht gar übler Geschicklichkeiten und Handlungen. Kein frischer und frommer Waidgesell wollte mit ihm gehen und halten. Wo er sein Revier aufschlug, wichen berechnigte Jäger und Wildschützen von dannen, und Liebl jagte offenkundig nicht nur auf den Besitzungen seines Herrn, des Grafen Rhuen zu Lichtenberg, sondern wo's ihm einfiel und behagte. Sein Wohnsitz war zu Schleiß, wenn schon sein Dienst zu Lichtenberg. Im erstern Dorfe lebte er mit seinem zweiten jungen Weibe und einem Sohn erster Ehe, den er nach Burgeis zur Schule geschickt hatte, bis der Ler genug herangewachsen schien, um beim Vater in die Schützenlehre zu gehen. Zur Zeit der Jagden ging der Alte oft viele Wochen lang von Hause, „in den Berg,“ wie das Volk sagt, und wo er sich da herumtrieb und was er trieb, das wußte nur Gott und Er allein. Genug, daß ihm die Thalbewohner alles Ueble nachsagten, von unerlaubten Künsten in seinem Handwerk, von Beschwörungen und Schatzgräbereien, von seltsamen Wagstücken und Schwelgereien und nicht weniger von unerlaubter Selbsthülfe in Händeln und Gewalttrache an Beleidigern. — Der jähzornige Charakter des Mannes, die Drohungen, die nur allzub häufig über seine Zunge gingen, schienen seinen übeln Leumund zu bestätigen, seine Lust an einsamen Streifereien, seine Leidenschaft beim Scheibenschießen, beim Kartenspiel und Trunk, wenn ihm grade beliebte, unter Menschen seyn zu wollen; die ungewöhnliche Ausdauer seiner Kräfte, die ihm erlaubten, dann und wann noch ganze Nächte mit Tanz und Bechen zu

verbringen, waren zum Sprichwort im Lande geworden, und Alles, was da Böses geschah, dessen Urheber verborgen blieb, mußte der alte Liebl gethan haben. Dabei verrichtete er aber seine Dienste, wie sich's gehört, und genoß seines Grafen unumschränktes Vertrauen.

Oswald konnte allerdings nicht verstehen, was sie sprachen, die so eng beisammen saßen, aber er lugte auch vergebens nach dem Freunde aus. Auf der Ofenbank gewahrte er nur des Jägers Gewehr, das der Alte nie daheim ließ, und seine Waidtasche. Seraphin war in der Stube nicht zu sehen. Um die Zeit nicht vergebens zu verlieren, umkreiste Oswald das Haus, und entschloß sich, in die wohlbekannte Hinterthür zu dringen und Seraphin ein Zeichen zu geben. Das Gesinde, wußte er wohl, würde ihn nicht verrathen, und Grödner und Grödnerin waren ja, der eine nicht daheim, die andre verhindert, seinem Besuch sich zu widersetzen. — Doch brauchte der Knabe seinen Wiß nicht sehr anzustrengen. Auf der untersten Treppenstufe, neben dem verlassenen Hundshüttl, in tiefer Dunkelheit, saß der vermißte und sehnlichst gesuchte Freund, und sein dumpfes Schluchzen verrieth ihn dem Spielgefährden eher, als dessen Augen, wenn gleich ziemliche Katzenaugen, ihn aus der Finsterniß herauszufinden vermochten.

„Lieber Seraphin, was hast Du denn?“ fragte Oswald, indem sein Groll sowohl als seiner Eitelkeit übermüthiges Prangen dahinschwand vor dem Leiden des verwaisten Herzbruders. Statt der Antwort fiel ihm Seraphin heftiger weinend um den Hals. Oswald zog den Betrübten zum Hause hinaus, damit nicht Lärm würde, und ehe sie sich's versahen, standen beide an einem stillen Plätzchen in der Vallarga, wie man die spärlich mit Häusern besetzte Dorfgasse nennt, die in den Bergeschnitt desselben Namens führt, von wannen öfters

die Lawinen auf Burgeis niederdonnern, Gräuel und Verwüstung im Gefolge.

„Was hast Du, Seraphin?“ fragte wiederholt und hastig der ungeduldige Oswald, da Seraphin's Zähnen noch immer flossen. — „Ach,“ versetzte dieser mit einem Tone, der an Verzweiflung gränzte: „schau Waltl, wenn gerade jetzt eine Windlahn vom Schafberg herunter fiele, ich ginge nicht vom Fleck und ließ' mich gern erschlagen, wenn Du nur Zeit hättest, auf die Seite zu springen. Ach, Waltl, wenn mein Mutterl im Himmel wüßte, wie mir's da herunten geht, . . . wenn sie's wüßte, sie holte mich ab, und nähm' mich zu sich!“

Da sich nun einmal die Wehmuth in Worte aufgelöst hatte, so erfuhr Oswald alles in ein paar Augenblicken. Schon seitdem die Grödnerin gewußt, daß sie genesen würde, seit mehreren Tagen also, war sie dem Buben, dem sie zwar vorher nie ein Wort der Freundlichkeit gesagt, auffällig und spinnefeind geworden. Sie hatte ihm die schlechteste Kost zugetheilt, und ein paar Schuhe weggenommen, die ihm der Krämer geschenkt hatte. Jede Bitte des Gemißhandelten wurde mit einem barschen; „Ist gut genug für Dich!“ beantwortet, und derselbe mit der härtesten Strafe bedroht, wenn er dem Grödner auch nur die winzigste Klage vorbringen würde. Zehnmal in einem Athem hatte ihn das grimmige Weib mit den ehrlosesten Titeln belegt, die eine Schande waren für ihn und seinen Vater, und vor allem für seine so vielgeliebte Mutter. Er hatte geschwiegen und sich vertröstet. Aber heute, da er heimgekommen vom Schlosse, war die ewig in neuer Bosheit grübelnde Grödnerin auf den Einfall gekommen, ihn mit bereits und längst zerbrochenen Töpfen zum Brunnen zu schicken, daß er Wasser hole. Der Knabe hatte ihr bemerkt, die Töpfe würden nicht halten; vergebens. Wie er vorausgesehen, war's dann gekommen; von einem Hasen löste sich der Boden, der

Henkel vom andern; beide zerschellten am Boden. Und hierauf, den Buben beschuldigend, die Geschirre mit Fleiß zerbrochen zu haben, um nicht den Dienst leisten zu müssen, war sie über ihn mit des Mannes Wanderstecken hergefallen, hatte ihm, wie unsinnig, die Schultern und den Rücken zerbläut, eine Hand voll Haare ausgerissen, und ihm, nachdem sie ermattet die Hände hatte ruhen lassen müssen, angekündigt, er werde die ganze Woche mit Wasser und Brod sich zu begnügen und dabei das Maul zu halten haben. Im Falle, daß er dem Grödner klagen würde, was sich begeben, werde die Frau nicht ruhen, bis er aus dem Hause gejagt, und als Pfeifer oder Tambour unter die Soldaten gesteckt worden.

„Da hast Du nun die Bescheerung, Walt,“ beschloß Seraphin sein Klaglied, „ich bin der elendeste Bub' im ganzen Land weit und breit. Die Mutter war'n armes Weib, aber sie hat mir satt zu essen gegeben; das hab' ich beim reichen Grödner nicht; ich bin nie geschimpft worden, weder von der Mutter noch vom Vater: ich habe wohl hie und da eine Kopsnuß, aber niemals Schläge bekommen, wie man sie einem Esel oder einem schlechten Hund gibt. Und dabei ist kein End und Wend; denn der Grödner ist der Knecht im Haus, aber nicht der Herr. Soldat mag ich nicht werden und betteln will ich nicht; die Herren auf Fürstenburg und Marienberg möchten mich studiren machen, aber ich will das wieder nicht; ich kann die Bücher nicht ausstehen, kann nicht schweifeln, wie ein Hund, daß man ihm schön thun soll. Ich krieg' von der Gelehrsamkeit nichts in den Kopf, und wär' lieber ein Bauer, als ein Herr, und reiste lieber durch die ganze Welt, als daß ich mich in eine Schreibstube hockte. Beim Grödner kann ich nicht bleiben, und wenn ich von ihm gehe, werd' ich Hungers sterben. Was ist da zu thun? Soll ich in die Etsch

laufen, und den Tod im kalten Wasser schlucken? Sag mir was ich thun soll, wenn Du mich noch ein bißchen lieb hast, obschon ich das nicht glaube, weil Du seit langer Zeit so kalt und fremd und mürrisch mit mir gethan hast!"

Bei dieser Aeußerung, die so natürlich aus Seraphin's Herzen quoll, und deren Aufrichtigkeit alle Befürchtungen und Zweifel des Freundes niederschlug als Gespenster und Gespinnste eines argwöhnischen Gehirns, umarmte Oswald seinen Seraphin gleichwie mit eisernen Armen, küßte ihn derb und herzlich auf die Backen, und rief: „Du guter Narr, Du armer Narr! Und ich, der ich meinte, Du wolltest schon jetzt den Edelmann anlegen gegen mich! Geh, verzeih' mir, Du bist mein alter Bruder und wir wollen wieder gute, ja die besten Freunde in der Welt seyn. Mir ist jezo von Herzen leid, daß ich fort soll, und ich wollte doch nur gehen, weil ich meinte, Du hättest mich nicht mehr gern! Aber ich muß ja nicht gehen, kann ja da bleiben und ich will das!"

Als Seraphin vernahm, was sich mit Oswald zugegetragen, war er äußerst bestürzt, und drängte nur mit äußerster Gewalt die Thränen, die neuausbrechenden, zurück. Dennoch reichte er dem Gespielen die Hand, ja beide Hände, und bat ihn, seinem Entschluß treu zu bleiben, und dem Wink der Vorsehung zu gehorchen. — Indem nun Oswald sich sträubte, und zwar im vollsten Ernst, und der andre ihm zuredete wie ein Galgenpater, überkam den letztern eine Erleuchtung wie von oben, so daß er, selbst getröstet und ermutigt, zu seinen Ueberredungsgründen noch hinzufügte: „Schau, Waltl, nicht nur Dir, aber auch mir zu liebe geh' in die Welt hinaus. Augsburg muß zwar weit seyn, aber es sey eine große Stadt, hat mir der Grödner einmal gesagt. Man könne unser Dorf wohl zehnmal hineinstellen, und es sey doch noch Platz darinnen für zehn andere Dörfer. Daher

hat's auch Platz genug für uns zwei, Walt. Mach's mit Deinem Vetter aus, daß er auch mich annimmt; oder sey's ein anderer Gutthäter. Ich will alles lernen, alles treiben, um nur bei Dir und weit von hier zu seyn: Farbenreiben oder Rauchfang kehren, Pinsel binden oder Schuhe schmieren, alles ist mir recht. Hilf mir nur vom Grödner weg und aus Burgeis. Das andre wird schon Gott fügen. Versprich mir das, Waltl. Dagegen will ich Dir versprechen, daß ich in Gottes Namen aushalten will, wo ich bin, bis Du mir eine Nachricht geben wirst. Du kannst so so schreiben; ich kann so so Geschriebenes lesen, und die Post kommt alle Woche einmal aus der weiten Welt nach Burgeis. Da will ich die Wirthin im weißen Kreuz, wo der Postreiter ankehrt, bitten, daß sie mir den Brief aufhebt, auf dem geschrieben seyn wird: An den Seraphin Plaschur in Burgeis; damit nicht der Grödner oder die Grödnerin denselben in die Hände kriegen. Denn, das sag' ich Dir: hab' ich den Brief und darf ich kommen, so mach' ich mich durch, und müßt' ich mich fortbetteln von Haus zu Haus, ohne Schuh' und Strümpfe; und müßte ich einem Kälberfuhrmann als Spitzhund dienen bei Tag und Nacht, und knurren, unterm Wagen als wie ein Spizl, damit er mich nur mitnimmt. Freilich — dürst' ich nicht zu Dir kommen, so wär' ich übel daran, aber doch nicht übler, als heute, denn der Vater hat oft gesagt: Man gewöhnt sich an den Teufel. Aber gelt . . . Du lässest mich nicht im Stich, Waltl? Ich mein' immer, wir müßten's noch mit einander haben im Leben, he? es wär' Schad', wenn wir auseinander kämen, und der liebe Gott wird schon so gut seyn, da wir uns lieb haben, recht lieb!"

Dswald verdoppelte, da er seinen Seraphin so begeistert und frisch sah, seine Umarmungen, und rief: „Was Du gescheit bist! Was Du gescheit bist! Das

wär' mir im Leben nicht eingefallen; aber ich will's schon machen, wie Du gesagt hast. Ich will dem Vetter schon recht schön thun, will ihn streicheln und ihm schmeicheln, die Stiefel ausziehen und die Schlafhaube bringen und Alles thun wie ein fleißiger Knecht. Und wenn ich bei ihm recht in der Woll' sitze, so rüch' ich hervor mit dem Herzensfreund, und er schlägt mir's dann gewiß nicht ab. Lieber Gott, wie sich der Mensch doch geschwind verändern kann! Vor einem Vaterunserlang hab' ich gemeint, ich könne und könne nicht mehr von Dir scheiden, und jezo wollte ich, daß es morgen schon fortginge; denn je früher ich dorten, je eher wirst Du bei mir seyn, lieber Seraphin. Wirst Dich freilich kuschen müssen, Du guter, und's gute Mandl machen und nicht die Augen verzuken, wenn die alte Grödnerin noch so schief aufzieht, aber es wird und soll gewiß nicht lang dauern. Hab' nur Geduld. Wir werden alle Tage älter. Ich bin auf Peterlangets schon fünfzehn Jahre alt. Und du?"

„Ich bin dreizehn vorbei. Der Grödner hat unter den Sachen von der Mutter einen Tauffchein gefunden, der mich um ein Jahr älter macht, als ich gedacht habe.“

„Desto besser. Du siehst auch eher fünfzehn Jahre gleich, als ich, dem man nicht dreizehn geben möchte; denn Du bist groß, wirst ein langer Bursch werden, und Dich bald nicht mehr zu fürchten haben wenn's an's Raufen geht.“

„Ei, ich fürcht' mich schon jetzt nicht mehr. Jetzt sollte der Ler, der Sohn vom alten Liebl, an mich kommen; ich würd' mich schon besser wehren können.“

„Hoi! da fällt mir was ein, Seraphin. Der Liebl sitzt droben bei der Grödnerin. Was haben sie miteinander zu tuscheln?“

„Wenn ich's doch nicht weiß? Aber sie sind oft beisammen, hab' ich gehört. Mein Vater hat ein paarmal

erzählt, daß der alte Liebl hat einmal die Grödnerin heirathen sollen. Es ist lang' her, Walt, aber es ist damit furios zugegangen. Ich weiß es nicht mehr ganz bei Kreuzer und Heller, aber die Sach' ist, daß die Grödnerin hat auf der Scheibe herausgeschossen werden sollen, und der Liebl hat's beste Numero gehabt. Um den Andern, der ganz fuchtig darüber war, noch mehr zu tragen, hat der Liebl gesagt, er wolle das Weibsbild auch nicht, und hat sie dem Grödner abgelassen, der sie gern genommen hat. Die Grödnerin ist darauf dem Jäger lang böß gewesen . . . ich glaub's wohl, ich, — haben sich aber hernach wieder vertragen und sind gute Freunde worden und geblieben. Drum kommt der Liebl oft in's Haus, und das Weib muß ihn zu etwas brauchen können, denn sie ist gar zu hül mit ihm. Auch der Grödner schlägt ihm nicht leicht was ab, und das ist alles, was ich weiß."

"Nun ja, z'wegen meiner, schon recht. Haben sich viele zertragen und hernach wieder verstanden. Nimm Dich aber vor dem alten Schnauzl in Acht."

"Warum? Er thut mir nichts, und mit seinem Buben hab' ich nichts mehr, seitdem er auch im Dienst ist, und in Schleiß wohnt. Ich komme nicht hin, er kommt nicht her; basta, wie die Grödnerin sagt."

"Dennoch paß auf und sey auf Deiner Hut. Ist doch der Ler schon ein so wilder Vogel, wie muß erst sein altes Schnurrbartl seyn? Er hat, wie's heißt, schon manchen auf's Dach geschossen, daß ihm die Spaken heruntergefallen sind, und Hören und Sehen vergangen ist. Wer weiß, ob nicht die Grödnerin ihm's Pulver und das Blei schenkte, um Dich aus der Welt zu schnellen?"

Seraphin lachte hell auf. „Geh, geh; bist ein rechter Tapalori! . . .“ rief er neckend: „Willst mich fürchten machen? ich armer Bub bin ja nicht einen Schuß

Pulver werth, und die Grödnerin verschenkt gar nichts in der Welt, ob klein oder groß. Sie hat Futterkraut und Körner genug im Kasten, und ein Vogel frißt nicht viel; aber ich muß für mein armes Rothkröpfel das Futter selber suchen und zusammenbetteln, wenn das Thierl nicht verhungern soll. Sieh, Walt, der Vogel ist meine einzige Freud'. Weißt Du? ich habe selber ihn gefangen. Ich hab' ihm viele Künste gelehrt, die sonst ein Rothkröpfel nicht lernt, denn es will eine himmlische Geduld dabei seyn, und ich hab' Geduld — Gott weiß das — und kann mit dem Abrichten umgehen. Meine arme Mutter hat den Vogel gern gehabt, und wenn er aus'm Häußl gekommen ist und hat ihr sein Buckerl gemacht, so hat sie von Herzen gelacht. Denk' Walt! sie hat sonst wohl nimmermehr lachen können, aber weinen mehr als genug. Auch mein Annele hat den Rothkropf so gut leiden können, daß sie ihn schier einmal in ihren kleinen fetten Praxl'n zerdrückt hätte, wenn ich nicht dazu gekommen wäre. Darum hängt meine Seel' an dem Vogel und ich geb' ihm gern von meinem farg zugeschnittenen Brod, weil er mir die Zeit vertreiben soll, bis ich wieder zu Dir komme und alle die dicken Bücher hinter mir lassen kann; denn ich will nicht ein Kaufmann und nicht ein Herr Pfarrer werden, das ist mir all' schon verleidet. Wenn ich aber Deinen Brief habe und selber ein Nest draußen in der Welt weiß, dann will ich dem Rothkropf sein Gattl auffperren und ihn fliegen lassen in die Freiheit. Es gefällt auch dem Vogel nicht beim Grödner, und ich kann's ihm nicht verdenken."

„Besser wär's, der Vogel legte Dir ein paar goldene Eier, Seraphin. Was ist denn aus des Dragoners Dukaten geworden, weil sie mir just einfallen?"

„Hm, der Grödner hat sie mit allem, was meine Mutter hinterlassen in Verwahrung." Seufzend setzte Seraphin bei: „Ja, wenn ich die Dukaten hätte...."

's wär nicht aus. Da wär' mir schon geholfen, und Augsburg nicht mehr so weit von hier, als wohl jetzt. Du, Walt! wie lang' kann Einer mit zwei Dukaten leben?"

Dswald fragte sich verlegen. „Da frag' Du das Benediger Mandl. Ich weiß nicht. Aber so ein Goldbaßl muß viel, viel werth seyn. Mein Vater hat erst heute gesagt, er habe es nie zu einem Dukaten bringen können, viel weniger zu zweien.“

„Walt! wenn ich die Dukaten derwische, so werde ich mein Glück damit machen!“

„Ich wünsche Dir's von Herzen. Wenn Du sie nur schon derwischen hättest! Aber die Grödnerin gibt nichts mehr heraus. Schleck' Dir's Maul ab, Seraphin.“

„Kannst recht haben, Walt!“ versetzte Seraphin traurig. — Indessen schlug es auf dem Thurm der Pfarrkirche neun Uhr. „Hoho!“ sagte Dswald, „jetzt muß ich heimgehen, oder 's gibt Schläge!“ — Verzagt erwiderte Seraphin: „Schon so spät? Nun, ich werd's kriegen. Gut' Nacht, Walt. Wann seh' ich Dich wieder?“ — „Hm, Morgen soll ich zu der Nahndel in's Schlinig gehen, um von ihr mich zu beabschieden.“ — „Und ich hab' schon Befehl, mit einem Fassl Brantwein auf die Alm zu steigen. Die Senner haben droben einen Festtag. Es soll nicht schlechter seyn, als die Kirchweih von St. Martin.“ — „Das ist ja prächtig! Da lauf' ich über'n Bergsteig auf die Zerzeralp, und finde Dich dort, mein lieber Bruder.“ — „Recht, bist brav. So wollen wir's machen!“ — Nach diesem herzlichen „Gut' Nacht“ ging Einer hier, der Andere dort hinaus. —

Dswald, die Hoffnung und Zuversicht seiner Eltern, wurde wegen seiner Verspätung nur mit einem leichten Verweis bedacht. Seraphin hingegen mußte hungrig zu Neste kriechen, und statt aller Erfrischung ein tüchtiges

Kapitel — diesmal aus des Gröbners Munde — geduldig hinnehmen. Was kümmerten ihn jedoch die Leviten? Seine Zukunft schien ihm gesichert. Mit Walzl's Beistand sollte es ihm nicht fehlen. Er machte es daher wie sein Rothkehlchen: er schlief fest und wohlgemuth, ohne von dem gelben Spitalgesicht der Hausfrau, noch von den groben Redensarten des Krämers zu träumen. Das Morgenroth kam dem Schlummernden allzufrühe über die Berge herauf, und dem Morgenroth und Morgennebel folgte gleich der Wecker: die freischende Stimme der Gröbnerin. „Willst den ganzen Tag verschlafen?“ zürnte sie, „solltest schon auf der Alp seyn, Du Faulpelz!“ Nach diesem unfreundlichen Morgengruß hing ihm das Weib sein Brantweinfäßchen um, schob ihm einige Zinnbecherchen in den Sack, beschenkte ihn mißwillig mit einem Stück mißlichen Brods, und jagte ihn von dannen. „Du weißt,“ rief sie ihm nach, „was Du mitnimmst, und wieviel an Geld Du heimbringen mußt. Schleun' Dich und schenk oben brav ein. Weh Dir, wenn Du einen Heller weniger, als Du sollst, von der Alp mitbringst. Marschir, Du sauler Bube.“

Seraphin hatte viel Hunger. Der Weg auf die Alp ist weit. Um ein Bröckel Fleisch zu seinem schlechten Brode zu betteln, schlich der Knabe in das Kreuzwirthshaus zu seiner Gönnerin, der menschenfreundlichen Wirthin. Es war so früh am Tage, daß die letztere, kaum aufgestanden, noch im Begriff war, sich anzukleiden. Daher wartete Seraphin, am Küchenfeuer sich wärmend. Die Leute achteten nicht viel auf ihn, denn es war schon zu so früher Tageszeit eine Kutsche ein sehr dicker Mann, eine gleichfalls wohlbeleibte Frau, und mit ihnen ein mürrisch aussehender Junge, etwas älter als Seraphin, und ein gar herziges Töchterchen, mit dem jungen Plaschur von einem Alter. Diese Familie reiste aus dem Ultner-Badenach ihrer Heimath zurück, und hatte in Mals über-

nachtet. Das alte Fuhrwerk war aber beim Hereinfahren nach Burgeis zerbrochen, und die Noth der Reisenden groß.

Während nun Wirth und Knechte, Schmied und Wagner das aus dem Leim gegangene Gefährt umstanden und großen Rath hielten, während der dicke Mann mit seiner fetten Stimme eine Litanei des Mißvergnügens nach der andern in singendem langweiligen Tone ableierte, sagte die Frau, die rascherer Natur und sehr verständigen Wesens schien, zu der so eben erscheinenden Wirthin: „Was ist's nun weiter? Das Lamentiren hilft nicht. Der Wagen muß hergestellt werden, und so wie es kein Wunder war, daß er nach so langen Diensten zerbrach, so wird's auch keiner Mirakel bedürfen, um ihn wieder nothdürftig herzustellen. Wir kommen halt um einen Tag später nach Hause, und das ist alles. Derweilen sind wir ja hier gut aufgehoben, und Ihr jagt uns nicht von dannen, Frau, nicht wahr?“ — Die Wirthin war die Freundlichkeit selber und bot alle Dienste an. Der dicke Mann konnte sich jedoch kaum zufrieden geben, und sein vorlauter Sohn stimmte in die Aeußerungen seines Mißvergnügens ein, bis die Mutter endlich mit dem Gewicht ihrer Autorität einschritt und rief: „Schämt Euch, ihr Mannsbilder. Macht ein Ende mit dem müßigen Klagen. Nimm Du den Wagen hinweg, Schmied, und flicke ihn und damit holla. Unser Haus wird uns nicht davonlaufen und hat die Frau Mutter bis daher die Wirthschaft versehen, so thut sie's auch noch einen Tag länger. Kommt herein, alter und junger Peter. Der Landtag hat lang genug gedauert. Laßt nur die Leute machen, es wird schon recht werden.“

Die Anrede der Gattin wurde dem dicken Manne augenblicklich zum Gesetze. Er, der eben vorhin alle Berathungen und Hülfeleistung durch seine Klagen gelähmt hatte, steigerte sich plötzlich zur größten Hestigkeit,

machte den Handwerkseuten Vorwürfe über ihre Saumseligkeit, bedrohte sie mit Zorn und Strafe, wenn sie nicht auf der Stelle sich an die Arbeit machten, fragte, ob sie ihn für einen armen Teufel hielten, der die so nothwendige Arbeit nicht bezahlen würde, und schimpfte über die Nachlässigkeit, womit die Fremden sich überall behandelt sähen. Nach dieser Aufwallung drehte er sich höchst friedlichen Angesichts um, und sagte zu seiner Frau: „Marianne, es ist nun einmal nicht anders. Geberde Dich wie Du willst: wir können heut einmal nicht weiter, aber den Kopf wird's darum nicht kosten. Wenn mir nur meine Special-Vögel nicht Noth leiden! Aber die Frau Mutter, die bis daher Alles versehen hat, wird auch noch ferner sorgen.“

Die Frau schmunzelte, als eine an dergleichen Verwandlungen schon längst gewöhnte; der Wirth murmelte etwas von einem „kuriosen Kampf“ zwischen den Zähnen, und die Dienstleute stießen sich lächelnd mit den Ellenbogen an. Aber Seraphin, an der Küchentüre lehrend, hatte schon seit geraumer Zeit nur Sinn und Auge für einen Gegenstand, für das kleine Mädchen gehabt, das theilnahmlos dem Handel zugesehen. So wie die Kleine da stand, mit der Hand an der Mutter Schürze, gehüllt in einen bunten Rattunmantel, ein Tuch um die rothigen Wangen geknüpft, fesselte sie des Knaben Aufmerksamkeit dergestalt, daß er sich nicht erinnern konnte, jemals etwas ähnliches erfahren zu haben. So ungefähr hätte sich Seraphin seine Schwester Anna gedacht, wenn sie zu höhern Jahren gekommen wäre; aber dennoch schien ihm die Fremde ungleich niedlicher als die selige Anna, ein Wesen höherer Art, ein Engelchen, wie es noch niemals schöner in Processionen auf dem Ferulum getragen worden. Ihre feinen blonden Haare strahlten ihm wie eine Krone von Sonnengold; ihre Nase, die etwas hoch in die Morgenluft hinauswitterte, dünkte ihm

unvergleichlich; ihren hellen blaugrauen Augen stand nach seinem Erachten der Preis vor allen Augen der Welt zu, und über ihren kleinen Mund, in den sich Seraphins lüsterne Rothkehlchen wie in eine herrliche Vogelbeere vergafft haben würde, — über ihren Mund ging vollends nichts auf Erden. Der Knabe, des Mädchens Wangen Stirne und Hals betrachtend, wußte auf einmal, ohne daß ein Dichter es ihm gesagt hatte, was schöner noch als wilde Rosen sey, und weißer noch als Schnee. Er sah steif und fest das Mädchen an, aber das Mädchen achtete seiner nicht. Er wünschte sehnlichst, ein kleines Wort aus ihrem rothen Munde zu hören, aber das Mädchen sprach nichts, gar nichts, und ging mit Vater und Mutter, Bruder, Wirth und Wirthin in die Hinterstube, ohne sich umzusehen, ohne einen Laut von sich zu geben. —

Seraphin lauerte noch ein paar Minuten nach der Thüre der Stube hin; umsonst. „Was machst denn Du noch hier?“ fragte ihn plötzlich eine Dirne, „Du wirst's kriegen, wenn Du zu spät auf die Alm kömst!“ Diese sehr richtige Bemerkung machte, daß Seraphin sich zusammennahm; vergessend, weshalb er dagewesen, still hadernd mit der lästigen Pflicht, fürchtend, die Kleine, die er gar zu gerne Schwester genannt hätte, nicht wieder zu sehen, eilte er davon. Die wohlbekanntenen Schliche durch's Dorf einschlagend, damit er von der Grödnlerin nicht gesehen würde, machte er schnelle Füße. So vergaß er für eine Weile, was ihn ungewöhnlich bezaubert hatte. Die vielen Leute, die er auf dem Wege fand, und die alle im Begriff standen, sich auf die Alp zu begeben, zerstreuten ihn ebenfalls durch ihren Zuruf freundlicher oder spöttelnder Art; aber bald hatte er alle dahinten gelassen, und stieg emsig, da wo der Weg von der Haide links bergauf führt, zum Skaderhof hinan. Der Morgennebel wich allgemach, die bereits herbstelnde

Gegend legte wieder ein heiteres Kleid an. Seraphin wußte indessen nicht, wie ihm geschah, wenn er dann und wann, einen Augenblick rastend, die Gegend übersah. Sobald er an die Tochter des dicken Mannes dachte, so grünte und lebte alles, was ihn umgab, schöner und üppiger, als selbst im Sommer. Das Gras spiegelte in fettem Glanze, Blumen sprießten daraus hervor; in den längst abgeräumten Hecken des Skaderhofs hingen noch Lasten von schwellenden Johannisbeeren oder Zaufen, wie man sie im Lande nennt. Höher hinauf, im Waldweg, den der Knabe betrat, war ihm bisweilen, als höre er den Guckuk schlagen, den Frühlingsgefährten; als sehe er rings umher unter den feierlichen Bäumen die Mostbeeren stehen, frisch, wie über Nacht gewachsen, und eine glänzende Fülle von rothen Granaten; als neigten sich überall auf schwanken Zweigen die süßen Zwispeln über den Pfad, und durch das grüne Geäste, besetzt mit buntbesiederten Singvögeln, spielte die Sonne des Brachmonds oder besser noch die jüngere Maiensonne. — Wendete Seraphin jedoch seine Gedanken der kargen Heimath zu, an die er jezo gefesselt, ein geplagtes verlassenes Kind, so war's aus mit Mai und Frucht und Fülle: der Rasen war grau, in den Lüften flogen rauchstimmige Gratschen, Eichkäskn huschten von Zweig zu Zweig statt der Nachtigallen, und keine Beere war mehr zu sehen unterm Schatten der ernsthaft emporragenden Zirbelnußbäume.

Von den abwechselnden Blendwerken seiner erregten Einbildungskraft umgaukelt, gelangte Seraphin zum Zerzer-Brunnen, wo er rastete, und seinen Gaumen erquickte, die Gesundheit des unbekanntes kleinen Mädchens trinkend und seiner eigenen Zukunft Wohlergehen. Eine Strecke vom Brunnen führte ihn sein Pfad an dem Plaze vorüber, den man „bei den wilden Fräulein“ heißt. Eine Volksfage umgibt diese Stelle mit einer gewissen

Wichtigkeit. Vor alten grauen Zeiten hausten dort in einem zauberischen Schlosse drei Feen, Töchter des Waldes und der Alpenluft, den Hirten und Jägern bald freundlich, bald wieder tückische grausame Feindinnen derselben. Im Lauf der Tage war ihr Schloß verschwunden, doch schwebten sie frei und freischaltend ferner über Berg und Klippe und Forst. Die Sage bringt, daß an des Schlosses Stätte ein Opferaltar aufgerichtet worden sey, wo die Hirten und Waidgesellen ihrer Ziegen und Jagdbeute Erstlinge niederzulegen pflegten, als ein Geschenk, die Gunst der „wilden Fräulein“ zu verdienen. Doch sobald das Christenthum bis auf die Spitze der Berge gedrungen, und das Martinskirchlein auf der Alpenhöhe gegründet worden war, hatte man den Altar verwüstet, den Brunnen daneben verschüttet, und aus dem Gebrauch, daß jeder, der zum erstenmal die Alp bestieg, verhöhrend einen Stein auf die Trümmer warf, mit den Worten: „Das für die wilden Fräulein!“ war schier ein Gesetz geworden. — Seraphin vergaß des Brauchs nicht, und hob aus rauhem Grunde einen Kiesel, und schleuderte ihn auf den dort liegenden Steinhaufen, und dachte dabei: „O möge damit mein ganzes Ungemach in Stücken gehen und begraben seyn unter jener Last!“ —

Da kreischte eine Stimme hinter dem Trümmerberg hervor: „Du unnützer Bube, warum wirfst Du mich?“ Der Knabe erschraß sehr; er vermeinte die Gröbnerin zu hören, wenn nicht gar eins der wilden Fräulein in Person. Doch graute ihm noch mehr vor der Gröbnerin, als vor dem Waldgespenste. Er duckte sich ein bischen, als ein abermaliger Zuruf ihn bewog, die Augen aufzuschlagen. An die Steine gelehnt, stand ein Weibsbild vor ihm, das zum Glück weder der Krämerin noch dem Alpengeiste ähnlich sah, wenn auch ziemlich alt und unschön. Eine sogenannte Schwagerhaube — in jenen Gegenden damals noch unbräuchlich — verhüllte ihre

Haare und drückte tief auf die Augen herunter; ein Männerkamisol umhing schlotternd den magern Oberleib; ein Wisling mit tausend Falten und in schlechtem Zustande bedeckte den übrigen Körper bis auf die Schienbeine und Füße, die auch besser in Lumpen verborgen als nackt gewesen wären. Die Person trug einen Waldstocken und einen dünnen Bündel. Sie schaute finster auf den Knaben und wackelte mißbilligend mit dem Haupte, dem die wollene Grenadiermütze etwas besonders Unheimliches verlieh.

Seraphin, obschon verlegen, nickte dem Weibe zu, und rief laut: „Gelobt sey Jesus Christus!“ — „In Ewigkeit,“ antwortete das Weib und verneigte sich demüthig. Nun, dachte der Knabe bei sich selber, wenigstens ist sie nicht vom Teufel, die Alte; — faßte auch von Stund an Muth, und fügte freundlich hinzu: „’s thut mir leid, wenn ich Dich getroffen habe, altes Weibele; ich bitt’ schön ab.“ — Worauf sich der Betagten Gesicht merklich erheiterte, so daß sie recht gutmüthig erwiederte: „Bist brav, bist brav, Gott vergelt’ Dir’s, schöner Bub!“ — Dann kam sie herangebatscht, liebäugelte mit dem Fäßchen auf Seraphins Rücken, und sprach: „’s ist jetzt gar warm geworden, und ich muß Kräuter suchen; mir thut das Kreuz so viel weh; wenn Du mir ein wenig Branntwein gäbest, daß ich mich einreiben könnte?“ —

Die Alte bat so schön, daß Seraphin sich dachte: auf ein paar Tropfen wird’s nicht ankommen. „Hast Du etwas, den Branntwein hincin zu thun?“ fragte er. — „Gib nur her, wirst schon sehen.“ — Und als Seraphin ein Bechérchen voll hingereicht, schluckte die Alte mit Begierde den Trank und sagte: „Gott vergelt’ Dir’s, schöner Bube.“ — „Aha, geht’s so?“ fragte wieder Seraphin, etwas ärgerlich. Das Weib, den Becher in Händen, bettelte noch einmal: „Gib mir jetzt auch was

für den Magen; hab' seit gestern nichts genossen, und das ist ein ferngesunder Enzian." — Seraphin wollte nicht recht daran. Wenn's die Grödnerin merkt?" sagte er bedenklich, aber das Weib bat wiederum so schön, daß der Knabe willfahrte. Und so ging's zum drittenmale, um, wie die Alte versprach, auf des Knaben Gesundheit zu trinken. Sodann gab sie den Becher wieder zurück, schaute dabei in die Hände des Knaben, und murmelte wohlgefälligen Blicks und Seraphins Wange kneipend: „Gott wird Dir tausendmal die Wohlthat vergelten; Du wirst immerdar Glück haben, mein Sohn. Ich seh' in Deinen Händen lauter gelbe Vögel; gelbe Vögel, Kind, die funkeln wie Dukaten, und das bedeutet Ehr' und Reichthum aus Armuth und Verdruß. Bleib' immer fromm und wohlthätig, vor allem wohlthätig, und verzeih allen, die Dir Uebles thun, oder die es thun möchten. Dein Enzian war gut, und wenn Du mir einmal zu Haus begegnest, will ich Dir was schenken. Behüt' Dich Gott!"

Nach dieser lebhaft und branntweinlaunig hergeplapperten dumpfen Rede kehrte die Alte wieder nach ihrem Steinhaufen um, und ließ den Seraphin ziehen. Er verdoppelte, halb verdrießlich ob der zudringlichen Zusprache, halb vergnügt, daß die Begegnung leidlich abgelaufen, seine Schritte. Schon hörte er die zur Alp steigenden Leute im Walde, wie die einen laut scherzten und die andern laut beteten; schon hörte er hoch über der Region, die er durchschritt, das Jauchzen der Senner. Er spütete sich, hielt sich nicht auf beim „Donnerbaum," einem alten vom Blitz zerschmetterten Knorren, worein der Alpensteiger bei der ersten Fahrt zu beißen gehalten ist, — weiß Gott warum? — er lüpfte sein Hütlein eilfertig vor dem Bildstöck zu den „armen Seelen," die, aus ihren Flammen hervorschauend, den Wanderer um ein Gebet anslehen; rasch klimmte er die „Platten."

Hinauf, raube Felsenstufen, die zur ersehnten Höhe geleiten. Ihn beflügelte das helle Geläut der Kapellenglocke, das zum Gottesdienste rief. Schon war die Bevölkerung des Zerzer-Alpenthals vor dem Gotteshause versammelt, und mit ihr eine ziemliche Menge von Dorfbewohnern, die früher und rüstiger als Seraphin und seine Nachgänger das einfache Fest zunächst der Alpen-einsamkeit aufgesucht hatten. Emsigere Spekulanten mit Branntwein aus dem Schlinig hatten ihm bereits den Rang abgelaufen. Zum Gottesdienste eilend, wollten die Anwesenden von Seraphin nichts kaufen; doch tröstete er sich auf die Stunde nach der heiligen Feier, und wohnte der letztern mit aller Andacht, ohne Beforgniß bei.

Die Veranlassung des kleinen Festes war diese: eine Krankheit, die zur Seuche zu werden gedroht, war unter dem zur Alp getriebenen Viehstand ausgebrochen gewesen. Die Eigenthümer in ihrer Noth, hatten, nebst den bräuchlichen Arznei-Mitteln, ihre Zuflucht zum Gebet genommen, und im frommen Vertrauen auf eine rettende Hand im Himmel allerlei Gelöbniße gethan. Unter andern war eine Messe vor dem Altar des heiligen Martin auf der Zerzeralp unter den Verlöbnißen gewesen. Diesem Verspruch eben wurde heute genug gethan, da die Absicht vollkommen erreicht und das Vieh gesund worden war. Die kleine Festlichkeit gab, so wie zu anderer Zeit die Kirchweih, Anlaß zu starkem Besuch und zur Unterhaltung des Volks, das vor und nach der Andacht auf der Höhe einige Stunden mit Umherschlendern, Plaudern, Ausruhen und Trinken zubrachte. Der Enzian, der König aller gebrannten Geister jener Gegenden, spielte dabei eine wichtige Rolle.

Seraphin, der zum Nutzen seines Patrons ein Spender jenes köstlichen Tranks seyn sollte, versprach sich, wie schon gesagt, wenn gleich etwas spät angelangt, noch

einen guten und schnellen Absatz; es waren ja nach ihm noch viele Leute eingetroffen, und von diesen Nachzüglern war schon in der Hälfte der Messe die ganze Kirche angefüllt worden. Der Knabe betete daher sorgenlos für seine Abgestorbenen, für seinen Vormund und sogar für dessen hartes Eheweib, für seinen Walt und für sich selber um Alles, was da gut ist im Himmel und auf Erden. Zwar wurde hin und wieder seine Andacht gestört, indem er an die wunderliche Alte sich erinnerte, die ihm eine goldene Zukunft prophezeit hatte. Zum Glück hatte er sich aber nicht viel in der Kirche umgesehen, sonst hätte seine Frömmigkeit noch einen härtern Stoß erlitten. Denn als er, nach dem „Ite, missa est,“ sein Fäßchen still vom Boden aufnahm und hinausging, um die aus der Kirche Tretenden alsobald mit seinem Gentiana-Nektar zu erfreuen, bemerkte er — wie schlug sein Herz und wie funkelten seine Augen — unweit der Thüre die Frau des dicken fremden Herrn und die Wirthin aus dem weißen Kreuz, und zwischen beiden das artige Mädchen, das noch tausendmal artiger war, weil die Anstrengung des Kirchengangs noch viel schönere Rosen auf sein Antlitz gemalt hatte. — „Nun, das ist einmal recht,“ sagte der Bube freudig in sich hinein, „das laß' ich mir gefallen, und ich wollte, ich hätte meinen Branntwein schon mit Kumpf und Stumpf verkauft, und nichts weiter zu thun, als das Madl anzuschauen, denn es ist ein heller purer Engel, das Madl, und in Burgeis, Planail und Mals gibt's gar keine, die mir besser gefiele. Der Walt ist mir lieb, und ich schau' ihm gern in seine lebhaftesten Augen, aber die Kleine ist doch was ganz anders als der Walt.“

Indem er sich also freute und über seinen Dienst ärgerte, stand er vor der Kirche; dem dicken Mann und seinem mürrischen Sohn gegenüber, die so eben keuchend herankamen, die allerletzten unter den Letzten. —

Der Fremde merkte, daß Alles schon vorbei war, und forderte von dem Knaben einen Becher Stärkung. Willig reichte dieser das Verlangte, froh, dem Vater seiner kleinen Herzensfreundin einen Gefallen thun zu können. Der dicke Mann machte es wie die Alte bei den „wildten Fräulein,“ trank ein =, zwei =, dreimal, aber bezahlte auch. „Der Enzian ist brav,“ sagte er beifällig schmakend, „wir haben das Zeug bei uns nicht so gut. Bist ein herzhafter freundlicher Bube. Siehst Du, Peter, so muß ein junges Blut herschauen, und nicht wie Du, der ein Gesicht macht, als wie ein geblendeter Fink im Käfig, oder wie eine Pastete, aus der ein Dalken geworden. Ich schlag' Dich nieder, wenn Du nicht einmal ein andres Gesicht machst, Du Murmentl! — Geh jetzt in Gottes Namen, Bub, ich hab' schon genug.“

Damit drehte er dem Seraphin den Rücken, und ging seinem Weib entgegen, das mit allem Volk aus der Kirche kam. Der junge Plaschur sah ihm wehmüthig nach, und dachte wieder bei sich: Wer an der Stelle des grämlichen Peter wäre! Wie gern wölk ich mit dem saubern Gesichtl, mit seiner Schwester spielen, den ganzen Tag hindurch, und wie vergnügt wölk ich seyn!

Die Kleine lief dem Vater entgegen, küßte ihm die fette Hand, während die Mutter des Alten Halsbinde und lange Weste sorgfältig in Ordnung brachte. „Du wirst Dich wieder erkälten wollen,“ schmälte sie gutmüthig, „die Haut ist immer empfindlicher, wenn man aus dem Bade kommt, und Du hast ohnehin immer etwas am Halse. Setz' den Hut auf, geh'; wir wollen etwas in die Sonne. Wo hat denn die Frau Kreuzwirthin ihr Vieh stehen? . . .“ Die Wirthin entgegnete, es werde wohl für die Fremden zu weit seyn, indem fast eine Stunde Wegs bis dahin, aber sie zeigte sich bereit, ihre Gäste aus dem Waldschatten in das sonnige Hochthal hinaus zu führen, wo die Raser stehen, zerstreut

bis in des Thales Hintergrund; je nach den Vierteln des Dorfs eingetheilt. Das Zerzerthal gehört der Gemeinde von Burgeis und ist in vier Theile geordnet: in die Brucker-, Plazer-, Kircher- und Oberdorfer-Alp.

Seraphin schlenderte maschinenmäßig den Dahingehenden nach. Es blieben wohl viele Leute vor der Kirche zurück, die ihm etwas zu verdienen gegeben hätten, aber er hatte von nun an wieder nur einen Gedanken im Kopf: die Kleine, die ihm von Augenblick zu Augenblick stets lieber, die er anzusehen nicht satt wurde, obwohl er für jetzt nur ihren schlanken Rücken sah, und die herabhängenden blonden Zöpfe, und den leichten, muthwillig tanzenden Gang. Die ganze Naturgeschichte, so viel nämlich der arme Schelm davon wußte, ging an seinem innern Sinn in ausgeprägten Bildern vorüber: der dicke Papa war der Elephant, die Mutter eine majestätische Ente, der Bruder das tappige Kalb, das verdrießlich vor dem Metzger herzieht, die Kleine dagegen war und blieb die geschmeidige, zierliche Läuferin: die Gemse. — „Wenn ich nur wüßte, wie sie heißt?“ fragte sich Seraphin. Im selben Moment erfuhr er es. „Martina,“ rief die Mutter: „Martina, Dein Strumpfbandl ist aufgegangen!“

Martina horchte, stuzte, machte eine unwillige Kopfbewegung ob des unwillkommenen Aufenthalts, und lief unter einen Baum am Wege, die Unordnung zu beseitigen. Ihre Eltern gingen indessen ihre Straße fort, und eben so diejenigen Landleute, die hinauswanderten, um bei der Gelegenheit nach ihren Rühen zu schauen. Sie plauderten alle fröhlich vom schönen Wetter, von der baldigen Heimfahrt des Alpenviehs und von dessen Ertrage. Niemand kümmerte sich um die hübsche Martina, die mit ihrem Strumpfband, weil sie gar zu eilig seyn wollte, lang nicht zurecht kommen konnte; niemand als nur allein der nachspähende Seraphin. Er hatte

sich, als wie ein Schüke auf den Anstand, hinter den Baum getrollt, und betrachtete das Mädchen nach Herzenslust. Martina schaute auf und gewahrte den Lauernden, der zwar nicht auf den Fuß, aber wohl auf das Gesicht der Strumpfbinderin hinstarrte, als wolle er dasselbe mit Appetit aufessen. „Was wär' mir denn das?“ fragte die Kleine, nicht ängstlich, aber mürrisch. „Was thust denn Du hier?“ — Seraphin antwortete nicht und stierte die Fragerin an einem fort an. — „Nun?“ fuhr Martina schnippisch fort, indem sie, mit ihrer Arbeit fertig geworden, sich aufrichtete, „hast Du's Maul verloren, einfältiger Bub? Schau, wie er die Augen aufreißt! Hast noch niemals einen fremden Menschen gesehen?“

Mit diesen Worten machte sie sich wieder auf, ihren Eltern nachzuspringen. Seraphin, in blöder Schüchternheit befangen, trappelte ihr nach. Ein paarmal sah sich das Mädchen nach ihm um; es schien ihn auszulachen. —

Diese Wahrnehmung vermehrte freilich seine Blödigkeit, aber es war einmal dem Knaben angethan, und er mußte folgen, wohin das Mädchen ging. Er fürchtete sich, daß sie der Wirthin oder ihren Eltern von seiner Zubringlichkeit reden möchte, und spionirte mit Falken-Augen hell voraus. Aber es drehte sich von den Erwachsenen niemand nach ihm um, und nur Martina wendete von Zeit zu Zeit das Köpfchen. — So ging's bis zum ersten Raser. Die Wirthin führte ihre Gäste hinein, um ihnen die Alpwirthschaft zu zeigen. Martina setzte sich auf ein paar Holzstöcke in die Sonne. Sie schaute das Thal hinunter und hinauf, spielte mit einem Hunde, der dort herumliefe, und stellte sich, als lausche sie den Glocken der Rüche, und denke in der weiten Welt nicht an etwas anders. — „Wenn sie mich wieder neben ihr sieht, wird sie abermals grob seyn,“ meinte Seraphin, aber er mußte es darauf wagen. Seine innerliche Bewegung ließ ihm keine Ruhe. Wie ein Blitz war er

alsogleich auf den Zipfelzehen hinter dem Mädchen, und dieses that, als bemerke es den Aufdringlichen nicht. —

Er hätte gar zu gern etwas geredet, aber was denn nur? Ihm fiel nichts ein. Er hätte gar zu gern nach der Hand Martinens gehascht, die mit dem wedelnden Hündchen spielte, aber, wie sich das unterstehen? Auf einmal zupfte ihn ein neckischer Kobold, und diesem Zupfen folgend, zupfte Seraphin selber an einer der blonden Flechten, die über den Nacken und das mit Goldschnüren besetzte weiße Nieder des Mädchens herabfielen. Mit einem geringen Schrei — Seraphin hatte etwas tappisch gezupft — fuhr Martina auf, musterte den Freyler, der wie billig die Augen niederschlug, mit einem zornigen Blicke, und drohte ihm, schon milder werdend, mit dem Finger. Sodann kehrte sie sich zum bellenden Hunde, beschwichtigte ihn streichelnd und gab nicht weiter Achtung auf den Nachbar. Es dauerte nicht lange, und schon zupfte der Nachbar wieder und stärker an der Haarflechte. — „Wirst einmal Ruh' geben?“ fragte Martina, lebhaft umschauend. — Seraphin lachte, von Herzen verlegen; aber sein Lachen muß angenehm gewesen seyn, denn auch Martina lachte, und fragte gleichsam vertraulich: „Was trägst Du in dem Fassel?“ — „Einen Branntwein,“ antwortete Seraphin demüthig, ja beschämt. „D psui, psui, 'nen Branntwein!“ wiederholte Martina verächtlich, sich die Nase zuhaltend.

Seraphin hatte nichts eifrigeres zu thun, als sein Fäßchen ohne weiters abzustellen, und saß im nächsten Augenblick an Martina's Seite. Sie rückte etwas wenig von ihm fort; er betrachtete wehmüthig seine schlechten Kleider, aber gleich darauf schlenkerte er so vergnügt seine Füße, als würde er nicht mit dem Prälaten von Marienberg tauschen. „Woher?“ fragte Martina. — „Von Burgeis,“ sagte Seraphin. — „Wie

heißest Du?" — „Seraphin.“ — „Mit dem Schreibnamen?" — „Plaschur.“ — „Weißt Du, wie ich heiße?" Seraphin nickte vergnügt. „Wie denn?" — „Ei, Du heißest Martina.“ — „So?" — „Ja, und der Name geht mir gar wohl ein.“ — Martina lächelte ihn an, dann horchte sie auf, und sprach: „Die Mutter kommt und der Vater. Weißt Du was? ich will mich ein wenig vor ihnen verstecken.“ — „Dort ist ein Strauch," erwiderte Seraphin, und, als hätten sie's schon seit langem abgeredet, gaben sie sich die Hände, und sprangen dem Strauche zu. — „Wo ist denn die Tina?" fragte die Mutter überall umschauend. — „Sie ist da gefessen, als wir hineingingen," fügte der Papa bei, und rief aus voller Kehle des Mädchens Namen, dabei lockend wie einer Meise. Martina kicherte sehr, duckte sich auf den Boden, zerrte an Seraphins Janker, bis er dergleichen that, und wisperte ihm in's Ohr: „Sie werden glauben, daß mich der Wolf gefressen.“ — Seraphin erschrak vor der Möglichkeit eines solchen Angriffs auf das schneecige Lämmchen an seiner Seite, und lugte zur Bergeshöhe auf, über die wohl zu Zeiten ein Wolf oder Bär aus dem Engadin zu passiren pflegte, um sich ein Frühstück oder Abendessen zu holen. Da sah er in weiter Ferne eine wohlbekannte Gestalt über die Wiesen herabschreiten und hörte ein nicht weniger wohlbekanntes Jauchzen, das freudig wiederhallte von den baumbewachsenen Thalwänden. — „Der Walt!" fuhr er empor. — „Wer?" fragte das Mädchen, „so bleib doch." — „Nein, das kann nicht seyn, Martina. Der Walt thät' mir's nicht verzeihen, wenn ich ihm nicht entgegenliefe. Ich bin geschwind wieder da." — Auf und davon flog er wie ein Pfeil.

„O Du Patscher!" brummte das Mädchen, ihm finster nachsehend: „Dummer Bauer, Du!" ging auch mürrisch, wie ihr Bruder Peter, hinter dem Busch her-

vor, und ließ sich willig von den besorgt umhersuchenden Angehörigen finden. Der Vater schlug die Heimkehr vor; die Wirthin ermahnte, noch ein weilschen auszuruhen; die Gattin des dicken Herrn war ihrer Meinung. Die kleine Gesellschaft setzte sich auf die oben bezeichneten Holzstöcke, und bewunderte das weidende Vieh, den noch in vorgerückter Jahreszeit bemerkbaren Kräuterreichthum der Alpe, und ein gastfreier Senn bewirthete sie mit fettem Rahm.

Es hatten sich indessen mehrere Gruppen von Leuten eingefunden; unter ihnen ein Rudel junger aufgeschossener Bursche, an deren Spitze ein langer frecher Gesell in grauem grünbesetzten Wamms, den grünen Hut voll künstlicher Blumen und ein paar Trussfedern darauf. Sie lagerten am Boden und tranken mit lautem Gelächter, was das Zeug hielt, aus einem kleinen Fäßchen, schmauchten Tabak und erzählten sich allerlei Geschichten von irgend einem albernen Buben, den sie verdienter- oder unverdienterweise durchhechelten. Der lange Gesell lachte am unverschämtesten und rühmte sich, das Branntweinlabfal seinem verhaßtesten Schulkameraden stibigt zu haben. Martina, welche düstern Auges und stumm die lärmende Truppe betrachtete, glaubte in deren Mitte das Fäßchen zu erkennen, das Seraphin auf seinem Rücken getragen. Sie erzählte das, und wie sie mit dem Seraphin zusammengekommen, leise dem Bruder, der, schadenfroh lachend, den weiten Mund aufriß und die Sache dem Vater mittheilte. Auch dieser lachte über den nachlässigen, empfindlich gestraften Burschen, und erzählte den Weibern, was er erfahren. Martina's Mutter, voll von Gutmüthigkeit und Mitleid, bedauerte den Raub, der an dem kleinen Branntweinträger begangen worden war, und bat die Wirthin um Vermittlung. Diese, wenn schon für den Seraphin gutgesinnt, wies jenes Ansinnen von sich. „Ihr seht wohl,“ sagte

ste, „daß die Burschen bereits halb trunken sind; ein trunkenes Ohr ein taubes Ohr, aber ein trunkener Mund ein grober Mund. Obendrein sind's die ärgsten Ruchchen von Schleiß, und ihr Capo ist ein schlimmer Bube, der Sohn eines alten, übelberüchtigten Jägers, mit dem kein Mensch hier zu Lande im Ernst anbinden möchte. Was dem Ler geschähe oder gesagt würde, wäre dem Vater geschehen und gesagt, und ich möchte um's Himmelreich selber nichts mit dem Alten haben. Wo steckt nur der Seraphin? Er thut mir leid, aber er wird schlecht ankommen, wann der Gröbner von der Geschichte hört.“ — Indessen machte sich Martina im Stillen bittere Vorwürfe; sie ahnte, daß sie wohl an Seraphin's Unglück schuld gewesen seyn dürfte, und grämte sich, wenn sie gleich dem Buben zürnte, daß er sie schnöde verlassen, um seinem Freunde entgegenzurennen.

Aber der junge Plaschur verspätete sich immer mehr und mehr, denn eine geraume Zeit verging, bis er, da wo er mit Oswald zusammengetroffen, sich satt geherzt hatte am Freunde, und der Länge und Breite nach vernommen, wie gut der Letztere im Schlinig von seiner Nahndel empfangen worden, welche Lehren sie ihm gegeben, was sie ihm alles aufgetragen, und wie sie ihn mit einem schönen Thaler beschenkt habe, an den sie ihren Segen für des Enkels Zukunft geknüpft. — Nachdem der Schakthaler, ein Leopoldus, mit ungebührlich lang herabhängender Unterlippe hin und her gewendet, von unten und oben genugsam betrachtet worden, hob Seraphin seinerseits den Bericht seiner Abenteuer an, und erzählte hochvergnügt von der Prophetin, die ihm Glück verkündet, und noch seliger von der niedlichen Martina, deren Bekanntschaft er gemacht. Die Worte sprudelten ihm vom Munde, und kaum vermochte Oswald, der da lächelnd zuhörte, einzuschalten: „Was hast Du gemacht, Seraphin? Du hast Dich ja verliebt in das Madl; schämst Du Dich nicht?“

Der eifrige Redner verstummte plötzlich, und eine bange Sorge, daß der Freund wahr geredet haben möchte, beschlich ihn. „Nun, nun, das wird doch nicht seyn,“ murmelte er bedenklich vor sich hin: „Verliebt, verliebt? wie kommst Du auf das, Oswald? Wir sind ja beide nicht alt genug dazu? Ei schäm’ Dich selber, daß Du so vorwitzig reden magst. Geh, das hätt ich nicht von Dir gedacht. Aber Du solltest nur das Madl sehen, und es würde Dir auch gefallen, nicht weniger als mir. Ja freilich, wenn ich schon groß wäre, und die Martina auch, und ich wäre schon reich geworden, wie mir die alte Wollhaube versichert hat . . .“ — „Was denn nun etwa noch?“ spottete Oswald; „willst Du nicht vielleicht an das alte Weibele glauben, wie an’s Evangelium? Schau, die gelben Böggl und Dukaten, von denen sie gefabelt hat, sind ihr vor den Augen herum geflogen, weil sie den Branntwein im Hirn spürte. Wo hast Du aber Dein Fassel? Hast schon Alles verkauft, Seraphin?“

Die Frage fiel dem Freunde schwer auf die Brust. Unwillkürlich griff er nach dem Tragriemen; er war nicht vorhanden. Jetzt besann er sich, daß er seine Waare im Stiche gelassen, und Alles versäumt hatte. „Du lieber Gott, wie wird’s mit mir ausschauen,“ rief er, „wenn ich der Grödnerin den Branntwein wiederbringe und kein Geld! Laß uns laufen, Waltl. Lauf’ zu, lauf’ zu. Wie hab’ ich Alles so ganz und gar vergessen mögen?“

Sie sprangen wie tolle Ziegen das Thal herunter, und erreichten athemlos die Bruderalp. Der Raser stand freilich noch auf dem alten Fleck; die Kühe weideten ringsum noch wie zuvor, aber kein Mensch war mehr vor der Sennhütte zu sehen, und das unselige Fäßlein eben so wenig. Seraphin rang die Hände, Oswald spürte ringsum mit fleißigen Augen . . . nichts war zu finden. — Da trat der Untersenn, die Mundwinkel spöttlich verzogen, auf die Schwelle der Hütte. „Hat Einer von

„auch etwas verloren?“ fragte er neckend. — Seraphin erzählte schnaufend und weinend sein Unglück. — „Nun, nun,“ erwiderte der Senn, „das Faß kann ich Dir wiedergeben, — er warf das leergetrunkene zu Seraphins Füßen — „der Liebl-Lex läßt Dir einen schönen Gruß sagen, Seraphin. Der Ezian, sagt er, hat ihm und seinen Freunden wohl geschmeckt; gefunden ist besser als gekauft, sagte er. Wenn Du aber Deine Bezahlung wolltest, hat er gesagt, so magst Du Dich nur an ihn selber wenden. Du wüßtest schon, hat er gesagt, wie seine Kopfstücke schmecken, sagte er.“ Dabei machte der Senn, roh auflachend, die unzweideutigste Geberde des Dreinschlagens.

Seraphin war versteinert, und setzte sich, in Trostlosigkeit verloren, nieder. Oswald schimpfte dagegen heftig auf den Jägerbuben, auf die Leute, die dem Unfug zugesehen, ohne ihn abzustellen; aber nicht minder hart fuhr er gegen Seraphin heraus, daß er so beispiellos seinen Kopf verloren und seine Dienstpflicht hintangesezt. Seine Vorwürfe überwandten wohl endlich die Empfindungslosigkeit des geschlagenen Freundes, der wieder anhub zu weinen. Zugleich flüchtete er sich, gleichsam vor der Strenge seines Tadlers weichend, in die Kirche. Dort warf er sich auf die Kniee und betete zum heiligen Martin, daß er ihm sein Faßchen wieder fülle, oder ihm das Geld dafür in die Tasche stecke. Aber vergebens schaute er nach jedem inbrünstigen Gebetabsatz nach, ob sein Flehen erhört worden: das Faß blieb leer, in seiner Tasche klingelten nur die paar Groschen, die er vom dicken Herrn erhalten. Müde an allen Gliedern und halbverwirrt im Kopfe stand er endlich auf, und verließ die Kapelle, wie einer, der zum Aufhenken geführt werden soll.

Da fand er seinen Oswald wieder, dessen heftige Bewegung sich indessen gelegt hatte. Walt umarmte, ein paar Thränen im Auge, seinen Seraphin, und sprach: „Da hast Du das saubere Glück, das jene alte Acker-

scheuche Dir vorgelogen hat. Gewißlich war's eine fekerische Mummmedeya von dort drüben, die Dich behert hat, armer Narr. Komm jedoch getrost mit mir. Los, ich will Dir etwas sagen. Die Nahndel im Schling soll mir den Thaler nicht umsonst gegeben haben. Da nimm Du ihn, und stopfe damit der Grödnerin das Maul. Ich brauch' ihn eigentlich keineswegs, denn der Herr Obwexer wird mich auf der Reise frei halten, und in Augsburg sorgt schon der Vetter für mich." — „Du guter Walzl," erwiderte Seraphin gerührt, „bedenk' doch, was Du thust. Deine Eltern werden bald erfahren, daß die Nahndel Dich beschenkt hat, und was willst Du ihnen dann sagen?" — „Für heut und morgen sag' ich nichts, und übermorgen geht's fort. Die Nahndel kommt erst vielleicht zu Allerheiligen auf's Land herunter, und hernach . . . hernach mögen die Eltern von mir denken, was sie wollen — ich bin fort." — Vergeblich strengte sich Seraphin an, des Freundes Wohlthat zurückzuweisen. Oswald litt das nicht. „Es bleibt dabei," sagte er fest und ruhig: „entweder gibst Du mir den Thaler einmal in Augsburg zurück, oder wenn Du" — hier spottete Oswald wieder, daß Seraphin schamroth wurde — „oder wenn Du das Glück gemacht hast, von dem das Herenweibel Dir vorgelogen." — Sie umarmten sich. Gleich nachher sprach Oswald ernsthaft zum Andern: „Was ich Dich aber bitt', Seraphin: schau Dich nicht mehr nach den Madln um. Sie bringen Dich um den Verstand, und Du bist ja sonst viel klüger als ich. Mach's wie ich. Ich nehme mir vor, alleweil ledig zu bleiben. Ich möchte Keine in der Welt heirathen, als etwa meine Mutter, und die hat schon den Vater zum Mann. Also: gib mir die Hand darauf." —

Seraphin gab sie, wiewohl etwas zögernd. „Ich hätt' noch etwas auf'm Herzen," sagte er verschämt zum

Dswald. „Was denn? Laß uns heimwärts gehen, denn schon kommt der Abend, Du erzählst mir's unterwegs.“ — Die Platten hinuntergehend, vertraute Seraphin mit mannigfachem Stocken und Zaudern dem Zuhörer Folgendes: „Schau, Walt, ich kann mir schon einbilden, was mir heut beim Kramer passiren wird. Die Alte wird mich beim Gröbner verschörgen, und der Gröbner wird mich abstrafen mit dem Stecken, oder, was schlimmer ist, mich einsperren. Auf alle Fälle werd' ich das kleine Dirnl nicht wiedersehen. Aber.... werd' mir nicht böß, Walt — ich hab' sie halt gar so viel lieb, und es wär' mir 'ne rechte Freud, wenn sie 'n Andenken von mir hätte. Weißt Du was? Ich trauet' mir's schon selber nicht, aber Du bist ein frischer unverzagter Kerl.... bring' Du ihr das Rothkröpfl in's Wirthshaus. Sag' ihr fein, daß es seinen Waldgesang gar lieblich auffspielt, und daß es sein Wasser aus dem Brunnen ziehen kann, und daß es auch Schildwacht steht, mit einer Gerte unter'm Flügel, und es wär' von mir.... und sie soll's behalten und nicht verhungern lassen.... willst Du das thun, Walt?“

Der Dswald kratzte sich am Rücken, wie er immer zu thun pflegte, wenn er seine Bedenklichkeiten hatte. „Ei ja,“ — sagte er spröde — „daß mich der Vater bei den Ohren nähm' und aus dem Hause prügelt? Nein, nein, das thu' ich nicht.“ — „Du hast mich nicht lieb, Walt!“ fuhr Seraphin auf. Aber Dswald sprach kaltblütig weiter, indem er seine Lederhosen resolut in die Höhe zog: „Was ich thun will, ist das: ich will schon im Breuz erfahren, in welcher Stube die Fremden schlafen. Hinein werd' ich kommen, denn es bleiben dort die Thüren offen, sind lauter ehrliche Leute im Haus. Da practicir' ich dann den Rothkropf auf den Tisch oder an's Fenster und schreib' dazu auf ein Herz von weisem Papier: „Ich gehöre der Jungfer Martina.“ He? da wird sie wohl merken, daß der Vogel von Dir

kommt, wenn sie überhaupt gemerkt hat, daß Du sie gern hast. Ich hab's einmal so für den Maurer-Wastl bei des Hocheneders Christine machen müssen, und die Christine hat gleich errathen, von wem das Staarl gekommen." — „Du bist mein goldiger Walt!" schrie Seraphin, ohne weiter zu überlegen, und vergaß alles Herzeleids, das seiner noch warten mochte. „Schon gut, schon recht," versetzte der Andere: „aber halt' Wort und geh' den Madln nicht mehr nach. Sie bringen Dir Unglück!"

Unter heitern Gesprächen gewannen sie wieder den Donnerbaum, die „armen Seelen" und die „wilden Fräulein." — Hohnlachend warfen sie ein Duzend Steine auf die Trümmerhaufen und schrien: „den Brocken für die Wollhaube, und das Brödl auch noch, und gar alle Zwölfe für sie!" Der Credit jener alten Person war in der Meinung der jungen Leute fürchterlich gesunken, aber das Entsetzen vor der Gröbnerin wuchs riesengroß in ihnen — namentlich in Seraphin, je näher sie dem Dorfe kamen. Mit nicht gar freundlichen Gesinnungen für die Krämerin stiegen sie vom Skaderhof zur Landstraße nieder, aber auch mit Ingrimme mit ohnmächtiger Freilich — gedachten sie des bösen Tex, den der Unstern auf die Alp geführt hatte, und mit dem, als eines Hexenmeisters Sohn, leider nichts anzufangen war. — Es dämmerte stark, als Seraphin in seine Kammer huschte, und an einem Spagat den geliebten Nothkropf in die Hände seines Freundes hinabließ. Nachdem dieses vollbracht, nahm er sich zusammen, und ging mit so viel Dreistigkeit, als er aufbringen mochte, dem Strafgericht in des Gröbners Wohnstube entgegen.

Das Donnerwetter war schon in der besten Gährung. Der Gröbner und sein Weib stritten, daß die Fenster bebten; ein Hagel von bösen Worten prasselte auf den, noch vor der Thüre mit verhaltenem Athem lauschenden Seraphin nieder, und zwischendurch sagten sich die Ehe-

Leute gegenseitig Alles, was nicht gut war. Der leidige Unfall mit dem Enzian war schon im Dorfe ruchbar geworden; der heimtaumelnde Ler hatte ihn selber triumphirend in's Haus des Krämers geschrien. Alle Geister des Zorns waren los in dem unfriedlichen Hause, und mitten hinein, gleichsam zwischen grimmige Hunde und Wölfe, mußte der arme Schelm, die Ursache des flammenden Streits, treten, und sagen: ich habe gesündigt.

Er that's endlich, weil's nicht anders seyn konnte, und, kaum war er erschienen, so fragten schon die magern Hände des Weibes nach seinen Augen, oder krallten nach seinem Schopf, und der Grödner, den dicken Ellenzepter in der Faust, ruhte nicht damit. Was Seraphin vorausgesehen, geschah. Erst nachdem er abgefaßt, was ihm zugemessen, fand er Zeit, um Vergebung zu bitten. „Nichts da,“ schrie die Grödnerin: „dießmal mußt Du aus dem Hause ohne Erbarmen.“ — „Aus dem Hause!“ bekräftigte der Grödner, aber es war ihm nicht so viel Ernst, wie dem Weibe. — Seraphin holte den Thaler aus dem Sacke und reichte ihn dem Grödner, der ihn etwas besänftigt empfing, ohne viel zu fragen, woher. Nicht also die Grödnerin. „Wie kommst Du zu dem Thaler? Bösewicht, Du hast ihn gestohlen, und wem, und wie, und wo? Aus dem Hause, vor's Gericht mit dem liederlichen Dieb!“ — Nun begann Seraphin, seiner Unschuld vertrauend, den Mund zu brauchen, und sprang nicht eben zierlich mit der Krämerin um, achtete auch keineswegs der Kopfnüsse und Haarrisse, die zwischendurch wie Blitze aus den Händen des Weibes bei ihm einschlugen. — Der Grödner trat aber plötzlich auf des Gescholtenen Seite, schlug barbarisch mit der Elle auf den Tisch, daß die Frau erschreckt zurückprallte und erschöpft auf die Bank fiel. „Jetzt gebt's einmal einen Frieden!“ befahl er: „jetzt heißt's genug gestritten; 's ist ein Unglück gewesen, und damit basta. All' Ding auf Erden hat seine Zeit. Der Bub' ist gepantscht, wie

sich's gehört, und damit gut; aber aus dem Haus kommt er doch nicht. Hörst Du's, Weib?"

„Daß Gott erbarm!“ heulte die Frau, Krämpfe vorgebend: „Wär' mir nichts lieber!“ — „Weib, nimm' ein Brechmittel, daß die Galle von Dir geht, und damit basta noch einmal und millionenmal. Setze Dich her, Seraphin, und laß uns rechnen, wie weit wir mit dem Thaler springen, wie viel ich noch am Branntwein einbüße. Ich glaube nicht viel. So, die Groschen gehören auch dazu? Brav, Seraphin, für einen nachlässigen Handelsmann hast Du viel Glück. Thut Dir der Buckel weh? Thut nichts, das ist gesund, Seraphin. Also, wenn wir die Maß Enzian berechnen mit.... Du wirst mir morgen sagen, woher der Thaler, laß heut nur gut seyn. Die Hauptsache ist, daß wir den Thaler haben. Also die Maß Enzian steht.... wo ist die Kreide, Weib? Hörst Du, Weib? Auf der Stelle hole die Kreide und bring' was zu essen für den Seraphin. Der Bub' kann sich nicht auf den Füßen halten vor Müdigkeit und Hunger!“

„Ghe ich dem Liederlich nur einen Brocken Brod vorseße, eher will ich....“ der Zorn erstickte den Hauch in der Grödnerin Mund. Der Krämer plakte dagegen vom Sitze auf, schwang abermals das fürchterliche Ellenmaß und ergänzte, was die Frau gesprochen, mit den Donnerworten: „Eher willst Du selber Schläge kriegen aus dem Salz, nicht wahr, Du böser Drach....?“

Und Gott weiß, was in des Grödners Stube an jenem Abend vorgefallen wäre, wenn nicht eine harte Faust an die Thüre geklopft hätte. Gleich darauf schaute ein langes backenbärtiges Gesicht in's Gemach, und rief jovialischen Tons: „Buona saira! Pasch, pasch! Animo, Curascha! Chiauns ca ladren, morden da rar! buona saira!“

Drittes Kapitel.

„So hab'n wir die Leut' grad für'n Narren,
Und leben grad lustig frisch auf;
Der Spitzhund lauft neb'n unserm Karren,
Ein Krummschnabel hängt hinten drauf.
Der Karren, der ist unsre Hütt'n,
Unser Biß ist der Vogel und Hund;
So bleib'n wir mit Finden und Bitten
So reich und so lustig und g'sund!“

Döschelieb.

Der romanische Gast war ein hochgewachsener Mann mit wohlgefärbtem Gesichte und kohlschwarzen langen Haaren. Er mochte fünf- oder sechs und vierzig Jahre zählen. Seine Kleidung war die eines Hausirers. In seinen Händen trug er einen eisenbeschlagenen Stock und ein ziemliches Sportele mit Limonien; auf dem Rücken eine Kraxe, die einen ungeheuern Vogelbauer bildete; um den Leib eine lange rothe Neapolitanerbinde. Der Räsich war gegen Wind und Regen fest mit Tuch und Flanell verwahrt, darüber hing die blaue Jacke des Trägers; ein kleiner zottiger Hund, von einer Race, die den Katzen am feindseligsten ist, begleitete den Mann, der kein Anderer war, als der seit mehreren Tagen schon erwartete Egidi.

Der häusliche Sturm hatte sich bei seinem Erscheinen allogleich gelegt; Waffen und Thränen waren zur Seite gethan worden, Wirth und Wirthin des Hauses erschöpften sich in Aeußerungen eines freundlichen Willkommens. „Glückliche Anfunft!“ rief die Grödnerin mit ihrer

süßesten Stimme. „Bist Du einmal da?“ fragte der Krämer mit einem derben Händedruck. Egidi machte sich's auf dem Fleck bequem, stellte die Kraxe ab, legte Hut und Stock weg — die Limonien hatte die Grödnerin alsogleich in Verwahrung genommen — stülpte seine Nachtmütze auf den Kopf und setzte sich auf den Ehrenplatz am Tische. — „Bist Du recht müde?“ fragte der Krämer. „Willst Du geschwind was essen?“ fragte das Weib. „Ca nun,“ antwortete Egidi dem ersten; „O, caschi!“ der letztern. — „Was willst Du essen? Ove di Schmaunz?“ fragte die Grödnerin, auf möglichste Sparsamkeit bedacht. Aber der Engadiner schüttelte lachend den Kopf, erwidernnd: Ich mag nicht. Gebt mir meine Lieblingskost; Du weißt wohl, Frau?“ — „Bazokles in latt!“ befahl der Grödner, und das Weib entfernte sich, innerlich grollend ob der Leckermäuligkeit des Vogelträgers und ob der Mühe, die sie sich zu später Abendzeit mit der Bereitung der geliebten Milchnudeln aufbürden mußte.

Seraphin der den Egidi zum ersten Male sah, und aus seinem und des Grödners Munde jenes Kauderwelsch vernahm, das er in frühester Jugend in seiner Eltern Hause oft, und später dann und wann auf dem Tartscher Markt, wo die Engadiner viel einsprechen, gehört hatte, war, ohne Interesse an der Unterredung, in die Nähe des Vogelbauers geschlichen, und plötzlich von dem dabei aufpassenden Hunde in die Wade gezwickt worden, daß er laut aufschrie. — „Chiou, chiou!“ schrie nun auch der Egidi: „Bub, was hast Du bei die Utschal zu machen?“ —

„Geschieht ihm recht,“ sagte der Grödner, nahm den Schlüssel zum Keller und ging, Wein zu holen.

„Was bist Du für ein Bub?“ fragte Egidi verwundert; „hat Grödner einen Sohn bekommen? oder was bist Du?“

Seraphin gab Bescheid. Egidi ließ, da er den

Lenhard Plaschur nennen hörte, das Messer fallen, womit er ein Stück Käse anschneiden wollte. „Söncha Maria!“ rief er: „ist Lenard dein Vater, und gestorben? Hm, hm, hm! Ei'gl pusseivel Gestorben, und deine Mutter auch todt, und Schwester auch? O ti malvantireivel!“ Mit einem ganz besondern, mit einem innigen Blick sogar betrachtete Egidi den Burschen, faltete dann die Hände, legte den Kopf hinein, und sprach lange Zeit nichts mehr.

Der Grödner blieb immer noch außen, nichts rührte sich in der Stube, als die hölzerne Uhr und dann und wann ein Vogel, der in der Kraxe auf- und niederflatterte, oder pippte. Dem Seraphin wurde ängstlich um's Herz; er zupfte den Engadiner am Ärmel, und fragte den Ausschauenden: „Was fehlt Dir denn? Sag, hast Du meinen Vater gekannt?“ — Egidi nickte nach einigem Besinnen. „Auch die Mutter?“ Egidi verneinte. „Du bist ganz das Ebenbild von Deinem Vater!“ sagte er dann, den Buben an sich ziehend. „Nicht wahr, Grödner? Der Ciuven ist ganz die Sumeglia von seinem Vater?“

Der Grödner, der von der Abstammung seines Mündels ganz andere Gedanken hegte, schüttelte den Kopf und sagte: „Nicht ein Zug!“ — „O Du Tschantschader!“ begann Egidi eifrig: „setz auf Dein' Spiegel de Nas, setz auf, und laß' Dich nicht auslachen; wie kommt der Ciuven in Dein Haus?“

Der Grödner erzählte. Aufmerksamst hörte der Engadiner zu. Dann sprach er: „Du machst Dich gern groß mit Deiner Raschun, Grödner; das ist so Deine Schwachadad, aber der Bub ist nicht gut bei Dir.“ — „Was sagst Du da, Egidi? ist das Dein Ernst?“ — „Senza Zwifel, und ich will Dir sagen, garchei.“

Der Grödner gab dem Seraphin einen Wink, hinauszu gehen. Egidi hielt den Jungen zurück, und dis-

kurirte lebhaft romanisch darauf los, wovon Seraphin gar nicht viel verstehen konnte. Indessen fand er, daß der Engadiner wohlthat, dem Vormund auf den Zahn zu fühlen, und wünschte seinen Bemühungen gutes Gedeihen. — Nachdem die Männer hin und her geredet — der Grödner sprach nämlich von gewissen Absichten, die er mit dem Mündel hätte, und der Engadiner, lachte über die Wichtigkeit seiner Erwartungen, so wie über die Versicherung, die der Krämer von sich gab, daß er eigentlich und wahrhaftig Herr im Hause sey, — ging der Grödner wieder in ein christliches Deutsch über, indem er sagte: „Du bist halt ein ungläubiger Thomas, mit dem nicht zu reden ist.“ Worauf der Egidi seufzend: „O Sönch Spindrader! mit Deinem Eigensinn ist nichts zu schaffen. Nun, wir haben par Narradads geredt, und damit basta.“ — „Hast Du den Lenhard gekannt?“ fragte der Grödner etwas ungläubig: „ich denke Nein?“ — „Caschi, caschi,“ versetzte Egidi etwas besangen: „par gwiss, ich hab' ihn gekannt in Italia, hab' ihn dort gesehen vor anderthalb Jahren, securameing!“ — „Woher des Wegs grad jecho?“ fragte wieder der Krämer. — „Weit, weit da lunsch, von Smyrna in Levante. Hab' gute Geschäfte gemacht.“ Egidi wies auf eine stattlich gefüllte Geldkassette, die des blauen Brusttuchs respectable Länge verbarg. — „Oz avont quindisch gis, heut vor vierzehn Tagen bin ich in Livorno an Land gestiegen, habe ein fünf und zwanzig Stück Canarini von der Insel Elba in Empfang genommen, weil die Utschals zu Hause durch Mausern viel gelitten, und bin mit das Procaccio bis in Mailand gefahren, alsdann über Maleuja *) in Engiadina, terra fina se non fosse

*) Der Berg Maleuja. eine Grenze des Oberengadin gegen Italien, im Ladinischen Maleuja.

pruina! Durch's Münsterthal heraus auf Laatsch und in bekannten Wegen hieher. Ecco“ — „Haben die Vögel auf der schnellen Reise und über den Berg nicht gelitten?“ — „Zund bucca. O, ich habe sie eingepackt giust sco las puppas d'affont. Willst Du Canarini sehen, Giuven?“ —

Die freudige Neugier, womit Seraphin, Schläge und Müdigkeit, ja selbst Martina und sein Rothkröpfel vergessend, der Einladung folgte, machte ihm einen noch bessern Platz im Gemüthe des Egidi zurecht. Dem Menschen ging nichts über seine Kanarienvögel; er liebte und hätschelte sie, und auch an jenem Abend, wo sie ziemlich frostig auf ihren Stangen saßen und sich ungern stören ließen, wurde Egidi nicht müde, die Schönheit seiner kleinen Sängler zu preisen. „Igl meister mi ven a ludar, der Meister mirb mich loben,“ sagte er selbstgefällig, die Schaustellung endend und den Flanellvorhang schließend. —

„Ei, was mir just brühheiß einfallt“ unterbrach ihn der Gröbner: „Der Padrone ist ja eben zu Burgeis!“ — „Hoi gie! ist's wahr?“ — „Gewißlich er hat im Kreuz eingestellt.“ — „Alla crusch alva?“ — „Mit dem frühesten Morgen wird er heimreisen; wenn Du eilstest, könntest Du ihn noch sehen.“ — „Nu' ei mia ura da sacc?“ Nachdem er auf die Uhr gesehen, sprach Egidi phlegmatisch: „Jetzt ist nichts mehr zu machen. Er liegt immer mit der achten Stunde Abends in seinem Bett. Es eilt auch nicht.“ — „Ei, wenn der Padrone wüßte, daß sein bester Handelsmann anwesend, so würde er sich doch eine halbe Stunde vom Schlaf abbrechen?“ — „O canùn! amicizia si, amicizia giù, Freundschaft hin, Freundschaft her. Du kennst ihn nicht, el ei ün hum curious a singular. Es ist auch besser, ich treffe ihn erst daheim an. Vor den Fremden würde er mich halten sco ün fumeilg, wie einen Knecht; a casa bin

ich ihm ein Bruder, und ich liebe das mehr, als das Andere. Auch könnte ich mit die Cauarini ein Unglück haben. Der Sohn des Meisters, der schlimme Peter — el ha ün oelg malignu — er könnte mir die Utschals — wie sagt ihr? incantar, verheren, und was mir auf der Strada krepirt, das krepirt mir und nicht dem Meister. Aber — setzte er, abermals seine Sackuhr betrachtend, hinzu — chei Giavel! es ist schon spät, sie läuten schon auf der Turr dils Zeuns, und Spisa, la dulscha Spisa bleibt immer noch aus. Wo fehlt's, wo fehlt's Du Herr im Hause?"

Der Grödner sah verlegen auf die Uhr an der Wand, ging dann in die Küche. Egidi zog auf's Neue den Buben an sich und fragte ihn rasch und theilnehmend: „He, paupretto! sie halten Dich wohl elend, miserablameing?“ Seraphin bejahte traurig, zeigte pantomimisch, daß man ihm mehr Schläge als Brod verabreicht habe. — Egidi wurde blaß vor aufwallendem Mitleid. „Geduld!“ sagte er: „das soll anders werden. Ich kenne wohl der alten Mumetta ihre . . . wie heißt's? . . . ihre Spargneivladad . . . ihren Geiz . . . und er, er, der arme Schocher zittert vor ihr sco ün Schneder. Ich weiß wohl . . . aber Geduld, Giuven . . . um Deines Vaters willen . . . warte nur, seigias ti consolau . . . wir werden helfen . . .“

Dem Engadiner standen Thränen im Auge, und Seraphin wußte gar nicht, was das bedeuten möchte. Egidi wischte sich die Augen mit dem Schneiztüchel ab, und nahm seine heitere Miene vor, als der Grödner etwas bestürzt in die Stube trat. Es mußte ihm die Frau mit dem Fußbesen über's Gesicht gefahren seyn, denn er war schwarz getiebert, und meldete sehr verduzt, sein Gast möge Geduld haben; gut Ding wolle Zeit und Weile! — Da lächelte nun freilich Egidi dem beschämten Prahlhans fein unter die Nase, und fragte

pfiffig: „Ta tschapp jou cou? ertapp' ich Dich da, Du Gloriandus?“ Als der Krämer sich mit dem Handtuch die Nase abtrieb, machte Egidi dem Seraphin ein Zeichen, von dem, was er ihm früher gesagt, unverbrüchlich zu schweigen.

Endlich kam die ersehnte Spisa. Die Köchin war mit den Thaten wenig freigebig gewesen. Demungeachtet schmeckte auch die karg bestellte Kost dem Hunger vorzüglich; und der Hunger war in zweifacher Person vorhanden, da Egidi den jungen Plaschur zu seinem Mahle einlud, theils um dem Buben eine Gutthat zu erweisen, theils um die böse Frau gründlich zu ärgern; welches letztere ihm so gut gelang, wie das erstere. Seraphin schmauste nach Herzenslust und trank von Egidi's Weine; die Grödnerin sah, brummend und giftig auf der Bank hin und her wehend, dem Schmause zu. Kaum war jedoch die Schüssel leer, als sie schon mit gellender Stimme anhub: „Wird sich der Fressack nicht einmal in's Nest scheeren?“ Und der Grödner wiederholte als ein getreues Echo: „Jetzt bedank' Dich, Seraphin, und packe Dich hinauf.“ — Es war umsonst, daß der Engadiner noch ein paar Worte der Fürsprache für den kaum gesättigten Jungen einlegte. Das Ehepaar bestand darauf, denselben zu Bett zu schicken. „O Madrigna, o Padraster!“ schalt Egidi seine unerbittlichen Wirth, steckte dem Buben noch ein Stück Käse und Brod zu, und beurlaubte sich von ihm, ungeru zwar, mit einem herzlichen „Schlafwohl,“ und laß' Dir Gutes träumen!

Seraphin war zum Letztern gar wohl aufgelegt. Die Art und Weise, wie der Engadiner sich gegen ihn benommen, die unerwartete Gönnerschaft, die er bei Jenem gefunden, zusammengehalten mit den Prophezeihungen der alten Wollhaube bei den wilden Fräulein, versetzte den Knaben in die heiterste Stimmung. Jetzt stand ihm ja die Welt nach zwei Seiten hin offen; er hatte zwei

Freunde gefunden, die für sein Fortkommen sorgen wollten; und schon neigte sich seine Vorliebe mehr zu Egidi als zum Oswald. Jener war der Herr von gelben Vögeln, die Seraphins Glück begründen sollten, wenn sich auf dieselben des alten Weibes Vorhersagungen bezogen; Egidi war auch der Diener des Mannes, der Martina's Vater war, und Seraphin konnte nicht von dem Gedanken lassen, daß jeder Glücksfall seines Lebens abhängig seyn müsse von den Vögeln, von Dukaten und von der lieblichen Martina. Er hüllte sich daher, zufrieden wie ein Dombherr, in die grobe Decke, die über seinen Laubsack gespreitet war, und schlief, von Freude, Speise und Prügeln satt, in der Träume goldnes Land hinüber. Ja; Gold war alles, was er träumte; er jagte sich mit goldenen Vögeln, er war an Martina gefesselt mit einer Goldkette, die schwerer war als die an der Kirche des heiligen Leonhard zu Laatsch aufgehängte; er schlug Wurzelbäume auf Dukatenhausen; sein Walt, der ihm zwischendurch begegnete, hatte Augen wie die goldne Sonne; ja, auf seines Rothröpfels Brust glänzte ein goldiger Stern. Der Glückliche!

Aber Nacht und Traum gingen vorüber. — Die Zuchtmeisterin des Hauses war Gottlob wieder einmal von ihren Schmerzen heimgesucht worden, und lag zu Bett; der Grödner war mit dem vor Tagesanbruch weiter gewanderten Egidi bis auf die Haid gegangen, um ihm das Geleit zu geben. Seraphin hatte ein Stündchen für sich. Sein erster Gang war, am weißen Kreuz zu spioniren. Oh weh! die Freundin seines Herzens war auch schon im Morgendunkel mit ihren Eltern abgereist. Verdrießlich schlug er den Weg zu seinem Oswald ein. Da begegnete ihm die schöne Irine, Oswalds Schwester, den Weißkopf an der Hand. „Ist der Walt daheim?“ — „Was nicht etwa noch gar? fort ist er, fort. Der Herr von Augsburg, der hat

schnell verreisen müssen, hat ihn noch in der Nacht holen lassen, und alle zwei sind jetzt schon auf dem Weg nach Bogen, denn sie wollen oder müssen über Brixen und Innsbruck.“ — „Ach, Du mein Gott! Verlaßt mich denn alles auf einmal? Irine, sag' mir; wie hat der Walt verreisen können, ohne mir ein Wörtl zu sagen?“ — „Wenn er doch um zehn Uhr noch an euerm Hause war, und die Grödnerin hat ihn nicht mehr eingelassen?“ — „Ha, das schieche Weibsbild!“ — „Ich soll Dir ein schönes Lebewohl sagen, Seraphin, und Du wirst schon was hören vom Bruder, hat er gesagt, und was Du ihm geschafft, sey ausgerichtet, hat er gesagt.“ — „So, so? Schön Dank, behüt Dich Gott, Irine.“ —

Jetzt hüpfte der Knabe mehr als er ging. Der Vogel war also richtig an Ort und Stelle gekommen. „Mich wundert nur, zu hören, wie's der Bub gemacht hat,“ lachte er in sich hinein, der kleine Liebhaber. — Raum gedacht und gelacht, sollte er's erfahren. Die Wirthin zum weißen Kreuz kam stattlich daher aus der Kirche. Sie winkte dem Seraphin freundlich. „Du,“ fragte sie, „weißt Du schon, was mit Deinem Rothkröpfel passiert ist?“ — Dem Jungen ging der Mund weit auf vor Erstaunen und Bestürzung, denn jetzt erst fiel ihm ein, daß ungefähr das ganze Dorf seinen Vogel und dessen Kästch kannte. Ohne ein Wort zu finden, schüttelte er verneinend den Kopf, der Knabe mit dem schlimmen Gewissen. —

„Gelt?“ fuhr die Wirthin fort: „Du hattest den Vogel dem Oswald geschenkt?“ — Seraphin bejahte schüchtern. — „Nun denk' Dir, stell' Dir vor: Der Leichtsinn hat ihn geschwind wieder weggeschenkt.“ — Seraphin's Herz klopfte in freiern Schlägen. „Was? wem?“ fragte er. — „'s ist zum Lachen, und wieder zum Weinen. Er hat ihn an das Madl von dem Imster Herrn verehrt, ist in ihre Kammer geschlichen, hat den

Kästch auf den Tisch gestellt, und dabei ein Herz von Papier, worauf gestanden ist — ich weiß nicht mehr was. Drauf ist der Walt wie ein Narr davongelaufen, aber der Stachus und die Mala, die an der Hausthüre gewesen, haben ihn wohl erkannt. Das hat ein Fragen und Gered' gegeben! daß Gott erbarm! Die Mutter hat den Vogel zum Fenster hinauswerfen wollen, aber die Martina hat so schön gebeten, und wie der Alte dazu gekommen, ist völlig nichts aus dem Hinauswerfen geworden. Denn, weißt Du, die Imster sind halt Alle rechte Vogelnarren, und der Tammerl ist einer von den ersten vorne dran. Der hat kaum den Vogel gesehen, so ist er völlig verliebt in ihn worden, und hat den Vogel behalten, und hat ihn heute mit dem Kästch eingepackt und mitgenommen." Seraphin kannte sich nicht vor innerlicher Freude. Dennoch, um etwas zu reden, fragte er stammelnd: „Ei, das wird nicht seyn? Was hat denn der Walt demjenigen Madl den Vogel zu schenken?“

„Ach du liebe Frau!“ seufzte die kreuzbrave Wirthin mit einem frommen Blick nach oben: Das ist nun freilich ein großes Unglück. Du weißt, daß der Walt von dem fremden Herrn ist zur Nachtzeit abgeholt worden? Nun, der Walt wird uns freilich lang nicht selber sagen können, wie das Ding zusammenhängt, aber doch ist's klar wie der Tag. Du kennst ja wohl den Maurerwaschl, den g'streichten Menschen? Nun, der ist gestern — gegen alle seine Gewohnheit — schier den ganzen Abend bei uns gefessen; hat sich auch in's Hinterstübel hineingemacht, und an einem fort die kleine Martina angeschaut, als wenn er sich die Augen aus dem Kopfe sehen wollte. Das hat gedauert, bis die Imsterleute schlafen gegangen sind. Wie hernach das Spektakel mit dem Vogel ausgekommen, ist mein Waschl nicht mehr da gewesen, und da war's heraus, da haben wir gleich gewußt, wo's

hapert. Du weißt: der Waschl — er ist ein rechtes Kreuz für die Eltern, er ist ein Bissel verrückt, und absonderlich in die Weiberleut' geschossen. Mit der Hochenecker=Christine hat er's grad gemacht, wie mit der Martina, und auch selbigmal ist der Walt sein Bot' gewesen. Nun stell Dir vor, das Unglück für den saubern Menschen von kaum neunzehn Jahren! Da sieht man wohl, wie die Mannen verrückt werden können über eine thörichte, närrische Lieb', von der niemand was haben will. Ist's denn möglich, daß ein solcher Bursch', nachdem er der Christine viele Wochen wie ein Tschoggl nachgelaufen, ist's möglich, daß er sich in einen Fraken verlieben kann, der noch nicht trocken hinter den Ohren? Daß Gott erbarm, die Zeit ist recht verderbt worden, merk' Dir das, Seraphin, und nimm Dir's einmal zum Exempel. Grad komm' ich aus der Kirche, und hab' den Waschl gesehen, und hab' ihm gesagt, was sich gehört; aber, du heiliger Geist! das, ist, als ob man zu der weißen Wand redete. Der G'streichte hat mich angesehen, als wie die Kuh das Stadelthor, hat's Maul aufgerissen grad wie Du, und hat gar nichts, keine Silbe geantwortet. Darauf ist die Christine aus der Kirche gekommen, und der ist er wohl geschwind wieder nachgelaufen, als wie ein Hundl. — Aber, hab' ich mich einmal wieder verplaudert mit dem Buben da! Leb' wohl, Seraphin; grüß' mir fein den Grödner, und sey brav und geduldig. Wirst Beides brauchen können, Du guter Tschappel?"

Die ehrliche Frau klopfte wohlwollend des Knaben Wangen, und ließ ihn gehen. Er war seelenfroh, daß der Handel, dessen er sich jezo — seit den letzten Worten der christlichen Frau — auf einmal von Herzen schämte, eine solche Wendung genommen. Doch blieb ein Widerhacken in seiner Brust zurück. Der arme Maurerwaschl, der nun im ganzen Dorfe die Schuld der albernen Be-

gebenheit tragen mußte, ging dem reuevollen Seraphin nahe. Hatte doch der arme Teufel schon übrig genug des Spottes auszustehen, weil er die Christine liebte und zwar hoffnungslos, und zwar bis zum Unsinn liebte.

Man sollte, das Landvolk obenhin betrachtet, nicht von ferne glauben, daß es, unter allen Leidenschaften der Welt, gerade von der Liebe am meisten ergriffen werden könnte. Aber nicht selten gibt es unter jenen Leuten Individuen, die es, vom Liebestaumel gepackt, entweder dem ehrsamem Junker de la Mancha noch zuvorthun, oder besser geradeaus ohne seltsame Uebenhauer dem Irrenhaus zusteuern, wenn sie den Gegenstand ihrer Neigung nicht zu erreichen vermögen. Der Maurerwaßl war ein Beispiel der letztern Gattung. Er begegnete dem tiefsinnig dahinschlendernden Seraphin auf dem Heimweg. —

Der gute Sebastian hätte eine der blühendsten Gestalten in der Gemeinde aufzuweisen gehabt, wenn nicht von der sehnsüchtigsten Liebe diese Blüthe vernichtet worden wäre. Er, dessen Wangen einst von Jugend und Gesundheit prannten, schwankte jezo wie ein Schatten einher. Die Strümpfe schlotterten um seine Beine; seine lange grüne Wolljacke hing gleich einem weiten Mantel über seine Schultern; unter dem breitkrämpigen Hut, der dazumal ungefähr gewesen wie eines Meraners Hut noch heutzutage, verschwand schier sein blaßes, abgemagertes Gesicht; das schwarze Seidengeflecht mit langen Quasten, das den Hut des Jünglings verzierte, glich einem Trauerbehänge. — In diesem Aufzuge aber, sein Sonntagskleid, hatte der arme Bursche der geliebten Christine Bekanntschaft gemacht. Er hielt dafür, daß ihm das Kleid vorzüglich stehe, und daß, wenn ihm Christine bis daher nicht geneigt worden, gerade nur sein Werktagkittel daran schuld gewesen seyn müsse. Darum hatte er eines Tags

zur Verwunderung seiner Eltern und Geschwistern die Arbeit liegen lassen, und erklärte, er werde von nun an auf unbestimmte Zeit Sonntag machen, und die Arbeit freue ihn so wenig als das Leben, und das letztere werde ihm ganz und gar verleidet, wenn nicht Hocheneckers Christine ihm das Jawort gäbe. Bei dem Entschluß war er seither geblieben, und alle Ermahnung des Pfarrers, des Vaters Drohung und Befehl, der Mutter und der Schwestern Bitten und Zureden hatten ihn von dem Entschluß nicht abbringen mögen. Morgens in der Frühe ging er aus, und setzte sich auf eine Bank oder auf den Brunnenrand, dem Hocheneckerhause gegenüber, und starrte festen Augs, mit verschränkten Armen, lächelnd bald wie der irrsinnige Schmerz, bald traurig blickend, ein lebhaft Bild des Glends, hinauf an's Fenster, wo die Auserwählte saß, die ihn nicht leiden mochte, die sein Werben verächtlich von sich gewiesen, wie sein Geschenk, das Staarl, verhöhnt und wieder zurückgeschickt hatte. Das Mädchen war eine Näherin und Strickerin, und manchen Tag im Jahr zu Hause. So hatte sie immer des Liebhabers Leid vor Augen, und wenn sie schon bisweilen auf Arbeit gegangen war, so wußte Sebastian ihren Aufenthalt zu entdecken, und dort Schildwache zu stehen, wie vor ihrem eignen Hause. Läutete die Glocke den Mittag ein, so ging der Maurerwasl zum Essen. Ohne ein Wort zu sprechen, verschlang er sein Mahl, und kehrte flugs auf seinen Posten zurück, bis die Dämmerung kam und die Nacht. Die Abendglocke trieb ihn manchmal heim, doch nicht immer. Nicht selten harrte er aus bis Mitternacht in Regen oder Wind. Christine hatte oft schon ausgeschlafen und der Wasl starrte noch immer empor zu ihrem Fenster. Ein trauriger Wahnsinn allerdings, der den guten Wasl zum Gespött des Dorfs und zum Uergerniß seiner Familie machte, da er, der einzige Sohn und Haupterbe, den Faulenzenzer spielte, und dabei dennoch

für sechs gute Arbeiter essen konnte. Die Liebe hatte mit seinem Appetit nichts zu thun, aber nur mit Leidwesen gibt der Bauer demjenigen, der nicht arbeitet, zu essen. Da nun dem Sohn und Erben die Kost nicht versagt werden konnte, so würzte man sie ihm wenigstens mit Verachtung, und ließ ihn gehen und stehen, wo er wollte, ohne sich mehr um ihn zu bekümmern. Seine Herzensangelegenheit nahm dabei keinen bessern Fortgang. Christine war zäher und eigenwilliger Natur, ihre Empfindsamkeit äußerst gering, und zudem hatte sich, wie man hier und da behaupten hörte, während der Krankheit der Grödnerin zwischen ihr und dem Krämer ein Verständniß, wiewohl in allen Ehren, angesponnen, das den Wünschen des Maurerwastl schnurgerade zuwider seyn mußte.

Dem unglücklichen Liebesnarren begegnete also der reuevolle Seraphin. Indem dieser den armen Menschen von oben bis unten aufmerksamer als sonst betrachtete, fielen ihm die Warnungen der Wirthin, so wie seines geliebten Walt, felsenschwer auf's Herz, und er leistete sich selber muthig das Versprechen, seine Gedanken von der Martina abzuwenden, damit es ihm nicht einmal gehen möchte, wie dem unglücklichen Opfer der Weiberliebe, das vor seinen Augen dahinsimpelte. „Ich will mir mein Lebelang die drei Stücke merken,“ sagte er sich selber in's Ohr und Gewissen: „ich will wohlthätig seyn und meinen Feinden verzeihen, wie die fremde Alte es befohlen, und nach einem Mädcl nicht mehr aussehen. Darum will ich meinen Dienst thun, wie sich's gebührt, meinen Gedanken nicht nachhängen und mit Geduld erwarten, wie es dereinst mit mir werden mag. Der liebe Walt werden mir schon weiter helfen, besser als Egidi, der Prahlhans, und Martina, die mich zum Narren machen könnte!“

Diese trefflichen Vorsätze erstarkten in dem jungen

Menschen. Der Lohn war indessen anfänglich nicht allzureizend. Seraphin begegnete seiner Vormünderin mit einer Liebe, die sie keineswegs verdiente, und erntete dafür nur üblere Behandlung, Hunger und Ueberdruß. Dem Jägerlex, dem er einmal in den Weg kam, bot er die Hand und sagte ihm: „Du hast mich oft geschlagen, hast meines Herrn Branntwein hinterlistig getrunken und mir dadurch viel Ungemach bereitet; aber ich verzeihe Dir von Herzen.“ Worauf der Lex ihm in die Zähne lachte, und mit einem rohen: „Laß mich aus, Du Steinesel!“ hinter die Ohren schlug. — Als der Gröbner auf die Bognner Messe gegangen war, und Seraphin, bei andauernder Kränklichkeit des Weibes, den Laden verwalten mußte, bewies er sich freigebig gegen die Armen, erließ ihnen etwas am Preise der Waaren, gab ihnen dies und das umsonst, und freute sich seiner Wohlthätigkeit. Aber die Armen lachten ihn aus, und erzählten überall von seiner närrischen Weichherzigkeit; die Gröbnerin erfuhr's durch ihre einzige Freundin, eine gewisse Rosa Stampfer, ein Ausbund von Klatschhaftigkeit und Verläumdung, und die Folge war, daß Seraphin auf's Neue Schläge bekam, und ein Dieb am Herrn gescholten wurde. — Seinen neuen Grundsätzen getreu, war ferner der junge Blaschur trotzig und ungeschlacht mit dem jungen Weibervolk geworden, und jene Dirnen, die früherhin den hübschen Knaben wohlmeinend gehätschelt und belobt, fingen an, ihm mit aller möglichen Lücke und Geringschätzung seine raube Abneigung zu vergelten. Lügen aller Art kamen über den Armen in Umlauf. Er wußte von den meisten derselben nicht ein Wort, aber täglich mehr stand er vereinzelt da, und die Meinung fing im Dorfe an, sich festzusetzen: der Seraphin sey halt seines nichtsnutzigen Vaters allerähnlichster Sohn, und von bösem Gemüth, wie jener.

Nur der Gröbner allein hielt dem Knaben die Stange.

Mit allerhand geheimnißvollen Worten gab er zu verstehen, er sey in Bogen wegen seines Bündels auf die rechte Fährte gekommen. Derselbe sey wohl aus besserem Blute, als die Lenhards, und die Zeit würde hievon mancherlei lehren. Daneben hielt er jedoch den Knaben strenge zu seinen häuslichen Dienstleistungen an, und verheiß ihm im nächsten Jahre nach Meran in's neuerichtete Gymnasium und zwar unter haarscharfer Aufsicht zu schicken. Diese Verheißung kam dem Weibe und dem Seraphin gleich ungelegen. Der letztere wollte und mochte nicht studiren; sein Sinn stand nach der Fremde. Die Erstlere bejammerte jeden Heller, den der Bube kosten sollte. Sie mißgönnte ihm das bißchen Leben. Sie unterließ nicht, es ihm je länger je saurer zu machen, und die Gewalt dazu hatte sie vollauf, da in neuester Zeit der Krämer sich wenig um's Hauswesen bekümmerte, sondern vorzog, halbe Tage lang mit dem liebeskranken Waschl auf der Bank oder am Brunnenrande zu verkehren, unter dem Vorwande, den armen Schlucker durch vernünftiges Zureden auf bessere Gedanken zu bringen, in der That jedoch, um selber mit Muße in der Christine Fenster schauen zu können. Der gute Waschl ahnte freilich von dem heimlichen Nebenbuhler nicht das geringste; er litt nicht nur den pffrigen Krämer in seiner Nachbarschaft, er wurde sogar gewissermaßen mit ihm eins, so wie hin und wieder ein geisteskranker Mensch sein eigen Ich in einer andern Person wiederfindet. Meinte der Grödner, die Sonne scheine ungewöhnlich warm, so wischte sich Waschl den Schweiß von der Stirne; beklagte sich der Grödner über Kälte, so schob der Waschl die Hände in seine Taschen. Sagte jener: „mich hungert“, so lief dieser zum Essen; rauchte jener seine Pfeife, so sagte dieser: „mein Taback ist vortrefflich“; fragte jener sein linkes Bein, so sprach dieser: „mich heißt's auch noch am rechten Fuß.“

War gleich diese Selbstverwechslung sehr possierlich für den Grödner, für Christine, für das ganze Dorf, so mißfiel sie doch der Krämerin ganz und gar. Ihre neu erwachenden Leiden bannten sie in's Haus, sie konnte nicht mehr wie früher den Chemann auf Schritt und Tritt verfolgen. Machte sie's ihm zu bunt im Hause, so salbte er sich in's Freie, und wußte sich vor ihr sicher. Die gute Hälfte ihrer Herrschaft war eingebüßt, sie mußte sich's gestehen; aber wo einmal böses Blut in den Adern steckt, da ruht es nimmer, und die Bosheit nimmt zu in Einsamkeit und Ohnmacht.

So hatte denn die Grödnerin einmal in Abwesenheit ihres Mannes ihren großen Rath um sich versammelt: die Rosa Stampferin und den Jäger Liebl. Die alte Jungfer Rosa hatte ihr wichtiges Gesicht mitgebracht, und saß wie eine aufgeblasene welsche Henne da, vollgestopft mit bedeutsamen Drakelsprüchen. Der Jäger war dagegen unbefangen und nicht vorbereitet auf das, was kommen sollte. Nachdem die Krämerin mit manchem Seufzer und Augenverdrehen vorausgeschickt, daß eine unglücklichere Frau als sie auf Erden nicht existire, redete sie von der Erkaltung ihres Mannes, von seiner Unbotmäßigkeit, und von den Ursachen, die etwa dieser gänzlichen Charakteränderung des Grödnere zu Grunde liegen möchten. „Ich habe,“ schloß das Weib den Vorbericht, „meine gute Freundin, die von allerhand geheimen Dingen weiß, inbrünstig gebeten, mit Fleiß nachzuforschen, woher das Uebel entstanden und wie es zu heben sey. Du, alter Freund, sollst zuhören und Deine Meinung dazu geben, daß einmal Fried' werde in meinem elenden Hauswesen.“ — Der Jäger nickte, spöttisch lächelnd, die Stampferin räusperte sich, wuschte die Nase und die Augen mit dem Aermel ab, und antwortete: „Der Grödner ist aus einem guten und gehorsamen Mann gleichsam ein Auech, ein höllischer Teufel geworden. Warum? wollt ihr's wissen?

Der Maurerwasfl hat ihn angesteckt. Der z'nichte Mensch ist von einem bösen Geist besessen und der Geist ist eigentlich der Liebhaber der Christine, und bringt alle Leute um ihren Verstand, auf die sie's abgesehen hat; und die Verrücktheit steckt an, wie's Fieber oder die Blattern. Ich hätte nun wohl dem Unsinigen helfen können, denn ich weiß ein gutes Trankl gegen solche Zustände, und ein geweihtes Pulver wär' auch nicht aus. Aber der Wasfl hat nichts von mir annehmen wollen, und seine Leute sind halbe Unchristen, die nichts glauben. Nun, 's ist genug, daß auch an ihrem Haus das Andreas-Kreuz steht, daß Gott erbarm'! — Nun, der Grödner ist nicht wenig vom selben Schlag; er wird auch vom Satan nichts glauben, bis er ihn einmal selber sieht!"

Der Jäger schlug plötzlich auf den Tisch, und rief mit verzerrten Mienen: „Salt's Maul, Stampferin. Red' nicht so dumm. Weißt Du nicht, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll?“ Dabei sah er sich um, als säße der Schwarze neben ihm auf der Bank.

Rosa und die Krämerin waren schlimm erschrocken; doch kamen dergleichen Ausfoderungen den alten gefürchteten Griessgram nicht selten an, und man getraute sich nicht, dieselben zu wiederlegen. Rosa begnügte sich daher, ein begütigendes „Nun, nun“ zu erwiedern, und fuhr in ihrer Rede fort: „Mit Ansprache und Vernunft ist also, wie ich glaube, bei dem Grödner nichts zu richten, denn er ist eigentlich behext. Worinnen sitzt jedoch der böse Samen? Wie kann man wohl verhindern, daß er sein Hauswesen zu Grunde richte und sein armes Weib? Ich hab' alles wohl überlegt, und hab' mich nicht gescheut, darüber eine kleine Kunst zu machen, die ich von meiner Mutter selig gelernt habe. Da ist nun nach drei- und neunmaliger Probe herausgekommen, daß Alles wieder in's alte Gleis kommen werde, wenn erstens die

Grödnerin ihre Gesundheit wieder erlangt, und wenn zweitens ihre Ehe abermals mit einem Kindlein gesegnet wird."

Der Jäger schnitt ein sehr ungläubiges Gesicht, und die Grödnerin seufzte eben so ungläubig. Um so eifriger wandte sich die Stampferin zur Freundin, mit Vorwurf und Ermunterung: „Ach mein, ach mein, liebe Frau, geberde Dich nicht verzagt und verzweifelnd. Gottes Barmherzigkeit ist groß. Man muß sie nur beim rechten Ende anfassen. Vertraue Dich mir an; ich hab' wohl schon Andern geholfen. Laß die Bader und Doktors schmieren und salben rechts und links, und wirf Dich in meine Arme. Ehe wieder der Langets kommt, sollst Du frisch und gesund sein, wie die Forelle im Reschensee. Du wirst blühen und gedeihen, ich will's schon machen, und alsdann ist's bis zu einem kleinen Buben nicht weit, Gib acht, wie der Grödner Dich hernach auf den Händen tragen wird! Aber aber noch etwas muß zuvor geschehen, sonst hilft die Gesundheit nicht, und nicht das herzlichste Vertrauen." —

„Was denn? geschwinde Rosa!“ fragte die Grödnerin begierig und eben so hoffnungreich, als sie vor einer Minute arm an Muth gewesen war.

Die Stampferin öffnete die Augen weit, rümpfte die Nase, wie sie gewöhnlich that, wenn etwas recht Außerordentliches aus ihrem Munde kommen sollte, agierte feierlichst mit beiden Händen, und sprach langsam: „Es ist Jemand in eurem Hause, dessen Anwesenheit ein Gift für euer Glück und ein Nagel zu Deinem Sarge. Ich sage nicht, wer, ich will's nicht wissen; aber drei- und neunmal hat meine Kunst den unglückbringenden Menschen bezeichnet. Bevor nicht derselbe aus dem Wege geräumt worden, ist alle Hoffnung umsonst. Aber eine jede Erwartung wird befriedigt seyn, wenn der heimliche Drach' bei Seite geschafft wurde. Sieh jetzt zu mit

offenen Augen, Gröbnerin, und handle unverzagt; Du hilfst Dir damit selber zu Kraft und Wohlsehn. Rechne aber dabei nur auf Dich selber, hoffe nicht auf eine Hilfe Deines Mannes. Beherte und verderbte Leute sträuben sich, die Ursach' ihres Elendes abzuthun. Wäre einmal der schwerste Stein gehoben, dann ist alles Uebrige nur Kinderspiel, und ich, Rosa Stampferin, stehe Dir mit meiner ganzen Lebenszeit für die Wiederherstellung Deines Glücks. — Nun aber muß ich mich schon beurlauben. Die Strasserleute haben ein krankes Kopf, dem Schmied und Wasenmeister nicht haben helfen können. Sie haben am End' zu mir geschickt, und ich will bald sehen, ob ich gescheider bin, als die Dummköpfe von Viehdoktoren. Du mein Gott! an die Rosa Stampferin kommt doch immer am End' die Reihe!" —

Nachdem die Nothhelferin hinweggegangen, sah die Gröbnerin den Jäger lang an, und fragte: „Was sagst Du zu der Rosa Bescheid?“ — Der alte Liebl niegte den Kopf hin und her, erwiedernd: „Wer daran glaubt, ist selig. Laß mich aus mit dem Laas, den die Alte vorgebracht hat.“ — „Nun, ich glaub' hast einmal an die Stampferin,“ sagte die Gröbnerin eigensinnig und giftig: „sie hat immer Recht in Allem, was sie angreift, und sie weiß Sachen, von denen Andere gar nichts merken.“ — „Zwegen meiner,“ brummte der Jäger, stand auf und hing sein Gewehr um. Seine Gleichgültigkeit verdroß das Weib. Sie fragte spitz: „Gehst Du schon, ohne mir einen Rath da zu lassen?“ — „Hast ja schon Dir selber gerathen? was brauchst noch mich?“ — „Freilich brauch' ich Dich. Weißt Du, wer derjenige böse Geist ist, der meinen Mann unsinnig und schlecht macht? Der Bub', der Seraphin ist's, und mein Mann ist des Buben Vater, ich laß mir's nicht nehmen, und ich will ihn nicht mehr leiden, und fort soll er mir, und Du sollst und mußt mir dabei helfen.“ — „Meinst Du?“ —

„Du hast mir's schon versprochen, Liebl.“ — „Ja, das hab' ich, denn wo 'ne Weiberzunge bittet und bittelt, sagt ein dummes und schwaches Mannsbild nur gar zu bald „Ja“ und „Meinetwegen“ aber ich hab' mir's überlegt, und — weißt Du wohl, Du? — es geht gegen das Gewissen, was Du von mir gewollt hast.“ — „Gegen das Gewissen, wo es um meine Gesundheit, mein Glück und Leben geht?“ schluchzte das Weib. — „Warum hast Du nach der Branntweingeschichte Deinem Mann nicht besser eingeheißt?“ fragte der Jäger; „ich hatte das so gut ausgedacht. Mein Ler ist ein Teufelsbub', ein rechter Radsführer, wenn's einen Schwank gilt. Er hat seine Sachen brav gemacht, und hättest Du Deine Schuldigkeit gethan, so wär' der Bub' schon dazumal aus dem Haus gesprungen.“ — „Du kennst den Grödner nicht,“ sagte wieder das Weib; „er ist wie das Blatt am Baum, läßt sich hin und her wehen. Es hat Alles nicht geholfen; ich bin um meinen Enzian, und der Donnerbub' ist noch im Haus, und mein Mann läuft außer'm Haus den Dirnen nach.“ — „Es thut Dir vielleicht um den Enzian mehr leid, als um alles Uebrige,“ spottete der Jäger. Worauf die Frau mit entschiedener Drohung: „Ich will Dir sagen, warum mir leid ist: um die vielen Gutthaten, die ich Dir noch hätte zuwenden können, wenn Du mir den Gefallen thätest, und die ich jetzt fein bleiben lassen werde. Verstehst Du mich? Du hast mir zu einer guten Heirath verholfen, und darum hab' ich Dich immer unterstützt; aber mit durch Deine Schuld ist mein Stern und Glück dahin, und jetzt behalt' ich mein bißel Gut für mich selber. Weißt Du's? Magst hernach schauen, wie Du mit Deiner Wirthschaft auskommst.“

Die Grödnerin drehte ihrem ehemaligen Schatz im Zorn den Rücken zu. Der Jäger stand eine Weile ungeschlüssig. Mancherlei Vortheile, die er in der That bisher genossen, waren auf dem Punkt, zu Wasser zu wer-

ben. Liebl strich sich den Schnauzbart hin und her, kämpfte ein bißchen mit sich selber; alsdann klopfte er der Grödnerin auf die Schulter: „Du,“ sagte er, „'s steht Dir nicht schön, wenn Du Kopf machst. Sey nur zufrieden. Ich will schon sehen. Heut' über acht Tage gehe ich auf die Genssen. Schick' mir den Buben nach Schleiß hinüber. Der Häuter hat mir freilich gar nichts zu leid gethan, aber Dir zu Gefallen überleg's indessen noch ein wenig des Menschen Sinn ist veränderlich geh' fein zur Kirche, ehe Du mir den Buben zuschickst; hörst Du?“ — Die Grödnerin lachte ihn an mit einem zornweitem, böshast siegreichen Angesicht. Indem sie nachdrücklich auf den Tisch klopfte, sagte sie: „Los, das sind nur Faren von Deiner Seite. Du hast, wie sie sagen, noch gar viel Anderes gethan, a's ich von Dir verlange. Ich hab' aber in Gottesnamen keine Wahl zwischen dem Buben und meinem eigenen Leben. Du hast gehört, was die Stampferin gesagt hat. So lang der kleine Trachensohn nur mit einem Strohhalm noch an dem Grödner und meinem Hause hängt, hab' ich nicht Gesundheit und nicht Frieden zu erwarten. Zudem ist er mir verhaft, und ich wüßte gar nicht, warum ich mich selber nicht lieber haben sollte, als den hinter der Hecke Gebornen. Heut' über acht Tage schick' ich Dir den Unglücksvogel. Behüt' Dich Gott, Liebl, und halt' Wort!“

Scraphin ahnte nicht das mindeste von den wider ihn angezettelten Verschwörungen. Der Geist der Geduld und Versöhnlichkeit hatte in ihm die Oberhand gewonnen. Er setzte voraus, daß die Grödnerin unmöglich einen so unbezwinglichen Widerwillen gegen ihn gefaßt haben würde, wenn nicht er selber einen Anlaß dazu gegeben hätte. Daher bewies er sich, aller Kränkungen ungeachtet, gehorsam, zahm, sogar zuvorkommend. Dem Grödner zu gefallen, rechnete er fleißig, und schrieb, und

plagte sich mit dem Kram von tausend Artikeln. Er hatte einsehen gelernt, daß die Freigebigkeit auf Kosten des Herrn nicht statthaft sey, daß auch nicht nöthig, dem weiblichen Geschlechte ungeschliffen zu begegnen, um sich von ihm entfernt zu halten. Darum machte er sich manierlich, und wenn ihm dann und wann die Last und Plage zu arg werden wollte, so lief er auf ein paar Minuten zum Grabe seiner Mutter und Schwester, und die lieben Gestorbenen flüsterten ihm aus dem kahlen Hügel in's Ohr: „Hab' Geduld, Geduld; wir im Himmel werden Dich nicht verlassen.“

Indessen war hauptsächlich seiner guten Vorsätze und seiner Geduld Stütze und Stab die Hoffnung auf den Jugendfreund. Seraphin sah mit täglich wachsender Sehnsucht einem Brief seines lieben Walt entgegen. Aber der Brief zögerte immer. Das Jahr stand schon wacker im letzten Viertel; das Vieh wurde von der Alpe heimgetrieben, nach überaus langem schönen Nachsommer. Der Heimfahrttag war ein Tag des Jubels für's ganze Dorf. Von Schellenklang und Juchehen wiederhallte das Thal. Die Hauptkühe zogen stolz an der Spitze ihres gehörnten Gefolges heim, die Senner, ihre Hüte verziert mit Edelweiß und andern Alpenblumen, die von der Jahreszeit verschont geblieben, prankten daher in ihren schönsten Kleidern und Hemden, mit glänzenden Hosenträgern und Halstücheln, mit flatternden Bändern und nickenden Sträußern. Die Straßen zum Dorfe und darinnen wimmelten von zulaufendem Volk, das sein Vieh gleichsam im Triumph nach Hause brachte, oder den Sennern fröhlich entgegenjabelte mit trockenem oder nassem Munde, mit nüchternem Handschlag, oder tanzend, die Weinfanne im Arm. — Seraphin stand auf der Schwelle des Grödners, wie andere Leute auf der ihrigen, und schaute mit jugendlicher Neubegier dem Segen d's Landes entgegen. Und wie er so da stand, und die bunten

Thiere zählte, und wie er in seiner geheimsten Gehirnkammer den Wunsch erschuf, einmal reich zu werden an Rinder- und Ziegenreichthum und enthoben zu seyn des langweiligen Gymnasiums, womit ihn der Grödner zu Zeiten bedrohte, bemerkte Seraphin ganz zu Ende des Alpenheimfahrtzugs eine Erscheinung, die ihn plötzlich in Anspruch nahm, und von dem Schauspiel des Tags ganz ablenkte: einen Reiter nämlich, der unwillig genug dem Schwarm des Rindviehs den Vorrang lassen mußte, und nur mühsam nach und nach sich hindurchkämpfte. Der Reiter war aber ein Postknecht und derselbe, der wöchentlich einmal oder zweimal, wenn's hoch kam, von Landeck und Nauders die Briefe spedirte, die in's Vintschgau und Etschland bestimmt waren. Dieser Mann kam heute dem Seraphin so eilig vor, . . . in seinem Auge lag, wie der Knabe meinte, eine solche Ungeduld, daß sie sich nur durch eine höchst wichtige Depesche erklären ließ, und wer in ganz Burgeis erwartete wohl den wichtigsten Brief?

„In dem Felleisen des Postreiters steckt dieser Brief,“ sagte sich der hoffnungreiche, „und auf dem Brief wird stehen: An Seraphin Blaschur, und der Walt hat ihn geschrieben. Darum flink zum Kreuzwirthshause, das Papier alsobald in Empfang zu nehmen!“ — Wie ein Blitzstrahl fuhr der Knabe durch die Menschenmenge und das blöckende und mäckernde Vieh, kroch wie ein Ual zwischen den Beinen der vor dem weißen Kreuz müßig aufgestellten Trinkgäste hindurch in's Haus und paßte auf mit unruhigem Herzen und unstät umherschießenden Blicken. Der Postknecht stolperte endlich heran; schwerfällig langte er ein kleines Paket aus seinem Felleisen in's Haus. Der Wirth, der die Briefe in Dorf und Gegend zu besorgen hatte, bezahlte den Knecht, öffnete den Pack, mehrere Briefe fielen heraus. Der Wirth rief einen seiner Söhne: „Heda, trag' schnell die Briefe aus; zwei Stück an den gnädigen Herrn Rentmeister, diesen

einen großen an den Herrn Prälaten Johannes Murr im Kloster, den kleinen an den Bader, den da endlich, flehst Du, an den Vitus Holzer und" Seraphin, unter des Wirths Arm durchschauend, sah und hörte zu voll banger Erwartung — „und,“ fuhr der Wirth fort, „und damit basta. Das Ganze macht einen Gulden fünfundzwanzig Kreuzer, und — was ich sagen will — borge dem Vitus und dem Bader nicht. Man kömmt bei den Leuten später so schwer zum Gelde und der Vitus hat ohnehin des Geldes nicht allzuviel.“ — Der Sohn ging mit den Briefen fort. Seraphin, erstarrt und verduzt, konnte nicht begreifen, warum der Wirth nicht auch für ihn ein Schreiben hergegeben. „Du, wo ist denn mein Brief?“ fragte er, den Mann am Ärmel zupfend. Der Wirth begriff lange nicht, was er wollte. Da aber die bereits von Seraphin halb in's Vertrauen gezogene Wirthin dazu kam, erklärte sie leicht des Knaben Angst und Hoffnung. „Er wird schon kommen, Du armer Narr,“ sagte sie, Seraphins Haar glatt streichend: „er wird schon kommen, der Brief. Hab' nur Geduld, morgen ist auch ein Tag.“

Morgen war freilich ein Tag, aber nicht der Posttag. Dieses wissend, lief Seraphin zum alten Holzer und fragte nach. Vitus war außer sich — nicht vor Freude über die glückliche Ankunft seines Aeltesten in Augsburg, aber wohl vor Aerger und Verdruß über den Siebenzehner, den der Brief gekostet. Es war nicht viel Gescheidtes aus dem Manne zu bringen. Die besonnene Mutter des Oswald berichtete dafür dem Frager, daß ein Gruß an denselben im Briefe stehe, aber weiter nichts. „Ein Gruß und weiter nichts!“ wiederholte Seraphin wohl fünfzimal, gesenkten Hauptes nach Hause schleichend; „und morgen ist kein Posttag! Wie soll ich acht Tage überdauern, ohne zu vergehen vor Ungeduld und Furcht?“ — Nun hob auch in der That ein wah-

reß Fieber der Sehnsucht an, den jungen Menschen zu plagen. Sein goldner Schlummer war dahin. Wo er ging und stand, sah er eine gelbe Postjacke wie ein Gespenst um ihn hergaukeln. So oft er die Augen zumachte, und etwas einduselte, meinte er, einen mächtigen Brief in der Hand zu halten. Aufgewacht fand er immer sich betrogen. Zugleich quälte ihn eine neue Angst. „Wo nehm' ich einen Siebenzehner für den Brief her?“ fragte er sich: „der Wirth borgt nicht, und der Grödner darf nichts vom Brief wissen?“

Gerade an dem Tag, der kein Posttag war, . . . horch, was trabt so rüstig durch's Dorf? was bedeuten die schmetternden Töne des Posthorns, die in der Straße gellen? Seraphin fährt auf aus dumpfem Brüten. Was kann's seyn, als ein Brief von Oswald?“ fragt er neu belebt, und zürnt dem spektakulären Postknecht, der sein Geheimriß so pflichtvergessen in die Welt trompetet. Abermals läuft er dem Wirthshause zu, streckt schon von fern die Hand aus, um nach dem ersehnten Papier zu greifen . . . ach, wieder vergebens ist seine Freude, seine Zuversicht ist abermals getäuscht. Der gelbe Reiter bringt die Botschaft vom Frieden! Der Kaiser hat Frieden gemacht. Friede! Friede! das Zauberwort fliegt von Mund zu Mund, schneller als das Pferd des Boten weiter gen Mals und Schlanders rennt. Die Bauern lauchzen, sie umarmen sich auf der offenen Gasse, sie schreien ein Vivat nach dem andern dem geliebten Kaiser. Und Seraphin . . . kehrt wieder entmuthigt, niedergeschlagen und trostlos heim. Was geht ihn der Friede, was der Kaiser an? Ein Brief von Walt wär' ihm theurer als ein hundertjähriger Friede in der Christenheit; — aber der Brief bleibt aus, und kein Gebet hilft, und die Unruhe des Wartenden steigert sich immer mehr.

Am nächsten Tage — es ist ein feuchtes regnerisches Wetter — die grauen Nebelmäntel hängen dick und näßlich

über den Bergen — bildet sich Seraphin ein, es müßte die Post kommen, . . . sie sey schon auf dem Wege . . . er sieht im Geiste, als wie in weiter Ferne, den vorwärts strebenden Reiter! Dem ungestümen Drängen seiner Phantasie gehorchend, eilt er der Post entgegen, die Haide hinan, bis zur Hochbrücke, wo das Gerücht von Mauders anhebt. Ach, wiederum vergebens hat er seine Beine, seine Augen angestrengt. Schon ist der Abend da, und nirgends ein Pferd zu sehen, nur hie und da vereinzelte Wanderer, die vor dem drohenden Regenschauer einem gastlichen Dach entgegen ziehen. Seraphin muß umkehren, umnebelt von dem Grauen des Herbstabends und von abergläubischer Furcht; denn an jener Brücke wandelt zur Nachtzeit der furchtbare Lork von Mauders, ein gespenstiger Spuck, dessen Gestalt einem Heuschöber ähnelt, mit Augen, die da leuchten wie ungeheure Laternen. Seraphin flieht das Revier des Kobolds, aber die Haide hinab, zur Rechten, zur Linken, am Bette der faulenden Etsch, an den aufsteigenden Wänden des Thals flattern und tauchen Flammen auf und nieder: die berühmten feurigen Mandln, die Gespenster der unglücklichen Streiter, die auf der Malsershaide gefallen sind in der ewig denkwürdigen Schlacht. — Gehezt wie ein Wild, kommt Seraphin zurück in's Haus, wo neue Vorwürfe und Mißhandlungen ihn erwarten, und kriecht, erschöpft vom Lauf und von der Züchtigung, in sein elendes Bett, das er alsdann mehrere Tage nicht verlassen kann, gemartert von schmerzlicher Krankheit, die seiner Einbildungskraft regelloses Walten über den ermüdeten Körper verbreitet hat. — Aber manchmal sind auch Krankheiten Geschenke einer barmherzigen Vorsehung; öfters verhütet ein vorübergehendes Uebel das drohendere Unheil, und der Kampf, den die ungeschwächte Natur muthig aussucht, erobert nicht selten dem Körper und Geist ein beneidenswerthes Gleichgewicht. — Seraphin genas, und zwar so

vollkommen, als ein junger Bursche zu genesen vermag. Er hatte das Verdienst diese Genesung ganz allein sich selber zuzurechnen; denn der Bader hatte ihn behandelt wie ein Pferd, das man auf Tod und Leben traktirt, und die Grödnerin hatte es an der strengsten Vernachlässigung nicht fehlen lassen. Seraphin war auch während der Heilung ein ganz anderer Mensch geworden. Die stürmische Fäst in seinem Blute hatte sich gelegt, sein Kopf hatte sich klar gemacht. Die paar Tage der heroischen Krankheit schienen ihn um eben so viele Jahre an Besonnenheit und Verstand weiter gebracht zu haben. Er wußte sich auf einmal in den finstern Tyrannen des Menschenlebens, in's Unvermeidliche zu finden; er grämte sich nicht mehr ab um des Augsburger Briefs willen, der durchaus nicht kam; er grübelte nicht mehr nach den Ursachen der Feindschaft, die ihm die Grödnerin erwies, statt der Pflege. Seine Ergebung in die Dinge, wie sie ei mal bestanden, war nicht mehr Schwäche und ängstliche Schweigsamkeit; der Knabe stand erhaben über seiner Sklaverei, und kalten Bluts begann er zu berechnen, wie lange sie noch dauern müßte, wie bald er sich ihr entziehen würde können. — Getrost sagte er sich Morgens beim Erwachen, Abends vor dem Einschlafen: „Den Winter hindurch ist's klug, noch auszuhalten; wenn aber einmal die Blumen aus dem Schnee brechen und die Lerchen in hoher Luft singen, wollen wir's schon anders machen, so Gott will.“ Und dieser Hoffnung gläubig hingegeben, that er, was ihm geheißen wurde, ohne Murren, und überhörte alle Spottreden, die von diesem oder jenem gegen den „wilden Prinzen“ des Grödners vorgebracht wurden. — „Unkraut verdirbt nicht!“ sagte wohl zehnmal im Tage die Krämerin, auf den Knaben zeigend, dessen frisch aufblühende Wangen der Hoffnung spotteten, die jene sich auf seinen Tod gemacht hatte.

„Du wirst sehen, aus dem Buben wird noch etwas Rechtes,“ erwiderte dann wohl der Grödner, und lächelte dabei, wie Einer, der um ein wichtiges Geheimniß weiß. Die Frau ärgerte sich dann gelb und grün; aber Seraphin blieb kalt bei ihrer Galle, wie bei des Grödners räthselhaften Sprüchen. „Freilich,“ lachte er in sich hinein, „will ich schon noch was Besseres werden, als er glaubt und sie fürchtet; aber wohl auf eine andere Weise, und nicht als ein „wilder Prinz.“ Denn meine Mutter ist ehrlich gewesen, und ich bin gewiß und wahrhaftig meines Vaters Lenhard Sohn, und das ist mein Evangelium. Mögen sie reden, was sie wollen; ich werd' schon einmal thun, was mir gefällt.“

Da sagte eines Tags — schon hatte sich der Winter leise eingestellt — die Grödnerin zum Knaben: „Ich hab' dem Liebl lang versprochen, ihm Kugeln und Schrot zu schicken. Deine dumme Krankheit hat's aufgeschoben. Geh' heut nach dem Essen nach Schleiß, und trag' dem Jäger den Sack in's Haus.“ — „Kann schon sehn,“ antwortete Seraphin kaltblütig, verzehrte sein schmal zugeschnittenes Mahl, und trollte davon, die kleine Last auf dem Rücken. Das Wetter war hübsch kalt, der Wind ruhte, der Pfad war grieselich bestreut mit dünnem Schnee, die Pfützen und Bachrunsen waren überfrozen. Seraphin schritt und glitschte munter dahin, schaute wohlgemuth an der Fürstenburg empor, und seufzte mit stillem Herzensdank: „Gottlob, daß die Buben des gnädigen Herrn nach Chur gekommen sind, um was zu lernen; so hab' ich doch nicht nöthig, wie ein Maulaff mit ihnen herum zu ziehen, und dem langweiligen Instruktor nachzubeten. Sie haben bald gemerkt, daß ich nicht eigentlich für sie taugte. Ich denke auch, der gnädige Herr hat mich nur anfangs als ein Spielzeug kommen lassen, und ist selber meiner bald satt geworden. Desto besser, desto besser!“ — Und der Knabe piff und sang, und schliff weiter und

weiter auf den Eisbahnen, die nicht selten den Weg durchschnitten.

In dem Dorfe angelangt, sucht er des Jägers Wohnung. Der Alte hatte eine Stube und Kammer bei einem Bauer zur Miethе genommen. „Wenn ich den Lex antreffe?“ fragte sich Seraphin mit einiger Besorgniß. Alsobald faßte er sich jedoch, schaute auf seine während des Fiebers stark aufgeschossenen Gliedmaßen, denen Wamms und Beinkleider ziemlich zu kurz und eng geworden waren, und schnalzte, auf Alles vorbereitet, muthwillig mit der Zunge. „Der Lex wird mich jetzt nicht mehr fressen!“ sagte er herzlich und tappte ohne alle Beklemmung in des Jägers Stube.

Ach, wie heimlich war ihm darinnen zu Muthе! Am Fensterchen saß des Jägers zweite Frau, ein junges Weib mit einnehmenden Zügen, und spann fleißig. Zu ihren Füßen, neben einem Schemel, kauerte ein kleines Mädchen, Liebl's jüngstes Kind, und zupfte Wolle. Seraphin glaubte einen Augenblick, seiner frischlebendigen Mutter, seiner kleinen Anne gegenüber zu stehen. Das Weib erwiderte seinen Gruß mit freundlicher Stimme und fragte nach seinem Begehre. Schon lange hatte der arme Bursche eine freundliche Weiberstimme nicht vernommen, schon lange nicht in milde Augen geblickt. Er fragte sich selber ganz leise, ob dieses Gemach in der That des gefürchteten Liebl Wohnung sey? Die größte Sauberkeit herrschte an den Wänden, auf dem Fußboden; der Ofen war gut erwärmt, Weib und Kind wohl gekleidet, die Flinte über'm Bett blankgeputzt, der Hund des Jägers glattgestriegelt. Seraphin hatte gefürchtet, in der Behausung des alten Hexenmeisters über Todtengelächeln zu stolpern, grimmige Katzen auf dem Sims gelagert zu finden, und in jedem Winkel nur Moder und Graus und blutige Waffen.

„Wo ist der Jäger?“ fragte er, verzagt ob seiner Täuschung. „D innen!“ hieß die Antwort des Weibes, das nach der Kammer deutete, „mußt aber warten. Er betet.“ — „Er betet?“ wiederholte Seraphin staunend, und blieb auf seinem Fleck wie angenagelt, betrachtend bald die heitere Gruppe von Mutter und Kind, bald den ausgestopften Steinmarder über der Thüre, und das schöngefaßte Kreuzifix über dem handgroßen, aber krystallreinen Spiegel. Es trat ihm das Wasser in die Augen. „Mutter und Schwester am Leben, ein Stübel, so traulich wie dieses, und genug zu essen und zu trinken wer auf Erden wär' wohl glücklicher als ich?“ Dieser Gedanke erfüllte die Seele des Knaben, und er gab nur dürftigen Beiseid mit Worten auf die ausfragenden Anreden der Jägerfrau, die an Neugier keiner andern etwas nachgab, wenn sie schon an Herzensgüte vor Tausenden viel voraus hatte. — Mittlerweile gab's Geräusch in der Kammer; mit dem Rosenkranz in der Hand trat der Jäger in die Stube. Das wet erzerfurchte Antli; des Mannes hatte in diesem Momente einen Abglanz von höherer Weihe. Das Gepräge dreister Berwegenheit war darauf gemildert; in den Itisaugen spiegelte etwas wie feuchte Berknirschung. Man sah ihm an, daß der Mann ernsthaft mit seinem Gott geredet.

Betroffen schaute er den Kugelträger von Kopf zu Füßen an. „Was? he, Du? Du bist noch am Leben?“ — „Ja freilich, Jäger. Die Frau schickt mich“ — „Die Frau hat Dich zum Teufel geschickt, als ich's letztemal mit ihr geredet. Sie hätte auf Deinen Tod das Abendmahl genommen.“ — Seraphin zuckte die Achseln: „Ich kann nicht dafür, daß ich nicht gestorben bin.“ — „Du kannst dafür, dummer Bube, Du kannst dafür. Wer nicht dafür kann, ist die Grödnerin.“ — „Meinetwegen. Da ist der Sack, und lebt wohl alle miteinander.“ — „Halt, Seraphin. Laß Dir sagen: richte der Grödnerin einen

Gruß aus, und ich ließe sie fragen, ob sie denn noch nicht zu Verstand gekommen sey?" — „Das mögt Ihr selber ausrichten; mein Rücken will Ruhe haben.“ — „Hast Recht; so sag' ihr denn: es sey die Genszeit vorüber; der Berg und Fels hänge voll von Eis- und Schneeschildern. Es sey jetzt kein Wetter mehr, zu den Fernern aufzuklimmen. Sie hätte das verpaßt. Zudem sey Freitag, hörst Du? Freitag, und am Freitag rühre der Liebl keine Flinte an.“ Der Jäger unterbrach sich hier selber ein paar Athemzüge lang, mit einem Gesichte, als ob ein gewaltiger Schmerz seine ganze Gestalt von der Zehe bis zum Wirbel durchschütterte. Das Weib betrachtete ihn ängstlich, aber bald glich sich der qualvolle Zustand im Jäger aus, und er setzte seinen Worten bei: „Sie muß warten bis auf gelegenerer Zeit, wenn sie etwas von mir will. Für Kugeln und Schrot werd' ich mich selbst bedanken.“

Die sonderbaren Reden des Liebl begleiteten den Knaben auf der Heimkehr, wie eben so viele unbekannte Leute, deren Namen und Herkunft er gern hätte wissen mögen. „Ein kurioser Mensch!“ murmelte er in einem fort, und daneben trug er in seinem Kopfe das Bild von dem stillen reinlichen Haushalt des Jägers mit hinweg, und konnte nimmer und nimmer begreifen, wie der verrufene Waidgesell zur gottseligen Andacht und zu einem so wonnevollen Frieden im Hause gekommen. Bei der Grödnerin war freilich wieder ein anderer Tanz. „Du bist schon wieder da?“ fragte sie den Knaben verwundert; und als er ihr gemeldet, was ihm der Jäger aufgetragen, zerschlug sie im aufschäumenden Zorn ein paar Töpfe, und wetterte dabei: „Freitag, Freitag! was hat der falsche Dieb mit dem Freitag zu thun? Wart, wart, Liebl! aber ich muß mir schon selbst helfen!“ — „Sie hat schon wieder ihren Streich,“ meinte Seraphin, und ließ sie brummen und poltern nach Herzenslust.

Nun hob für's ganze Land eine lange Reihe übler Tage an. Der grelle Winter trat plötzlich in seinem vollen Schneepanzer aus den Gebirgen in's Thal. Wer je einen scharfen Bintschgauer Winter erlebt hat, weiß davon zu erzählen. Die kurzen Tage des trübseligen Advents trugen das ihrige zum allgemeinen Ungemach bei. War eine lange Nacht vorüber, so kam ein trauriges Zwielicht, indem das dichteste Schneegestöber den Morgen und Mittag verdunkelte. Und kaum war der Mittag vorbei, so stellte sich wieder die Finsterniß ein. Lange Eiszapfen schossen an den Dächern an, wenn der Schneefall etwas nachließ, die Etsch schob sich unter Eiskrusten fort, daß nur eine schmale Rinne für den tobenden Fluß als offene Bahn übrig blieb. Der Haiden-, Graun- und Reschensee froz zu, und die Bewohner der drei Gemeinden schafften die stärksten Holzlasten aus den Bergforsten schuurgerade über die Seen in ihre Häuser. Auf diese Eismassen fiel wieder und abermals und immer von neuem Schnee, so daß er in den Dörfern aufgethürmt lag gleich hohen Mauern, und nur zu oft den Eingang in die Wohnungen wild verrammelte. Es wurde zu gewissen Zeiten eine schwere Aufgabe, von Burgeis nach Mais oder nach Haid die verhältnißmäßig kurze Strecke zurückzulegen. Die Seitenthäler waren vom Verkehr der Landstraße ganz und gar abgeschnitten, aber auch im Hauptthal kostete es die höchste Anstrengung, eine Verbindung unter den Ortschaften zu erhalten. Es war keineswegs lustig, die Haide zu durchstreifen, mochte es hell oder finster am Himmel seyn. Die Straße war von den Feldern nicht zu unterscheiden, überdeckt von Schnee; der Rauch (Nebel), der den Reisenden blind macht, stieg von der Etsch auf, von den Bergen hernieder; der rasende Nordostwind, der über die Mulden — eine ungeheure Wiesenbreite auf dem linken Ufer des Flusses — beinahe unaufhörlich in's Thal stürmte, oder von Nauders herab die Haide fegte, stürzte die Schnee-

stangen um, wehte der Schnee in dichten breiten Wolken hernieder, daß er die Stellen verschüttete, wo des Menschen Fuß zu wandeln pflegt. Vor dem Heulen dieses andauernden Sturmes verstummten selbst die hungrigen Wölfe, die sich, vereinzelt, von Noth getrieben, aus dem Hochgebirge in das Land geflüchtet hatten. Jenes entsetzliche Windbrausen wurde nur unterbrochen von dem Krachen der gefrorenen Seen und von dem seltsamen Gestöhne ihrer gefesselten Fluthen, oder vom Fall und Niedersturz der Schneeschilder, die ihre eigene Schwere von den Felsen riß, oder von dem Wuthgeprassel, womit die Etsch von Zeit zu Zeit ihre Eishülle sprengte, und in Trümmerblöcken weit in's Ufergelände hineinschleuderte. Kein Sonnenstrahl brach durch die finster durcheinander wirbelnden Gewölke. Des Himmels Decke schien bis auf der Berge Gürtel gesunken zu seyn, und schüttelte weißer Flocken eine Menge nieder und konnte kaum damit fertig werden, oder wechselte ab mit tüchtigem Regen, der Berg und Thal mit Eisblattern überschloß, oder drückte eine Kälte, die das Herz hätte erstarren mögen, auf Land und Leute herab. Der Frost spaltete dann Bäume und Steine, tödtete die wenigen Vögel in der Luft, und sobald er wich, regierte wieder die Windäbraut, sprühte der Schnee. — Es war recht traurig, daß neben der scharfen Winterplage auch die Noth und der blasse Mangel in den Hütten der ärmern Leute einriß.

Unter diesen Umständen kam der Weihnachtabend heran. Die festliche Zeit wurde im Grödnerhause durchaus nicht mit den Vorbereitungen begrüßt, die in wohlhabenden Wirthschaften stattzufinden pflegten. Die Krämerin hatte seit einigen Tagen ein mürrisch=verschlossenes Wesen angenommen, sorgte kaum für Küche und Herd, stellte sich kränker als sie je gewesen, und legte sich zu Bette. Der Grödner ließ dießmal ihrem Geiz den vollen Lauf, mit dem Vorsatz, sich auswärts schadlos zu halten.

Er ertheilte dem Seraphin die Erlaubniß, der wohlgemeinten Einladung der Kreuzwirthin zu folgen, die ihm während der vorgeblichen Unpäplichkeit der Grödnerin einen Platz an ihrem Gefündisch angeboten hatte. Seraphin war munter und eßlustig bei dem Mittagsmahl erschienen, hatte mit vielem Appetit seinen Antheil an dem sogenannten Kästenbrei — eine dicke Suppe von Bisolen, Gerste und Kastanien — genossen, und sich die darauf folgenden Nocken trefflich schmecken lassen. Er war gerade auf einen Augenblick zum Krämer zurückgelaufen, um zu fragen, ob es nichts zu thun gäbe, und wollte in's Kreuz umkehren, die einfache Lustbarkeit nicht zu versäumen, womit die Stunden bis zur Christmette hingebracht werden — da beschied ihn die Krämerin an ihr Bett, und sprach zu ihm: „Nimm dieses Medizinglas und geh' nach Mais hinüber, und besorge, daß die Arznei bereitet werde. Der Bader soll nichts davon wissen. Verliere den Zettel nicht. Bis gegen Abend wird der Trank fertig seyn, und dann lauf' und bring' mir ihn geschwind.“

Seraphin warf einen traurigen Blick durch's Fenster in das unheimlich drohende Gewölk, versuchte indessen keine Vorstellung bei dem grämlichen Weibe, und ging mit der Flasche im Sack davon. „Je geschwinder ich in die Apotheke komme, je geschwinder komme ich dann heim,“ kalkulirte er bei sich selber; „ich will schon wieder zur rechten Zeit da seyn, um die Nüsse und den Wein nicht zu verpassen.“ —

Da er beim weißen Kreuz vorüberging, stand der alte Stachus unter der Thüre, und fragte: „Wohin, Seraphin?“ Und als der Knecht alles vernommen, kopfschüttelte er und sprach weiter: „Wie kann nur das Weib in einem Wetter wie heut, einen Menschen auf die Straße hinaus schicken? Bleib' da, Seraphin.“ — „Was nicht etwa noch gar, Stachus? Ich möcht's nicht probiren. 's thut nichts, bin bald wieder da.“ — „Hm, hm, Seraphin,

weißt Du wohl? es kommt ein abscheulicher Sturm. Ich versteh' mich auf die Witterung. Es sind schon Manche bei solchem Gewölk ausgegangen und nimmer wieder heimgekommen." — „Da wär' mir nichts lieber!“ lachte der Knabe ungläubig; „'s wär' mir schon recht, wenn ich nicht umzukehren brauchte, aber das Wetter thut mir nichts. Leb' wohl, Stachus, und heb' mir ein paar Nussen auf, hörst Du?“

Fort war er mit der Geschwindigkeit eines Pfeils. Bis vor die Brücke hinaus hatte es keine Noth. Draußen sah es jedoch bedenklicher aus. Der Schnee lag so tief, daß Seraphin bis an die Kniee hineinstapfte, und schon bei der Michaels-Kapelle eine lange Rast machen mußte, um aufzuathmen und seine Glieder ruhen zu lassen. „Wenn der Stachus Recht hätte!“ seufzte er, und schaute besorgt an den Bergen herum, so weit dieselben vor den niederhängenden Wolken gesehen werden konnten. Ueberall kein Zeichen, daß sich der Himmel aufhellen würde; dagegen manchmal, was man auf dem Meere eine Windklaue zu nennen pflegt, die, neckend, bald aus dieser, bald aus jener Schlucht hervorstieß und eine Unzahl scharfkantiger Schneekristalle über's Land verstreute, daß Stirne und Wangen des jungen Wanderers funkelten und brannten, während seine schlechtversorgten Füße im acht Zoll tiefen Schneebade eiskalt und naß hinpatschten. — Wenn er auf diese Weise hundert Schritte gemacht hatte, war er müde, als hätte er die höchste Tanne bis zum Wipfelstrauß erklettert. Wohl drehte er dann die Augen oft nach dem stattlich in der Höhe stehenden Benediktinerstift, und wünschte, zum erstenmal im Leben, ein gelehrter Herr und zwar ein Klosterherr zu sehn, der in seinem geistlichen Schlosse, am warmen Ofen, bei überguter Kost und allerlei Gemächlichkeit, des Winters Last und Plage abwarten kann. Wenn aber die Augen Seraphins auf den spitzigen Kirchturm

von Burgeis und tiefer noch bis zur Kirchhofmauer niederglitten, die von einem hochanlaufenden Schneewall umgeben schien, da wünschte Seraphin freilich noch viel mehr und etwas weit besseres: er wünschte zwei Herzen, die ihn geliebt, in's Leben; er wünschte, für diese arbeiten und schwitzen zu dürfen, und wäre gern Tage lang bis an den Hals im Eis gestanden, wenn er dieses hätte bewerkstelligen können. Aber die Winde spotteten seiner Thränen, und leckten sie weg mit rauher Zunge. In-
 dessen beschäftigte die Wehmuth seine Seele dergestalt, daß er darüber die Mühsal des Körpers vergaß, und wacker darauf loswatete, bis er vor dem Thore des Fleckens ankam, müd und matt, jedoch erhoben durch den Gedanken an die Seinigen. Denn, bekümmerte ihn gleich die Vorstellung, daß ihre sterblichen Hüllen grausam von ihm getrennt lägen unter der Erdenrinde und einer Wucht von Eis und Schnee, wie auch ihre Seelen weit von ihm geschieden waren durch die ungeheuern Wolkenmassen und des Himmels ferne ferne Pforten, so beruhigte ihn doch und tröstete ihn wundersam der fromme Glaube, daß sie lebten, wenn schon hoch oben über allen Lüften, und daß er's dahin bringen würde können, sie wiederzufinden, durch ein ehrliches Leben und einen gottseligen Tod. — Gleich darauf indessen — so veränderlich ist junges Blut — schüttete er das Wasser aus seinen Schuhen und lachte über den Tod und über des alten Stachus Bedenklichkeiten, und meinte, die Müdigkeit verschlage einem so wohl aufgelebten Buben gar nichts, und er wolle sich das Sterben fein vom Leibe halten in Ewigkeit. —

Nachdem er sich in einer windfreien Ecke gerüttelt und geschüttelt, die Eiszapfen aus dem Haar gerauft und das Hütl abgeklopft, ging er zur Apotheke. Leider war die kleine Spelunke voll von wartenden Kundleuten, und der gravitatische Provisor — in seinem breitaufge-

schlagenen schwarzen Rocke, mit den schmutzigen Manschetten und den tellergroßen Glasknöpfen an der dunkelgelben Weste — war nicht geneigt, der Reihenfolge der Wartenden Gewalt anzuthun. „Alles zu seiner Zeit,“ brummte er aus blassem Munde und schüttelte drohend seine doppelknotige Perrücke. Der bescheidene Seraphin sah nachgiebig zu, wie sein Arzneiglas an's Ende der langen Zeile von Gefäßen gestellt wurde, die auf Beförderung harrten. Er erlaubte sich um so weniger eine Widerrede, als ein ganz anders wichtiger Mensch vom unerbittlichen Apotheker eben so gut und hart zurückgewiesen wurde, ja noch härter, als Seraphin selber. Es trat nemlich der Jäger Liebl ein, und verlangte schnell ein Pulver für sein erkranktes Weib. — „Die Andern gehen vor,“ erklärte der Provisor. Der ungeduldige Alte versetzte: „Wer geht einer Frau vor, die als wie am Sterben ist? es eilt, es eilt, Herr.“ — „Es eilt nicht,“ behauptete der Provisor: „eilt um so weniger, als Du ohnehin dieses Pulver erst bekommen kannst, wenn Du die schon gelieferten Medicamenta bezahlt haben wirst.“ — „Wenn ich doch kein Geld habe, in aller Teufel Namen? wenn doch der Verwalter zu Lichtenberg ein geiziger böshafter Hund ist, der mir in der Winernoth keinen Heller vorstrecken will? Wenn doch mein Weib seit dem letzten Erchttag krank liegt am Husten und Gliederweh und am bitterm Mangel?“ — „Und wenn auch,“ versicherte der Apotheker gelassen: „es wird dir nicht mehr geborgt, und wenn Du's Geld in der Hand hättest, bekämst Du Deine Pulver nicht, bevor nicht die Andern ihre Arznei haben; Punkrum.“ —

Der Jäger sah eine kurze Weile drein, wie einer, der alles zusammenschlagen will, doch besann er sich eines Bessern; warf's Rezept auf den Tisch, und ging mit nassen Augen und grimmigen Zügen von dannen. Wer in der Apotheke war, schaute ihm verwundert nach, denn

niemand hatte den Jäger irgend so verstört gesehen. Der Mann war, seitdem ihn Seraphin besucht, ein ganz Anderer geworden, eine Beute von schweren Leiden, eine Beute vielleicht des Hungers und des Kummerß um sein Weib, das er mit jener Leidenschaft liebte, die er auf alles, was sein Gemüth beherrschte, übertrug. — Die Leute schüttelten die Köpfe ob seines Aussehens und Betragens. „Na,“ sagte einer, „wer heute dem da in die Hände fällt!“ und Alle riefen wie das „Amen“ ihr: „daß Gott erbarm’!“

Seraphin beschäftigte sich nicht lange mit dem Jäger; der Frost, der ihn nun überkam, da er ruhig auf dem Flecke stand, zerstreute ihn, wenn gleich auf unangenehme Weise. Er beschloß, ein gastliches Küchenfeuer zu suchen, um sich zu erwärmen. Eine gutmüthige Magd, seine unmittelbare Vorgängerin am Bethesda=Teich der Apotheke, wies ihn in den „Bären“ hinüber, und versprach, ihn zu benachrichtigen, sobald die Reihe an ihn gekommen seyn würde.

Das Gasthaus war mit Fremden angefüllt. Fuhrleute mit wälschen Böttelmützen und Frachtkarren, Säumer mit Koffen und Weinfäßchen, Handwerksbursche mit langen Degen und leichten Bündeln, Studenten, die heut ihre Heimath, wo sie die Feiertage zubringen wollten, nicht mehr erreichen konnten, buntes Volk von allerhand Zunge und Sitten, hatten ihre feste Einkehr über den Christabend im Wirthshause genommen, und sich's bequem gemacht, wie's anging. Wer Degen oder Mantel trug, saß in der Stube, wer im Kittel oder Tanker ging, in der Küche vor dem Wein und Brantwein; die Hungerigsten liebäugelten mit den im Schmalz zischenden Fischen, oder mit der Mehlspeisfülle des Festtags; die Leckermäuler getrösteten sich der Fleischgerichte, die nach der Mette ihnen aufgetragen werden sollten, und gleichsam im Verborgenen schmorten und würzigen Duft versende-

ten. — Seraphin konnte sich gemächlich unter das Getümmel mischen, aber sein Vorwitz hielt ihn, trotz des Frostes und der Müdigkeit, noch eine Weile an der Stallthüre fest. In das Gewölbe des Pferdestalls hatte eine Karrenzieher- oder besser, eine Landstreicher-Familie von denen, die im Bintschgau oder Oberinntal hin- und herwandern, und Lahninger oder Dörcher geheißen werden, ihr wanderndes Haus, den Karren, geschoben, und die Familie lagerte neben der Deichsel im Stroh. Sie war zahlreich, wie gewöhnlich: ein Mann, der sich mit Hafensbinden und Löffelgießen abgab; seine Frau, oder besser, die Mutter seiner Kinder, deren ein halbes Duzend war; die Mutter jener Frau, die Kundschaftbringerin, Auspäherin, Probebettlerin, Wahrsagerin und des Hauses Rathgeberin in einer Person; ferner ein Kreuzvogel, der in einem Heu- nest hockte, mit hochaufgeblasenen Federn, und ein schmiegiger, einäugiger Spitzhund, der häßlichen häßlichster, aber treu wie Gold, und abgerichtet, Silber und Kupfer zu apportiren, wo es auch liegen mochte. Diese Familie wollte ebenfalls den heiligen Abend und das Christfest in dem Markt zubringen, wie es schien; denn sie hatte sich's bequem gemacht, und aus dem Segeltuch des Karrens schauten einige hochfarbige Festtaglumpen und eine Zither, die am zweiten Feiertag die Kosten des Aufenthalts verdienen sollte. Auf den musikalischen Erwerb schien's besonders gemünzt zu seyn, sonst hätte die wandernde Familie die Liegerstatt in eines Bauern Scheune genommen, statt im Gasthaus zu verweilen, wo man sie nur ungern rasten ließ, und wenn's geschah, gerade nur aus Furcht vor Diebstahl oder Brandlegung —

Diese Familie war Seraphins Augenmerk, denn in der erfahrenen Rathgeberin und Großmutter, die just mit ihren Enkeln so gemüthlich spielte, glaubte er die Alte von den „wilden Fräulein“ zu erkennen. Es war dieselbe Wollhaube, derselbe Wiesling, dieselbe Tacke; die Beine

waren zwar nicht nackt, sondern mit derben Wasserstiefeln bekleidet, aber dafür war's das Gesicht der Kräutergläuberin mit Haut und Haar, mit Runzel und Warze, mit Bart und Kropf. Sie selber hatte dessen gar kein Hehl, denn, sobald sie einmal zur Seite geblickt, den jungen Menschen bemerkt und erkannt hatte, strampelte sie hastig von der Streue auf, und bewillkommte den Freund von der Alpe mit einem grinsenden „Grüß' Dich Gott, schöner Bub! —

Der Herr Schwiegersohn, der seiner Frauen Mutter die größte Freiheit ließ, sah eben nur mit halbem Aug' hinüber, und duckte sich dann wieder in's Stroh. Die Tochter sah sich gar nicht um, mit ihren Kindern beschäftigt. Seraphin war jedoch wie von Herzen erfreut — ohne daß er gewußt hätte, warum — der Alten so unverhofft zu begegnen. Fragen und Gegenfragen wickelten sich schnell nach einander ab. „So wie wir da sind,“ sprach das Weib in der Schwagerhaube, „kommen wir aus unserm Revier, weil uns die Kälte fortgetrieben hat, und wir trachten nach Meran oder Umgegend, um's wärmer zu haben. Mein Sohn ist ein braver Musikant und Kesselarbeiter, die Tochter singt gar schön und versteht Kastanien zu braten, wie keine Andere; die Kinder alle betteln perfekt, und die alte Baya hilft halt aus, wo sie kann. Wo hast Du jedoch heute Deinen Brantwein?“ — Seraphin sagte, warum er zu Mals sey. Die Baya fragte wieder: „Bist Du ein Sohn vom Grödner?“ Und als sie des Burschen Herkunft erfahren, klatschte sie mit großer Verwunderung ihre großen mageren Hände zusammen, machte ein Gesicht wie ein Murmentl, das aus dem Winterschlaf geprügelt wird, nemlich süß und sauer, weinend und lachend zumal, und ließ sich auch in Worten sehr erstaunt vernehmen. „Nun, was habt's denn?“ fragte Seraphin unwillig: „Wolt's nicht auch verschnappen und verkommen, wie der Egidi, der Maulmacher? Was ist denn Sonderbares an mir und meines Waters Namen, daß die Leute davor erschrecken, sich

verwundern und die Hände über'm Kopf zusammenschlagen?" — „Du bist ein Glückskind, ein gewaltiges Glückskind,“ versetzte das Weib, und zerrte ihn hastig aus dem Stall und in die Hausthüre. „Komm, komm, daß meine Kinder nichts merken.“ — Seraphin wurde um nichts sanftmüthiger, denn er sagte voll Zorn: „O schweig' still mit Deinem Glück, Du Lügnerin! Hast mir meinen Enzian mit Wind bezahlt, mit falschem, grundfalschem Gelde. Hat er Dir geschmeckt, mein Enzian? Du verlogne Gurgel! Wahrlich, ich hätte den Branntwein brauchen können, mir noch am selben Abend den Buckel einzuschmieren, so heillose Schläge hat mir Dein saubres Glück gebracht!“

„Sey gut, gib Ruh', gib Fried',“ beschwichtigte den Zürnenden die Alte: „glaub' mir, das Glück kehrt bei Dir ein, und über Nacht wird's kommen, im weißen Winter und im grünen Sommer, zu jeder Jahreszeit, denn es leuchtet Dir aus Aug' und Antlitz. Schau, heut' schon kommt's zu Dir, und ich will Dir damit das Maul stopfen. Du kleiner Zoch' und Zänker. Ist's nicht ein Glück, zu finden, was eigentlich schon verloren war? He? komm, komm, laß Dir den Mund verschließen. Glaub' mir, die alte Zaya ist sonst nicht geschwind bei der Hand, etwas herauszugeben, was sie schon im Sacke hat. Aber Dir, Dir, lieber Bub, g'schieht von mir Alles zu Gefallen, denn Du bist wohlthätig gewesen, Dein Enzian war gut, und die alte Zaya hat gedurstet, wie ein Fisch.“

Bei diesen Worten zog die Alte aus dem schier bodenlosen Abgrund ihrer Tasche ein längliches, in schmutziges Papier gewickeltes Ding hervor, und als sie das Papier zurückgeschlagen, war darinnen — ein Zelten, ein Weihnachtzelten von Teig und Mandeln, und Kugeln und Zibeben. Seraphin wurde noch verdrießlicher, schob das Backwerk von sich, und rief: „Laß't mich aus mit euerm dummen Spaß!“ wollte auch davongehen, als ihn die Alte aufhielt, und halblaut sagte: „Was? wenn doch der Zelten

von des Tammerl Tochter ist, die mir ihn gegeben hat, um ihn zu Burgeiß dem Seraphin Blaschur als ein Andenken für den Vogel zu überbringen?" — „Wie? Zaya, ist das wahr?" — „So wahrhaftig, als der Wind, von dessen Brausen jetzt grad Dach und Rauchfang erzittert. Die Martina — ich kenn' sie wohl, mein Sohn kommt alle Jahr in Tammerls Haus, das Geschirr zu flicken — sie hat gewußt, daß wir durch Bintschgau reisen, und ist heimlich an mich gekommen und mit dem Anliegen hervorge-rückt; aber der Vater und die Mutter und kein Mensch sollten was drum wissen. Nun sind wir heute Morgen zwar durch's Dorf gezogen, und ich hab' gefragt und ge-fragt, und immer hat's geheiß'n, man wisse nicht, wo der Seraphin gerade sey. Da hab' ich den Zelten in Gottes Namen behalten und heute Abend mit meinen Kindern essen wollen. Jetzt kommst Du auf einmal daher, und bist der Seraphin selber, und ich kann nicht dem Gelüste wider- stehen, Dir zu geben, was Dein gehört. Ich hoff', Du wirst ein paar Kreuzer nicht ansehen, um die alte Zaya für ihre Ehrlichkeit zu belohnen." — Seraphin suchte eiligst das Geld, das er für die Arznei bei sich trug, und gab der Alten einen Theil davon. Sie dankte sehr und sagte beim Fortgehen: „Noch eins. Die Martina hat gewollt, Du sollest heut' den Zelten anschneiden, als wenn sie dabei wäre, und der Branntwein, den Du dazu trinken wirst, soll seyn, als hätte sie ihn mitgetrunken."

„Juh! juh! Madl, dreh' Dich rund um und um!"
 sang Seraphin mit geschwenktem Hut. Er kannte hinläng- lich die Sitte des Zeltenanschneidens im Ober- und Un- terinntal, wenn sie gleich im Bintschgau nicht herkömmlich war. Darum strich er schnell in's Gewühl der Küche, ließ sich ein Glas Wein in einen warmen Winkel stellen, und setzte sich dazu, vergnügt, wie ein König, denn Martina hatte ihren Platz in seinem Herzen siegreich wieder erobert, und zwar einzig nur durch die bedeutame Botschaft, die

auf einmal den Knaben zum Jüngling und zum Liebhaber, zum begünstigten eines herzenswilligen Mädchens erhob.

Es wäre für einen mit der Sache vertrauten Beobachter eine artige Unverhaltung gewesen, dem jungen Blaschur seine Aufmerksamkeit zu schenken, wie er in seinem stillen Winkel so selig dasaß, und sein Glück genoß, während sich Alles in seiner Umgebung mit lautem Geschwätz, Gelächter und Geräusch ergözte. Mit lebhaftester Einbildungskraft zauberte Seraphin an seine Seite das Konterfei der guten Martina, über sein Haupt das Dach einer einsamen Hütte im Gebirge. Eine klare Mondnacht malte er sich vor das Fenster der kleinen Hütte und einen dünn beschneiten Pfad, den er, um sein Liebchen zu besuchen, gegangen war, wer weiß, wie weit. Sie plauderten so traulich und kindlich mit einander, die Besuchte und der Besucher! Sie hatte mit reinlichem Linnen den Tisch bedeckt, und den Zelten, den ihre Hände gefertigt, und des Pfarrers Segen geweiht, feierlich aufgesetzt. Sie hatte ihm erlaubt, ein Zeichen ihrer Liebe, ihn anzuschneiden; er that's mit Entzücken, füllte ihr den rothen Mund mit dem ersten leckern Bissen, aß dann den zweiten, und bei einem jeden hieß es hin und her: Ich hab' Dich gern, ich hab' Dich lieb, und dieses Mahl soll unsere Liebe heiligen! — Dann bot er zur Vergeltung der Freundin den süßen Labergeist, den er mitgebracht, und sie trank mit ihm, sie nippte ihn so freundlich, als nähme sie ihn von seinen Lippen. Eine süße, niegekannnte Wonne beschlich den guten Seraphin, und wer weiß, wie lang der holde Traum im Wachen noch fortgedauert haben würde, wenn nicht die Stimme des alten Jägers unfern sich hätte vernehmen lassen. „He, Du, wie steht's?“ hatte ihn ein Bekannter von Mals gefragt. — „Schlecht, schlecht, ich bin zu Tartsch gewesen, weil mir einer dort schuldig ist. Aber nicht ein Heller ist mir geworden. Sie haben mir zu trinken gegeben, daß mir der Kopf schwindelt. aber nicht

eln Kreuzer haar fiel ab. Das Weib stirbt mir weg, und ich kann's nicht ändern!" — Der Liebl sah aus wie die leidige Desperation, und sein vorhin noch so bleiches Angesicht glitzerte kupferroth. — „'s ist Schade," erwiderte der Freund: „ich selbst kann's Geld nicht missen, aber nimm einen Trunk von mir!" — „Gib her, und sollte ich mir damit die Lunge anbrennen. 's geht doch nicht mehr besser in diesem elenden Leben!" — Sie verschwanden in der Menge.

„Das war nicht des Jägers Freitagsgesicht," bemerkte sich der junge Blaschur: „aber der Mensch hat mir in's Gedächtniß gerufen, daß ich schier mein ganzes Geld weggegeben habe. Wie jetzt die Arznei von dem Provisor kriegen, der nicht borgt?"

Der bange Zweifel und der Vorwurf war kaum ausgesprochen, so schob sich eine feiste Figur vor den Knaben hin, schaute ihm in's Angesicht, und fragte: „Du, wo hast Du den Gröbner?" — „Dabeim." — „Ei was, ei was, das kommt mir ungelegen. Ich bin ihm schuldig; es macht drei Gulden und fünfzig Kreuzer. Jetzt schau: behalt' ich das Geld über die Feiertage, so geht's dahin wie's Wasser in dem Bach. Möchtest Du so gut seyn, und es zu Dir stecken?" — „Das kann schon seyn, Michel Punt." — „Bist brav, bist brav; hast auch eine Tasche, die nicht zerissen?" — „Ach, behüte Gott. Du kannst ruhig seyn. Ich trag' das Geld geschwind hinüber." — „So, paß auf," versetzte der ehrliche Schuldner, und zählte das Geld bedächtig, wie der Bauer pflegt, dem jungen Menschen in die Hand. Es liefen wohl einige Brodkrumen mit; das hatte aber nichts auf sich, denn Seraphin, seines Geldmangels ledig, empfing die Zahlung mit Freuden und schob sie in die Tasche und achtete in seinem Vergnügen gar nicht auf den gierigen Blick, den ihm der arme Liebl zuwarf, welcher in seine Nähe gekommen war. Auf dem Absatz drehte sich der Jäger sink um, und wurde bald im Wirthshause nicht mehr gesehen. — Dafür kam die gutmüthige Magd, die dem Seraphin versprochen hatte, nach ihm zu schauen, und be-

richtete, die Mixtur werde so eben gebraut. Seraphin, den Ueberrest seines Zelten unterm Arm, folgte ihr auf die Gasse, und gewahrte zu seinem Schrecken, daß es heftig windete und schneite, und die Dämmerung eilfertig über die finstern Wolkenstufen herniederkletterte zur Erde. — „Du,“ sagte er etwas Kleinmüthig zu der ehrlichen Dirne: „kannst mir nicht eine Laterne leihen? ich find' sonst nicht Weg noch Steg.“ — „Daß Gott erbarm'! hast Du keinen Schlitten bei Dir? Du armer Bub, wie willst Du in der Nacht ohne Unglück hinauskommen nach Burgeis?“ — „Ich komm' schon hin, aber ich bitt' Dich schön, gib mir eine Laterne.“ — „Solst sie haben; Gott will, daß Du mir sie lebendig wiederbringst. Sieh', wär' ich ein Mannsbild, ich thät' Dich schon ein Stück Wegs begleiten, aber so getrau' ich mir's nicht.“ — „Macht nichts, der liebe Gott und die heilige Mutter werden mich nicht stecken lassen, Du braves Dirnl.“ — Die geschäftigte Martha holte die Laterne, Seraphin empfing die wohleingewickelte Arznei, und machte sich, ein herzhaftes Vaterunser und Ave Maria betend, betnebst aber auch mit süßer Eitelkeit an seine, seine Martina denkend, vor den Flecken hinaus. Er hatte seine Schuhe und Strümpfe ganz abgezogen, die Laterne in die link. Hand genommen, und in die rechte einen derben Knüppel

Hu! wie der Wind ihn packte, als er kaum den Ort verlassen! wie das arme Lichtlein flackerte und niedertauchte und in ohnmächtigem Ringen mit dem wilden Feind sein Flämmchen links und rechts warf! Wie der Schnee sich haufte unter dem zagenden Fuße des Wanderers, und die vom Himmel stürzenden Flocken ein weißes Gitter auf pechschwarzem Grunde vor seine Augen webten! Die Nacht sah aus wie eine Nacht des Verderbens. Es war als ob die finstern Mächte nicht eilig, nicht dicht genug das Leinentuch wirken könnten, worunter sie die Erde ersticken wollten. Tausend erschreckliche Stimmen heulten über das

Land. Jeder Berggipfel schien seinen besondern Kriegs-
ruf, jede Thalschlucht ihre eigne Klage herzerreißenden
Jammers durch die Welt zu versenden. Schauerlich klang
der Donner der Berge, zermalmend der pfeifende Wehruf
der Thäler, aber am entsetzlichsten drang durch des ver-
wirrten Hörers Ohr und Gebein das gellende Wiehern
und scheußliche Hohngelächter des Sturms, der ruckweis
über die Mulden daherteufelte, wie ein Verkündiger der
letzten Stunde. Seinen Wuthstößen widerstand nichts.
Er jagte die Schneewehen heran, daß sie, Lawinen gleich,
über den Pfad rollten und ihn verschütteten, oder er blies die
Massen vom Boden auf, daß nacktes Eis da hervorschaute, wo
einen Athemzug zuvor noch eine dichte weiße Decke gelegen.
Dann peitschte der Orkan wieder, als wie mit rastlosen zischen-
den Geißelstreich, einen Wirbeltanz von Schneeflocken auf,
der mit sich fortriß, was in sein furchtbares Drehen gerieth.

Seraphin hatte noch nicht den vierten Theil des Wegs
zurückgelegt, und schon war er ein paarmal gestürzt, über
einen im Nu dahergeführten Schneehaufen oder auf einer
im Nu entblößten Eisblatter. Sein Licht war erloschen,
die Laterne zertrümmert, aber Martina's Geschenk und
seinen Stab hielt er fest, wie ein Riese gethan hätte. Un-
glücklicherweise spürte er jedoch eine Abnahme seiner
Kräfte, die ihn sehr beängstigte, der Athem wurde ihm
bleischwer, die Füße versagten öfters den Dienst. Wenn
er eine Klafter weit gekommen war, so mußte er stille
halten und Gesicht und Körper gegen den Boden senken,
um nicht erstickt zu werden von dem Sturmwind. Dann
überfiel ihn wieder eine stäubende Schneewand, die ihn vom
Wege in den Graben warf, und er hatte von vielem Glücke
zu sagen, daß er beständig, wie durch ein Wunder, wieder die
rechte Fährte errieth, da, wo keines Pfades Spur mehr war.

„O Du liebster Heiland! hat mich denn die Gröbnerin
in den Tod geschickt?“ fragte er einmal, gleichsam sich sel-
ber aufgebend, und kraftlos umherwatend in der fürchter-

lichen Einsamkeit. Da sah er links, als wie aus grauer Ferne, einen Stern durch das flirrende Gestöber strahlen. „Marienberg! will's Gott, Marienberg!“ seufzte er aus hoffnungsschöpfendem Herzen. — Da ließ sich, ihm zur Rechten, ein Geräusch vernehmen, wie ein dumpfes Schnaufen oder Schnarchen, oder Röcheln. Seraphin erschrock zum Tode, nach der kurzen Hoffnungslust. „Ein Wolf . . . oder ein höllisches Gespenst!“ Nur eins von beiden hielt seine Furcht und Einfalt für möglich. Aber, scheu zur Seite gewendet, halb versunken im blendenden Winterschaum, sah er eine schwarze Säule gen Himmel ragen, und bald erkannten seine scharfen Augen das „hohe Kreuz,“ das die ungefähre Mitte des Wegs zwischen Mals und Burgeis bezeichnet.

„Gott sey gelobt!“ ächzte er, des Wolfs und des Teufels in der Nähe des heiligen Zeichens vergessend. Aber noch ungeheuerlicher ließ sich jener Laut vernehmen, der ihn zuvor erschreckt hatte. Abermals zagend, wiewohl schon muthiger, stieß er mit dem Stock nach einer, wie er selbst, halb im Schnee vergrabenen schwarzen Gestalt, deren unvollkommene Umrisse seinen Blicken sich enthüllten. — Ein dumpfer Laut, klingend ungefähr wie der Seufzer: „Ach, Jesus!“ aus einer rauhen, aber ermatteten Brust gestossen, antwortete der unsanften Berührung, und gleich darauf kam der Ruf noch deutlicher. „Ein Mensch, ein Mensch!“ rief jetzt der Knabe neugestärkt und belebt, so von Mitleid, so von Freude, nicht allein zu stehen im Sausen des Sturms. Er kroch dem zur Hälfte eingewehten Menschen entgegen; er betastete ihn, fühlte Schultern und Hände, einen Kopf, bedeckt mit einer Pelzmütze, aber die Hände ragten steif, der Kopf hing schlaff zur Brust nieder. Des Knaben Herzensangst erneute sich: ein Sterbender kauerte neben ihm, er zweifelte nicht daran. Mit einer Art von Wuth machte sich jedoch der junge Samaritaner über die Wangen des Elenden her, rieb sie mit Schnee, und also Stirn und Augen und Ohren und den Hals, bis

Ihm trotz Wind und Wetter die Hände glühten, und eine laue Wärme in den Halbtodten wiederkehrte. Dieser lallte unverständliche Worte; Seraphin, der sich nicht anders zu helfen wußte, klemmte seine Finger zwischen die Lippen des Erwachenden, und schüttete ihm in Gottes Namen, auf alle Gefahr hin, die M'xtur der Grödnerin ein. Das Medikament mußte nicht angenehm geschmeckt haben, denn der damit heimgesuchte Mann stieß ein ekles „Brr!“ und einen wirren Fluch aus dem Munde.

„Da haben wir's! Das ist der Jäger, der Liebl!“ seufzte Seraphin, und verdoppelte seine Bemühungen. Zur selben Zeit kam ein bedeckter Schlitten von Mals herauf, und fuhr hastig, so gut's ging, die Straße. „Halt, halt!“ schrie Seraphin, aber umsonst; vorbei ging's im Galopp. Die Pferde setzten gut durch den Schnee, und zwar so gut, daß ein paar hundert Schritte weiter der Schlitten sich überstürzte und mit Mann und Maus einen kleinen Rain hinunterrutschte. — Indessen hatte Seraphin mit Bitten, Stoßen und Zerren den erwachenden Liebl in die Höhe gebracht und sich unter ihn geschoben, und ihn so fortgezogen und getragen durch die Wüstenei der Straße. Schwer und doch unsicher war die Last, aber Seraphin ließ nicht nach im guten Werke, und that über seine Kräfte. Dafür belohnte ihn das Geschick auf der Stelle. Er kam mit seinem Patienten dem Schlitten nahe, als dieser gerade aufgerichtet worden war. — Der Drang des Augenblicks ließ den jungen Menschen den Aufzug der Schlittenfahrer übersehen, und er bettelte bei ihnen, wie er bei andern Leuten gethan haben würde, um die Aufnahme seines Halbtodten. Er hätte auch — abgesehen davon, daß gerade das erst erlittene Mißgeschick der Reisenden dieselben nachgiebig machen mußte, — sich in der That an keine würdigere Gesellschaft wenden können; denn sie bestand aus der Jungfrau Maria mit dem Kinde, dem heiligen Joseph und zwei Engeln in Person. —

Viertes Kapitel.

„Jetzt horcht, wie Sturm und Gähwind haufen.
„Schier die Hütt'n nimmt Dir's mit;
„In der Weit'n z'sehn heut außen
„Wünscht' ich meinen Feinden nit.
„Gar kein'n Hund sollt'st auffi locken,
„'s ist grad zum Erfrieren kalt;
„Gleich beim warmen Ofen hocken
„Ist, beim Eid, heut's feinste bald.
„Da thust nichts vom Wetter g'spüren,
„Machst Dein'n Türken aus mit Ruh';
„Wasstl, Du thust's Feuer schüren:
„Gelt, Konl, Du erzählst dazu?"

(Nach v. Lutterotti's Volksfage von der Frau-Hütt;
ursprünglich in Höttinger Dialekt geschrieben.)

Mehr als eine Stunde, bevor Seraphin seinen wetterstürmischen Heimgang angetreten, waren im weißen Kreuz die Dienstleute des Hauses zusammengesessen an dem langen Tisch, der mit Zelten, Nüssen und Wein prangte, womit am Christabend das Gesinde, statt eines Nachtessens, traktirt zu werden pflegt. Der alte Stachus führte den Bepter an dieser frugalen Tafel, und die braune Mala neben ihm theilte seine Ehre, indem sie den andern Dirnen, wie Stachus den übrigen Knechten und Buben, die Nüsse austheilte, die fröhlich aufgeklopft wurden, so zwar, daß die Mannsleute für die Mädchen sorgten, und diese wieder für jene. Der Krug ging dabei bescheidenlich in die Runde; lustiges Geschwätz würzte die Speise und den Trank. Die plaudernde Gesellschaft hätte nicht mit den Honoratioren in der Hinter-

stube getauscht; die fleißige Wirthin, die ab- und zuging, um nach des Hauses Ordnung zu sehen, blieb manchmal neben den Scherzenden stehen und ergözte sich an ihren Schwänken. Wohl sagte sie auch bei der Gelegenheit ein freundlich ermunterndes Wort dem armen Maurerwastl, der am Abend in die Stube gekommen war und melancholisch, in sich selber tief versunken, den Schmausenden zunächst saß. Jedes freundliche Wort war indessen bei ihm gleichwie in taube Ohren geredet. Man merkte ihm an, daß, wenn auch die abscheulichste Witterung ihn vom Fenster seiner Geliebten vertrieben hatte, dennoch sein bißchen Geist auf dem eisigen Brunnenrande kleben geblieben war.

Die Nußklopfer achteten nicht des armen Thoren; sie hatten mit sich selber genug zu thun. Der Franz neckte die Stasl, die Seph zog den Bruno auf, die Mala hatte es mit dem uralten Josele, dem Gnadenbrodesser im Hause, und was noch ferner an Knechten und Mägden umher-, saß, lachte bald über den Einen, bald über die Andere ohne jedoch die Würde des heiligen Abends mit allzuargem Geschrei zu stören. Die Rede ging vom letzten Nikolaustag und von den Geschenken, die Josele in der Gestalt des ehrwürdigen Bischofs gebracht, wie auch von den gräßlichen Späßen, welche der als Klaubauf verummmt gewesene Simele gerissen; dann gerieth man auf das kommende Neujahr, und rechnete hin und her, was dasselbe wohl den zu Tisch Sitzenden bringen möchte. Franz spöttelte: „'s bringt der Stasl einen Mann; sie kann ihn einmal brauchen, die Haut ist völlig schon übertragen!“ — Worauf die Stasl halbböse: „Werd' freilich einen feinern kriegen, als Du bist.“ — „Wie oft bist schon durch die Reitern gefallen?“ fragte Simele vorwitzig. — „Noch gar kein einzigmal. Hab' immer selber meinem Buben den Abschied gegeben. Weißt Du's noch, Simele? solltest es doch wissen, grad niemand

besser als Du?" — „Dem Simele ist das was Gewohntes,“ scherzte die Mala: „es wird ein Jahr seyn, so haben sie ihm in der Kirche die Zotteln abgeschnitten, als die Be-ronika mit dem Porta-Michel ausgerufen worden ist.“ — „Das ist nicht wahr,“ bemerkte Simele phlegmatisch: „aber ich habe schon die Scheere im Sack, um Dir den Zopf abzuschneiden, wenn Dein Hansel die Schmidin heirathet, die er jetzt lieber hat, als die Mala.“ Zur Bekräftigung sang er den Schnodahagg'n, den er einmal im Unterinntal aufgeschnappt hatte:

„'s Diendl ist stolz,
 „Ist von buchsbaumen Holz,
 „Wär's von feichem gebor'n,
 „Wär's so frodig nit wor'n!“

Die jungen Burschen wiederholten lachend das Spott-
 gfangl und klopften dazu den Takt auf den Hüften. Mala
 verzog ihren Mund bitterböse, und sammelte eine stach-
 liche Erwiederung auf ihrer Zunge. Stachus, der Vor-
 sizer, wollte jedoch den guten Ton wieder herstellen,
 pochte auf den Tisch, und befahl: „'s Maul halten, ihr
 Spottvögel! Trinken wir eins, und reden wir von was
 anderm! 's kommt nichts Gut's heraus bei dem Föppeln.“
 Und als Buben und Dirnen tranken, und sich eine Pause
 einstellte, wendete sich Stachus zum Josele, und fuhr
 fort: „Sag einmal, Du, — hast schon vierzig Jahre
 hier im Haus gedient, und bist um zwanzig älter, als
 ich, der auch nicht mehr jung ist. Hast Du aber in
 deinem Leben einen Winter gehabt, so schiech und kalt
 und unlustig wie den heurigen?“ — „Ach, mein Gott,
 ja freilich,“ antwortete der erfahrene Josele; „Anno acht
 und achtzig ist's grimmig kalt gewesen, sind die Füchse
 im Bau erfroren; Anno neun und achtzig hat's sechzig
 Schnee geschneien, und einmal weiß ich, daß das Schneien
 gar nicht mehr aufgehört hat; das war Anno neun und
 neunzig.“ — „Daß Gott erbarm!“ lamentirten die Weiber.

„Ja, ja,“ redete Jofele weiter, „da war auch der Roggen nicht gerathen, und Hungersnoth überall. Haben viele arme Leute Baumrinde in ihr Brod gethan. Nun, dazumal hatte ich noch meine Zähne und hab' mich nicht vor dem steinharten Brod gefürchtet, wie jetzt, da ich die Nüssen wohl aufklopfen, aber nicht mehr beißen kann.“ — „Halt Dich an den Wein, Jofele!“ ermahnten die Jungen den Alten, und schoben ihm den Krug zu. Während er willfährig trank, begann Stachus, den Kopf wiegend: „Es sezt auch heuer viel Noth ab unter den Leuten, aber sie müssen still halten und sich gedulden, und wenn sie hexen könnten, denn gegen den Willen Gottes kommt nichts auf.“ — „Ja freilich,“ meinte Simele, „nicht einmal der Jäger-Liebl. Dem soll's schlecht gehen, und er kann doch mehr als andre Christenmenschen, wie's heißt.“ — „Ist's denn wahr, daß er am Hungertuch nagt?“ fragte die Wirthin, die des Simele Rede vernommen hatte. „Freilich ist's wahr,“ bestätigte Bruno, „ich hab' ihn erst heute früh gesehen. Er ist nicht mehr zum Kennen, so verbugelt und wild schaut er aus.“ — „Narr,“ sagte Stachus, „sein Weib ist krank und sein kleines Kind, und nichts zu nagen ist im Hause. Die Mäuse haben schon von ihm Abschied genommen.“ — „Hat er denn nicht ein kleines Hexenmandl, das ihm Geld bringt?“ fragte die Stas vorwitzig: „Mein Vater hat erzählt, es käme alle Monate ein feuriger Puz zum Liebl in's Haus geflogen, und reiche ihm, was er sich gerade wünsche.“ — „Was Puz, was Puz!“ spottete Stachus; „hat Jemand gehört, daß der Mauderer Lork einem Menschen etwas geschenkt hätte? Die Erdteufel zahlen nur mit Feuer und Schwefel, aber nicht mit Gold.“

Mit diesen Worten rückte der erfahrene Jofele auf seinem Plaze unruhig hin und her, und kaute Luft mit seinen Kinnbacken, ein Zeichen, daß er etwas auf dem

Herzen habe, und damit gern losdrücken möchte. „Nun, was sagst Du dazu?“ fragte die Wirthin den alten Stachelbart. Josele schaute behutsam rechts und links, hielt die Hand vor die Augen, und erwiderte: „Meine Lichter sind alt und schwach, ich kann nicht mehr unterscheiden, ob außer denen, die am Tische sitzen, noch Jemand in der Stube? Ich möchte euch etwas erzählen, aber, wenn der Jäger um die Wege wäre, oder Jemand, der's ihm widersagen könnte . . .?“ — „'s ist Niemand da,“ tröstete ihn Stachus, „niemand als der Maurerwastl, und der tragt's nicht aus, was Du uns sagen wirst.“

Josele zuckte die Achseln mit einem Seitenblick auf den verliebten Thoren, und legte sich, beide Arme bequem untergestützt, in den Tisch hinein. Die neugierigen Besitzer steckten die Köpfe zusammen, und der alte Mann fing seine Erzählung mit halblauter Stimme an, als ob er, aller Versicherungen ungeachtet, dennoch fürchtete, von einem ungebetenen Zuhörer belauscht zu werden. „Es war,“ sagte er, „wie ich glaube, ein Jahr, bevor der bayrische Kurfürst in's Land gefallen ist; da ist der Liebl in's Wintschgau gekommen. Er hatte sich ehemals im Oberinntal aufgehalten, und war als ein guter Schütz und verwegener Bursch überall bekannt worden. Gleich zu Anfang berichtete man von dem Jäger allerlei seltsame Stücke, und namentlich war's wunderbar, daß ihm niemals ein Schuß versagte, und daß ihm weder Mensch noch Thier im blutigsten Raufen etwas anhaben konnte. Nicht einmal eine Schramme hat er je davon getragen, und hat sich doch mit Wölfen und nicht selten mit Bären herumgeschlagen. Allemal mußten die Bestien unterliegen und ihr Leben lassen. Beim Scheibenschießen hat er nicht ein einzigmal gefehlt, daß ich wüßte, und auf die Bayern ist er mit dem Landsturm tapfer losgegangen, hat Manchen von ihnen niedergelegt, daß er nicht wieder aufstand. Wo das Kreidenfeuer aufbrannte, war er der Erste auf dem

Platz, mit Säbel und Gewehr, und kam der Letzte nach Hause, als unsere Landschützen dem Feind das Geleit in's Reich hinaus gegeben hatten. Nun also, selbiger Liebl ist dazumal ein frischer Bub gewesen, und hatte viele Lieb-schaften, aber zum Heirathen hat ihn zu jener Zeit keine gebracht. Er liebte just nur zum Basseltang*), aber dafür hatte er sich einen Freund zugelegt, über den ist ihm nichts gegangen. Der seinige Freund war eigentlich ein Bergmann von Schwaz oder aus dem Achenthal, und hatte im Tschirgant — wißt Ihr? in dem Berg, der dem Markt Imst vor der Nase steht, gearbeitet. Ich weiß nicht mehr, haben sie dort nach Silber oder nach Kupfer gesucht, das ist allein; genug: es war bald nichts mehr in dem Berg zu holen, und die Stadtherrn, die jene Gruben aufgebrochen hatten, und nichts mehr darinnen zu fischen fanden, haben den ganzen Schmarr'n eines Tags liegen lassen und ihre Knappen in die Welt hinaus geschickt. Hierauf ist der Maroner, wie selbiger guter Freund sich geschrieben, zu dem Liebl gekommen, und sie haben in Schlanders oder Schluderns mit einander gehaust, ohne andere Arbeit, als in den Berg zu gehn und Gemseln zu schießen, oder halt alles, was ihnen vor's Rohr kam. Dabei waren sie lustige und freche Leute. Wo ein blaues Räuchel aufging, waren sie zu finden, und Jedermann ließ sie in Ruhe, weil sie recht gefürchtet waren. Auf einmal — die Herrlichkeit hatte nicht lang gedauert — ist einmal der Maroner vom Gericht beim Kopf genommen und ins Loch gesteckt worden. Er soll falsch Geld gemacht haben, und der Bolsterhof hätte gewiß seine traurige Steuer nach Glurns entrichten müssen und der Maroner wäre um Hals und Kragen gekommen, wenn er nicht glücklicherweise im Thurm gestorben wäre, ehe noch das Urtheil gesprochen worden. Nun — er war todt, und

*) Passe - tems.

der Liebl, der ein paarmal wegen seiner war verhört, aber dann freigelassen worden, weil er verstanden, sich herauszubeißen — der Liebl also ging herum, wie vordem, und wer ihm von seinem Freund sprach, hat eine oder zwei Dachteln aus dem Salz von ihm gekriegt, bis Niemand mehr über die Geschichte das Maul aufthat. Aber mir hat kurz nachher ein Schreiber vom Gericht — Gott hab' ihn selig, er war der ehrlichste Schreiber, den ich je gesehen — mir also hat selbiger vertraut, was der Maroner in seinen letzten Stunden auf sich und den Liebl bekannt hatte. Sie seyen nämlich, hat der Maroner gesagt, ein paar Jahre zuvor, an einem Charfreitag, in der Nacht um zwölfe, bei der Wallfahrt von Kaltenbrunn vor ein Kruzifix an einem Kreuzweg hingestanden, und das Kruzifix war ein andächtig verehrtes, ein braves Kruzifix. Da hat der Liebl gesagt: Weißt Du, was wir thun, auf daß wir fest seyen vor Hieb und Stich und Kugel, und daß uns kein Schuß mehr im Leben versagt? — Nein, hat der Maroner geantwortet, das weiß ich nicht. — So schau her, hat wieder der Liebl gesagt, hat eine extra gegoffene Kugel in seine Büchse geladen, und damit unter einem teuflischen Anruf dem Herrgott ein Auge herausgeschossen, das rechte oder das linke, das kommt auf eins heraus. Da hat's drauf einen Krach im Walde gethan, und ein unsauberer Geist ist dagestanden und hat gesagt: Brav, Liebl; Dir soll's nie auf's Schwarze fehlen, und weil Dein Blut jetzt mein gehört, so soll's kein Mensch auf Erden vergießen dürfen. — Nun, der Maroner hat selber nicht schießen wollen, wenn gleich ihm der Liebl das Gewehr mit einer eben solchen Teufelskugel geladen und dargestreckt hat; aber auf dem Todbettl hat's ihn gedrückt, und er hat's einbekennen müssen. Von der Zeit an hat der Liebl Gewalt über Vieh und Menschen gehabt, und weil er so erschrecklich umzog und gleich Jeden niederschlug, der ihn frumm angeschaut, hat

der dazumalige Herr Richter, der ein furchtsamer Mann gewesen, über das Bekenntniß still geschwiegen, und ich hab' dem ehrlichen Schreiber versprechen müssen, gleichfalls das Maul zu halten, wenigstens so lange Jene leben würde. Nun ist er freilich todt, und weil mir die Sache wieder heut' in Sinn gefahren ist, hab' ich's Euch sagen wollen, damit Ihr wisset, auf welche ruchlose und gottvergeßne Weise der Jäger zu dem Glück gekommen ist, das bei ihm geblieben ist, bis auf heute. Wo aber einmal der böse Feind seine stinkende Braten im Spiel hat, wird nimmermehr das Glück auf ewig Bestand haben. Drum ist heuer der Jäger von seinem Wohlstand herabgekommen, und — was gilt's — wir hören bald, daß ihm sein höllischer Gevatter das Genick zerrissen hat!"

Nachdem Josele seine wundersame Erzählung beendet, ließ das Grausen die Zuhörer lange nicht zu Wort, kaum zu Athem kommen. „Hm, hm,“ unterstand sich endlich Stachus zu sagen, „es mag schon etwas an der Geschichte seyn, denn es ist bekannt und ausgemacht, daß dem Kruzifix bei Kaltenbrunn oder Rauns die Augen ausgeschossen worden sind, wiewohl Andere sagen, es sey die Kugel in die Seitenwunde gefahren; und daß der Jäger an einem Freitag kein Körnl Pulver verbrennt, und wenn Gott Vater in Person es ihm befehlen würde.“ — Es wollten noch mehrere eben so scharfsinnige Betrachtungen von einigen andern Anwesenden angestellt werden, aber die Verhandlung wurde durch den plötzlichen Eintritt des Grödnern unterbrochen. Der Mann schien äußerst unruhig und bestürzt. — „Se,“ fragte er, „hat Niemand den Seraphin gesehen? Wie ich höre, hat ihn mein Weib nach Mals geschickt, und draußen ist ein Wetter, als ob die Welt zu Grund gehen müßte.“ — „Der arme Bub!“ entgegnete Stachus: „ich hab's ihm vorausgesagt. Wenn er nicht drüben geblieben ist, um das Wetter abzuwarten, so sehen wir ihn nicht mehr

lebendig wieder.“ — „Wär' mir nichts lieber!“ schnaubte der Grödner: „Se, Wirthin, gebt mir einen Knecht, ein paar Pferde und ein Wetterlicht; ich will dem Buben entgegenreiten, und wer mich begleitet, soll ein gutes Trinkgeld haben.“ —

Die Wirthin lief mitleidig, ihren Mann herbeizurufen. Die Knechte, die sich in der warmen Stube, bei Wein und Scherz und Josele's Geschichten wohl befanden, zeigten nicht viel Lust, der Aufforderung des Grödners Gehör zu geben. „Ich ginge schon mit, ich,“ entschuldigte sich Stachus, „wenn mir nicht so eng auf der Brust wäre, aber der erste Windstoß würde mich umwerfen. Da ist jedoch der Simele, ein Trumm von einem Kerl, der Wind und Wetter aushält!“ Als Simele bei solcher Lobeserhebung ein bedenkliches Gesicht machte, stieß ihn der Stachus an, und setzte heimlich hinzu: „Mach' dich auf, fauler Mensch! der Grödner ist raschönig, und es kommt ihm gewiß auf einen halben Thaler nicht an.“ — Demzufolge erhob sich Simele wirklich phlegmatisch, zog die Hosen auf, langte nach seinem mit Schafpelz gefütterten Lederjanker, und versetzte: „Meintwegen, wenn's nur was hilft!“

Die Angelegenheit des Grödners war sofort in ein paar Minuten in Ordnung. Er trank noch ein Glas Wein über'm Kopfe aus, und schwor theuer und hoch, er würde seinem Weib die unmenschliche Versendung des Seraphin tüchtig entgelten lassen, wenn das Weib nicht krank zu Bette läge. Simele folgte dem Beispiel des Krämers, insofern es den Wein betraf. In einem Hui waren beide auf den Pferden, und trabten gutes Muths, aber ohne Aufhören schimpfend und weiternd, in die Nacht hinaus.

„Ich glaub' doch,“ bemerkte die Mala nach einer Weile mit verschmitztem Gesichte, „ich glaub' doch, was sie im Dorf sagen: der Seraphin sey des Grödners

eiblicher Sohn. Hat nicht der Mann geschwitzt, daß an jedem Haar ein Tropfen hing?" — „Nun, was geht's uns an?" erwiderte Stachus gravitatisch: „Wer hebt den ersten Stein auf? Ich will gerade herausfagen, daß mir die Grödnerin auch nicht gefällt, und ich denke, wär' sie noch ledig, und der Grödner auch, er würde wohl keine Scheibe mehr für sie schlagen." — „Ach, ach, jetzt kommt bald das Scheibenschlagen wieder," jubelten die Mägde kichernd; nur die Stas verzog bitter den nicht allzukleinen Mund. Franz gewahrte das Schmolzen, und spöttelte: „Wer hat am letzten Kasjonntag für Dich eine Scheibe geschlagen, Stas?" — Die Angeredete antwortete nicht, aber für sie nahm der Bruno das Wort, und sprach: „Scheiben hat sie nicht gekriegt, aber wohl ein paar Eis', die ihr der Schuster-Toni gegönnt hat." — Stas lief eilig, ihre Thränen zu verbergen, vom Tisch und hinaus. „Laßt sie gehen," meinte Stachus, „obschon Du, Bruno, etwas Gescheideres hättest thun können, als die Gesellschaft stören." — „Ich möchte doch wissen, woher das Scheibenschlagen kommt? Ich hab's nie recht begreifen können." — Stachus entgegnete wichtig: „Das weiß man nicht so recht. Auch der Josele kann nichts hievon reden, indem bei ihm daheim, in Basseyer, die Lustbarkeit nicht eingewohnt ist. Aber, wenn der Schulmeister recht hat, so stammt sie aus der großen Pestzeit, wo ganz Bintschgau bis auf einige Ortschaften und Häuser ausgestorben war. Da haben dann diejenigen, so das Sterben überlebt haben, brennende Holzscheiben über's Scheibeck herabgeworfen, um denen Andern zu verstehen zu geben, daß es auch noch Leute in Burgeis gibt, und so weiter." — „Ach mein, das ist nicht wahr," lachte Bruno: „das stammt noch aus der alten blinden Heidenzeit, hat der Herr Pfarrer gesagt." — „Und ich sage," fiel Franz lebhaft ein, „daß das Scheibenschlagen bekannt ist, seitdem es junge Bursche und Dirnen im Bintschgau gibt. Denn, hört's einmal

zu: die Scheiben, die wir Buben aus dem feichtenen Holz schnitzeln, die bedeuten unsre Herzen, die so geschwind in Brand gerathen, wie die Scheiben, wenn wir sie am Feuer auf dem Scheibeck in Flammen setzen. Der Stock, an den wir sie stecken, bedeutet gar nichts andres, als unsre kräftigen Gedanken. Je unverzagter und feuriger das Herz, je weiter läßt sich die Scheibe durch die Luft schleudern, und ist also eben unser verliebtes Herz, das wir dem Madl, das wir meinen, und dem wir die Scheibe zudenken, so zu sagen, in den Schooß werfen. Wenn ich zum Exempel" — setzte der Erklärer mit muthwilligen Augen hinzu — „die Scheibe werfe, und dazu aus vollem Halse schreie: für die Mala! so fliegt sie bis zu den Sternen auf; wenn aber der Schuster-Toni seinen Spott mit der Stafel treiben will, so kann sein Scheibenherz gar nicht fliegen, aber es rodelst so allgemach und matt den Berg hinunter, und das heißt man ein Eis, weil's kalt wie Eis und nur ein Schimpf für's Dirnl, statt einer Liebe. So ist die Sache, und wie ich's mache, so machen's alle Bursche, und darum würde auch der Grödner jezo seinem Hausdrachen nur ein Eis schieben, statt eines flammenden Herzens." —

„Schau, schau,“ rief die Mala fröhlich: „was dem Franz heut' das Maul geht. Will nur wissen, wem er am Kassonntag die Scheibe schlagen wird?“ — Die Schelmin wußte es indessen bereits, und gar wohlgefällig hatte sie des hübschen Buben Worte aufgenommen. Stachus antwortete dem Franz auf seine Rede: „Brav, brav; Hausdrach', das ist einmal deutsch, und kein Mensch im Dorf wird der Grödnerin den Titel abstreiten“ — „Daß Gott erbarm'!“ bat Seps mit falschem Mitleid: „wer wird einer franken Frau so übel nachreden?“

Zur Verwunderung Aller erwachte der Maurer-Wastl unversehens aus seinem Geisteschlummer, und sagte: „We

will denn wissen, daß die Gröbnerin krank sey?" — „Oho, oho, tungen die Stummen an, zu reden?" hieß es rund um den Tisch, und das Nußklopfen wurde eingestellt, jeder Blick auf den Wastl gerichtet. Dieser wiederholte mit bestimmterem Tone: „Wer sagt, daß die Gröbnerin krank sey? Sie ist gesund, wie ein Fisch. Bring' mir noch einen Wein, Kellnerin." —

„Kannst wohl Recht haben," versetzte Stachus lächelnd: „das Weib ist eine verlogene Schlange." — Dagegen eiferten die Knechte, um den armen Narren in Harnisch zu bringen: „Ach, ach, was platzedert der Wastl da? Was weiß der Wastl?" — Etwas aufgebracht stand der Bursche auf, trat zum Tisch, und hob mit verschränkten Armen an: „Wenn ich sie doch, es ist nicht eine Stunde her, auf unserer Wiese spazieren gehen gesehen habe?" — Nun entstand ein helles Gelächter. „Spazieren, spazieren bei Sturm und Schnee! O Wastl, sey gescheidt!" riefen Knechte und Mägde im Einklang, und auch die Wirthin lachte so herzlich, daß sie die Arme in die Seiten stemmen mußte, um den Rippen Widerhalt gegen das aufrührerische Zwerchfell zu leihen. Der Halbnarr sah aber trotzig im Kreise um, schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte, und sprudelte: „Was gibt's da zu lachen? Was denn? Spazieren, warum nicht spazieren? Die Witterung ist nicht unfein: ich bin wohl selber draußen gewesen, um zu spazieren. Lacht's nur zu, Narren müssen gelacht haben. Aber, was ich gesehen habe, hab' ich gesehen." — Josele gebot mit feiner zitternden Rechten Stillschweigen. „Läßt ihn doch ausreden; es ist ein Zeitvertreib, wie ein anderer. Gib's von Dir, Wastl, merk nicht auf das Ruedenvolk."

Wastl machte dem Gönner einen Scharrfuß, und mäßigte gehorsam und freundlich seine Aufregung: „Jetzt" — fing er an — „stellt euch vor, der Tisch da sey unsre Wiese an der Etisch, so; die Kandel dort ist die

Fürstenburg, und der Haufen von Nusschalen das Scheibbeck, wo's zum Kloster aufgeht. Jetzt also — ich habe mich etwas nach dem Eßen hinausgemacht, um mich zu bewegen. Die Christine ist nicht zu Hause, und der Mensch muß doch etwas zu thun haben. Wie gesagt, die Witterung war nicht unfein, ein bißel Schnee bis an die Waden, sonst nichts, und ein häles Windl, so recht zum Ausfrischen!"

„Ein häles Windl!“ brummte Stachus in den Bart: „ein Windl, das die Eichbäume im dicken Wald niederreißt.“ — „He?“ fragte der Wastl; da er aber keine Antwort bekam, redete er weiter: „Jetzt also, ich geh' ein bißel in dem Schnee auf und ab, und halte meinen Hut fest, da seh' ich etwas über den Schnee daherkommen, da zwischen der Kandel und dem Nussenhaufen, und jetzt war das ein Mensch. Ich laß' das Mensch vorbeigehen, und jetzt war's die Grödnerin, als ob sie von Schleiß daherkäme, und es wäre Sonntag und heller Morgen zum Kirchengehen. Sie war recht brav aufgeputzt und angelegt, hätte ihren schönsten Rock und ihren Janfer von Kamelott an, und schöne Goldborten um den Kragen und die Aufschläge, eine Schürze von Seide, Schuhe mit rothen Stöckeln und die Staatshaube wie am Sonntag. Dabei war sie ganz ernsthaft, und hatte ein Muster zwischen ihren Fingern. Jetzt hat mich's gewundert, was sie da wohl machen wolle, und ich habe zu ihr gesagt, hab' ich gesagt: „Ei, Grödnerin, wohin denn so spät, oder woher am heiligen Abend?“ Sie hat aber gar nichts geredet, muß nicht wohl gehört haben, und ist ganz stat ihres Wegs fortgegangen. Mich wundert nur, wie leicht das Weibsbild ist, denn sie hat auf dem Schnee kein Löchel eingedrückt, und eine Kaze würde, ja, was sag' ich eine Kaze? ein hinstreifender Vogel würde mehr Spuren hinter sich gelassen haben, als das Weib. Ich

hin ihr nachgefolgt, ich weiß selbst nicht, wie's mir einfiel; ich konnte sie nicht mehr erreichen. Aber ich hab' gesehen, daß sie auf die Kirche losging, und neben der Sakristei ist sie auf einmal weg gewesen, wie man ein Licht ausbläst. Jetzt wißt ihr's, und ich darf wohl sagen, daß die Grödnerin nicht krank ist, wenn sie doch in der Nacht spazirt, und sich in ihren Kirchenstuhl setzt!" —

Mit großer Selbstzufriedenheit wandte sich der Wastl um, trank aus, und ging nach etlichen Sekunden aus der Stube. „Aber der Streich, den selbiger Mensch hat!“ seufzte Mala, ihm nachdeutend. „Wie sich nur ein krankes Hirn so lächerliches Zeug vorstellen mag!“ sagte Bruno. „Er ist halt von Sinnen,“ meinte Stachus. Aber Josele war anderer Meinung. Er schüttelte bedächtig das weiße Haupt, drohte mit dem Zeigefinger in die Luft hinaus, und ließ sich vernehmen, wie ein Prophet: „Glaubt's mir, meine lieben Leut', das hat was zu bedeuten. Es geht erst auf Zehne; ich will euch in der Geschwindigkeit noch etwas sagen. Derlei gestreichte Menschen oder Narren sehen gar oft, was ein vernünftiger Mensch nicht sieht, weil er halt auf der Welt und mit der Welt lebt, und die Gestreichten leben schon zu drei Viertel in der Ewigkeit. Da ist vor einigen und zwanzig Jahren ein Dottl im Dorf gewesen; sie haben ihn den Schwaben-Philipp geheißten, denn er war aus dem Reich; in Frankfurt, mein' ich, wo der Kaiser gekrönt wird, ist er geboren gewesen. Nun, der ist auch wegen eines Weibsbilds um sein kleinwinziges Verstandl gekommen; das Mensch hat ihn nicht gemocht, und so weiter, grad wie beim Wastl. 's war just beim Scheibenschlagen, und wir andere Buben haben wohl zusehen mögen, daß der arme Kerl auch seinen Spaß hatte, und ein paar große Scheiben hinauswarf, und dabei geschrieen hat: Die für meine Liebste! und die für meine Urschel oder Zilla, oder wie halt das Weibstück geheißten, worauf ich mich nicht mehr besinne. Was ist aber geschehen? Die Zilla

oder Urschel ist nebst ein paar guten Freundinnen unten gestanden, und hat des Schwaben-Philipp's-Geschrei gehört, hat sehr darüber gelacht, und ist alsdann gleich darauf mit ihrer Nebenmagd in's Bett gestiegen, auch alsobald eingeschlafen. Derweilen läuft mein Dottl auf seines Herrn Haus zu — es ist das, wo jetzt der Grödner bleibt — wer begegnet ihm am lichten Mondschein und auf dem klaren Schnee? denn selbigmal lag er noch wohl dick, der Schnee, wie heut, oder wenig besser. Wer? die Zilla oder Urschel, und ist angelegt wie im Sommer beim Getreidaufladen mit einem dünnen Röckl, kurzen Hemdärmeln, und Brust und Arme und Füße nackend. Den Dottl hat gefroren bei dem Anblick, und er sagt zu ihr: „Du, Urschel oder Zilla, was hast denn vor in dem Aufzug und in der Kälte?“ Sie aber verwendet den Kopf nicht, geht schnurgrad fort, und der Schwaben-Philipp hat auch nicht eine einzige Fußstapel von ihr gesehen. Er läuft ihr nach, und will mit ihr seine Liebchaft auf's Reine bringen. Ei ja doch; was nicht etwa noch? Das Mensch geht in den Gottesacker hinein, und auf einmal ist es verschwunden gewesen. Was meint's wohl, was geschehen ist? Sechs Wochen d'rauf ist das Weibsbild begraben worden, und — Gott sey der Grödnerin in ihrem Sterbstündel gnädig — es wird ihr in Kurzem nicht besser gehen. Denkt, der alte Josele hat's gesagt; Amen.“

Der Unglücksprophet hatte seine schauerliche Historie eben bis zum letzten Punktum gebracht, und der zerknirrschten Gesellschaft war noch keine Minute vergönnt gewesen, um die grauenhafte Mähre zu besprechen, zu beseufzen, zu beleuchten; als gählings die geräuschlose Unterhaltung durch ein grelles Getümmel gestört wurde. Der Gemeindefaltner hinkte verstörten Angesichts durch die Zechstube nach dem Hinterzimmer, und streute auf seinem eiligen Durchmarsch nur die unheilvollen Worte aus:

„Um Gotteswillen, Du liebe Frau, welch ein Unglück!

Ein erfrorener Mensch kommt; der erfrorene Jäger = Liebl kommt!" — Alles gerieth in Aufstand. Der Anwalt wurde geholt, nach dem Geistlichen geschickt, der Bader hinter dem Nachtrunk hervorgejagt, und aus jedem Munde erscholl die Frage: „Der Liebl, der Jäger?“ — „Na, na?“ fragte Allen der Jofele entgegen, und triumphirte vorläufig: „hab' ich nicht gesagt, daß der böse Feind den Hexenmann bald holen würde?“ — „Ei, Du Narr,“ entgegnete ihm Stachus: „hörst Du nicht, daß er erfroren? Der Satan bescheert aber den Seinigen einen brühheiß abgefotenen Tod!“ —

Indessen erklangen draußen die Rollen eines Schlittens und Simele's Stimme. Der Knecht kam auch bald herein, von Schnee gänzlich eingekrustet, und berichtete, wie er und der Grödner etwa ein zehn Minuten vor dem Dorfe draußen dem Seraphin und dem Liebl und der übrigen Schlittengesellschaft begegnet seyen. Der Grödner folgte dem Simele, befreit von seiner Angst, und den Seraphin schier auf seinen Händen tragend. Der bescheidene Knabe mochte sich noch so sehr sträuben, er mußte in den Kreis der Herren folgen, die ihn, Geistliche und Weltliche, mit Lobsprüchen überhäufte, nachdem er ihnen erzählt, wie er's angefangen, dem Liebl sein aufgegebenes Leben zu erhalten. Der Grödner ließ für den Buben einen warmen Wein bereiten, den Jäger oben im Wirthshause in ein warmes Bett bringen, und einen Boten nach Schleiß abgehen, um den Sohn des Liebl zu bescheiden. Der Grödner war äußerst zufrieden, er schmälte nicht, daß Seraphin die Medizinflasche in einen Magen, dem die Arznei nicht beschieden gewesen, ausgeleert; daß er ein paar Kreuzer in Almosen und Wein vergeudet; ja, der Krämer schickte ihn mit einem blanken Gulden zum Kranken hinauf, und befahl ihm, zu sagen, der Gulden käme von ihm selber, vom Retter Seraphin. — Der junge Blaschur richtete den Auftrag aus, und der Jäger, der zur

Befinnung gekommen war, und alles gefaßt und begriffen hatte, wenn gleich er noch bis zum Tode erschöpft dalag, — der Jäger drückte mit seinen steifen Händen die Finger des jungen Menschen, blickte nach oben, und in dem Blicke lag eine Welt voll Dankbarkeit und reuevoller Andacht. „Morgen,“ stammelte er dann, „morgen besuche mich; heute kann ich nicht reden!“

Ein Triumphzug begleitete den Seraphin die Treppe herunter; die Wirthin sammelte für ihn die besten Bissen, die noch übrig waren; was da lebte im Hause, riß sich um den guten Buben, dem die Rettung eines Menschenlebens gelungen war, und er wußte nicht genug zu erzählen, erstarrt und durchschauert von der grimmigen Nacht. Aber jedes seiner Worte war ein Ergebnis seines biedern Gemüths und seiner beneidenswerthen Einfalt, die in allem, warum er gepriesen wurde, nur die natürlichste Pflichterfüllung sah. Der boshaften Gröbnerin sogar erinnerte er sich ohne Galle, und meinte es aufrichtig, wenn er sagte: „Laßt doch das Weib in Frieden und schimpft's nicht so unverföhnlich herunter. Sie hat nur gethan was Gott wollte. Wär' ich um selbe Zeit nicht auf der Straße gewesen, so wär' der Liehl sicherlich verdorben und gestorben, und er hat doch ein krankes Weib und ein kleines Kind und den Lex, der nicht viel älter ist, als ich, und alle diese Menschen brauchen den, der sie ernährt. Dafür hab' ich mir wohl einmal nasse Füße und ein paar Maulvoll Schnee holen können.“

Der gute kleine Held griff immer verstohlen nach dem Nest seines Martina=Zelten, den er aus dem Sturm der Elemente glücklich salvirt hatte, und wünschte sich eine ruhige Viertelstunde hinter'm Ofen. Aber vielleicht wäre er lange nicht dazu gekommen, wenn nicht die überfüllten Gaststuben von einer neuen Erscheinung heimgesucht worden wären, die für den Augenblick mehr ansprach, als selbst der erfrorene und gerettete Liehl.

Die heilige Familie, deren Schlitten so zu günstiger Zeit umgeworfen worden war, zog mit ihren Engeln und nach sorgfältig geordnetem Anpuß unter die neugierig aufgaffenden Gäste jeden Standes ein, stellte sich in der Mitte der größern Bechstube auf, und eine erwartungsvolle Pause schlug jede Zunge in Ketten. Der heilige Joseph, mit einem saubern Bart von blonden Hobelspänen, faltete sich sehr gut in seinen rothen Mantel, der nur wenig von den Lederhosen und den blauen Strümpfen sehen ließ. Er führte im linken Arm einen ungeheuern Lilienstengel; an demselben Arm hing eine Säge. Ein gewaltiger Wanderstab mit Kürbisflasche war der rechten Hand zugetheilt. Der breite schwarze Hut war mit vielem Anstand aufgesetzt, und die Würde der Person nicht zu verkennen. — Die Jungfrau Maria froh ein wenig, war sehr schüchtern, hatte bei dem Sturz vom Schlitten einen großen Schlenz in ihr gelbes Kopf- und Manteltuch gerissen, aber das milchblaue Kleid war unversehrt, und die rothen gezwickelten Strümpfe nebst den bis auf die Zehen ausgeschnittenen Rundschuhen stachen gut dagegen ab. Sie hielt in ihren Händen eine zierliche Wiege; das Kind, das hineingehörte, mochte sich vor der Hand die Fantasie der Zuschauer hinein denken, denn die Wachs- puppe mit der schönen Baumwoll-Perücke war im Schnee verloren gegangen und hatte sich durchaus nicht wollen finden lassen. — Zur Rechten der Jungfrau und zur Linken des frömmsten Zimmermanns waren die Engel postirt: zwei äußerst breitschultrige Figuren in weißen Hemden mit rothen Gürteln. Die Flügel von Papier und Silberflittern saßen diesen Engeln, wo bei den Stadtherren in späterer Zeit die Topfmasche zu sitzen pflegte; ihre dickbehaarten Häupter und blauen Bärte flößten Respekt ein, so wie man auch gern ihrem Schnürstiefeltritt auswich. Aber in ihren Händen lag die Harmonie des ganzen Aufzugs; der eine mit der Schwegelpfeife, der an-

dere mit einer langhalsigen Geige, versprachen sie die Wunder der Tonkunst vor ihren christlichen Zuhörern zu entfalten, und hielten Wort, denn nach kurzem Räuspern erklang der erste Akkord, und Joseph und Maria sangen die Qual der Wanderschaft und den Kummer, von allen Thüren, trotz Müdigkeit und dringender Noth, weggewiesen zu werden, mit einer dergestalt erschütternden Wahrheit herunter, daß Vielen alsobald die Thränen in's Auge traten. Die Engel ließen zu Zeiten ihre Instrumente ruhen und sangen ohne Begleitung von der Zärtlichkeit der Eltern und von dem demüthigen Eintritt des heiligsten Kindes in die sündige Welt. Wer da zuhorchte, wurde hingerissen, und weder die grotesken Stimmen und Stellungen der Engel, noch gewisse possierliche Verse, wie z. B.

Sankt Joseph trennt ab ein Hosenbein,
Und Maria wickelt ihr Kindlein drein,“

vermochten das leiseste Lächeln auf den Gesichtern der Anwesenden zu erwecken; so tief war dazumal im ganzen Lande, und sogar in dem von feyerischer Nachbarschaft umgebenen Vintschgau, die Andacht und die Ehrfurcht vor allem, was sich auf heilige Dinge bezog, eingewurzelt. Und dennoch war dieser Umgang der heiligen Familie nur eine Bettelei, welche dormalen ein abgehauster Tischler von Mals betrieb, der sein Weib zur Maria abg. richtet und ein paar rauhhälsige Musikanten zum Engelchor aufgedungen hatte. Denn während noch diese Letztern Freud' und Lob und Preis sangen und spielten, ging Maria mit der Wiege in der Hand von Mann zu Mann, von Weib zu Weib, und ließ sich ein Opfer in die Wiege gefallen, ein Geschenk, dessen sich weder der gnädige Herr Rentmeister, noch die letzte Dirne im Hause weigerte. Nachdem abgesammelt worden, zog die Familie feierlichst in der Runde herum, verneigte sich und ging ab, um in einem andern Gasthause ihr Heil zu versuchen.

Diese Anregung hatte indessen zur Folge, daß auch für den guten Seraphin von Hohen und Niedern eine kleine Geldsteuer gesammelt wurde, die ihm der Kloster-richter, seinen Muth und seine Barmherzigkeit belobend, überreichte. „Mach' einen guten Gebrauch von dem Geld,“ sagte er dabei: „eine Gabe, so wohl verdient und mit so gutem Herzen dargebracht, muß auch justé und stricté verwendet werden.“

Als die Glocken in die Mente riefen, war kein vernüchterer Mensch dahin auf dem Wege, als Seraphin. Er spürte nichts mehr von Kälte, nichts von Müdigkeit. Sein Leib war erquickt, sein kleiner Stolz befriedigt. Das selige Bewußtsehn einer wackern Handlung erleuchtete sein Herz und stimmte ihn zur ächtesten Andacht, die er je empfunden. Ein mit sich selbst zufriedener Geist beugt sich so gerne vor seinem Schöpfer, weil er sich desselben würdiger achtet. Und Seraphin ahnte nicht einmal die volle und höchste Bedeutung seiner That. Diese sollte sich ihm erst am Morgen des Christfestes in den Bekenntnissen eines verwilderten und überwundenen Gewissens kund geben.

Als der gute Bursche versprochenemmaßen — nachdem er die Vorwürfe und Drohungen der Grödnerin abgeschüttelt — den Jäger besuchte, fand er denselben noch sehr entkräftet zu Bette liegend. Eine Art von Verklärung verbreitete sich auf dem Antlitz des dem Tode Entronnenen. Er sagte mit ungewöhnlicher Aufrichtigkeit: „Komm her, daß ich Dir die Hände schüttle und mich bei Dir bedanke, Du rarer Kerl. Ich wünschte wohl, Dir mit etwas besserem vergelten zu können, als mit ein paar Worten, aber, denke ich, der Himmel wird's an meiner Statt thun, denn er verlangt nicht den Tod des Sünders, und das Leben des schlechtesten Menschen hat einen gewissen Werth im Himmel.“ — „Laß nur gut sehn, Jäger. Streng' Dich nicht an,“ ermahnnte der bescheidene Seraphin.

Der Alte machte die Augen weit auf, forschte damit im Gesichte des jungen Blaschur herum, und fragte: „Sag' mir, wo ist meine Flinte?“ — „Das weiß ich nicht. Ich hatte Mühe, Dich selber unter'm Schnee zu entdecken.“ — „Sey so gut und laß nach dem Büchseľ suchen, es ist nach Weib und Kindern mir das Liebste auf der Welt. Doch nein: Du gehst mir auch weit vor dem Gewehr. Das Gewehr hätte schier einen Halunken gegen Dich machen müssen, aber es kann nichts dafür, das Gewehr.“

Seraphin verstand diese Worte nicht sehr. „Was redst Du denn, Jäger?“ fragte er besorgt. — Der alte Liebl zog einen tiefen Seufzer aus seiner Brust, indem er versetzte: „Ja, ja, ich möchte schon Dir vergelten können, was Du an mir gethan, denn ich hab's gar nicht verdient; nicht eines Nagels groß hab' ich's verdient. Ich will jedoch, bevor ich Dir sage, wie's mit mir ausfah, einen guten Rath geben. Mach' Dich bald von des Grödners Hause los. Du wirst dort nicht Glück noch Segen finden, denn, was uns Gott auch bescheert, ein böses Weib verdirbt auf Erden Alles. Setz' Dich auf's Bett daher, und horche fein zu. Die Grödnerin ist schlimmer als eine hungrige Wölfin. Sie hat's drauf angelegt, Dich aus dem Weg zu schaffen. Sey gegen alles, was von ihr kommt, auf der Hut?“ — „Oho, oho, das wird nicht sehn, Jäger?“ — „Darfst mir glauben. Es ist schon lang, so hat sie mir den Auftrag gegeben, Dich auf die Gemsen mitzunehmen. Da hätte ich Dich in's Gebirg, an irgend einen unwegsamen Platz führen sollen — weißt Du, so zwischen Himmel und Erde, wo man nicht mehr vorwärts, nicht mehr rückwärts kann, wo der Ferner überhängt und das Anklettern verbietet, und wo der Fels abstürzt, daß das Hinuntersteigen für den ungeübten Steiger nur ein Halsbrechen abgäbe — nun, dort hätt' ich Dich verlieren sollen, wie sie meinte . . .“

„Ach du mein Heiland, ist das wohl möglich?“ rief Seraphin zitternd aus, und der Jäger nickte bestätigend. „Vielleicht,“ sagte er, „hätt' ich's dazumal gethan, weil ich von dem Weib Wohlthaten genossen; ich hätt's gethan, wenn's mich auch nachher bitter gereut haben würde. Aber zu Deinem Glück bist Du krank geworden, und die Zeit ist mittlerweile vorübergegangen und meine Gedanken sind ehrlicher geworden. Dennoch — weil der Tod nicht so gefällig gewesen, Dich im Fieber abzuholen — stichelte und stachelte das grundböse Weib ohne Unterlaß in mein böses Fleisch, daß ich schier voraussah, ich würde mich ihrer nicht erwehren mögen. Ich betete freilich dagegen, was ich konnte, aber mein Gebet half mir nur immer gerade über den bösesten Augenblick hinweg; denn des Winters Noth schlug mich, der ich von der Grödnlerin und von aller Welt verlassen war, mit grimmigen Fäusten. Ich sah, wie mein Weib hungerte, wie mein Mädchel abmagerte, wie der Lenz drauf und dran war, ein Dieb und Spitzbub zu werden, um uns das nothdürftige tägliche Brod zu verschaffen ich hätte lieber selbst eine schwere Missethat begangen, als zugegeben, daß mein armer Bube des Galgens und der Hölle geworden wäre!“

Viell weinte. Es lag sowohl in dem fürchterlichen Entschluß, den er zum Besten seines Sohns gefaßt, ob schon die eigene Verdammniß wägend, als auch in den Thränen, die jetzt aus seinen wilden Augen hervorbrachen, eine so großartige Gewalt, daß Seraphin, vergessend, wie sein leiblich Haut und Haar auf dem Trevelspiel gestanden — durch und durch von Mührung erschüttert wurde, und die freundlichsten Bitten anwendete, den Reumüthigen zu beruhigen.

Nachdem dieses gelungen, fuhr der Jäger immer vertrauensvoller in seinen Geständnissen fort: „Auf einmal — zu unser Aller Glück — legte sich mein Weib, weil's

das Elend kaum mehr ertrug. Ein schmerzliches Erbrechen und heftiges Gliederweh rüttelte die arme Haut zusammen. Nun, Du hast selbst eine brave Mutter gehabt. Du weißt, was eine brave Mutter im Hause zählt. Meine Wehmuth und mein Zorn gegen die ganze Welt machten mich zum Unthier ohne Schlaf, ohne Raft, ohne Christenthum. Wo ich anklopfte, wurde mir nicht aufgethan; wo ich suchte, fand ich nicht. Da begegnete ich Dir zu Mals, und Dich sehen und mir vornehmen, mich mit der Grödnerin zu vertragen, und auszuführen, was sie im Haß gegen Dich verlangte, das war eins und dasselbe. Zum Unglück aber, oder wieder zum Glück, kam ich dahinter, nachdem ich mir im Verdruß einen tollen und vollen Kopf getrunken, daß Du etwas Geld empfangen hättest. Schau — ich will ganz redlich sehn, weil mir Dein braves Herz bekannt geworden — mir stieg gleich zu Sinne, ich wolle noch am Abend mit Dir Alles ausmachen, Dich erwarten auf der öden Straße, Dir's Geld abnehmen, um meinem Weib Arznei, meinen Würmern Futter zu bringen, und es möchte wohl an dem gewesen sehn, daß Du dafür liegen geblieben wärst, armer Junge! Der Sturm hätte Dein Geschrei und den Büchsenknall über die Berge geweht die Grödnerin hätte wieder ihre geizige Hand aufgethan aber unser starker Herrgott wollte das nicht haben!"

"Ach du liebe Muttergottes," stammelte Seraphin mit bleichen Lippen: „unter welchem himmlischen Schutz bin ich gewandelt, und glaubte mich so ganz verlassen!"

— „Ja, ja, so ist's," versetzte der Jäger, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte: „ich rannte also in meinem bösen Unfinn bis an's Kreuz, wo Du mich fandst, und erwartete, Dich bald kommen zu sehen. Anfangs spürte ich die Sturmgewalt nicht allzusehr, aber plötzlich fühlte ich einen seltsamen Schwindel im Haupt, meine Füße und Hände erlahmten, ich sank schläfrig und ohn-

mächtig in den anwehenden Schnee, und aus war's mit Raub = und Mordgedanken. Wie Du mich gefunden, weißt Du wahrlich besser als ich. Es wäre nicht unfein gewesen, wenn der Wind mein Lebensflämmlein ausgeblasen hätte, denn schon hat mein Herzschlag gestockt.... Dennoch verdanke ich mein Leben gerne Dir, gerade Dir, und meine Kinder mögen Dich dafür belohnen, wie auch später einmal das Paradies. Wenn Du indessen Deinem guten Werk die Krone aufsetzen willst, so behalte, was ich Dir gesagt, für Dich, und nimm Dich vor der Gröbnerin in Acht. Du wirst mir freilich nicht gut seyn können, aber, weil Du ein verständiger Mensch bist, so hab' Mitleid mit einem armen alten Manne. Die Leute sagen wohl zuweilen, ich hätte einen bösen Geist zur Hand, der mich mit Geld und Gut versorgt. Die einfältigen Leute! Der böse Geist ist wohl da; ich habe von ihm nichts gewonnen, als Bitterkeit und Gewissensplagen, als Zwiespalt mit mir selber und Mißtrauen in die Gnade Gottes. Denke meiner, wenn Du heiest, Seraphin"

Seraphin wollte eben von Herzen das Versprechen leisten, als des Jägers Sohn, der in der Kirche gewesen war, nachdem er die Nacht beim Vater durchwacht, in die Stube kam. Beim Anblick dieses alten Schulseindes wollte Seraphins Galle aufwallen, jedoch schnell wurde der Groll des jungen Menschen entwaffnet, als Lax mit bleichem, aber versöhnlichem Gesichte auf ihn zukam, ihm beide Hände darstreckte, ihm dann um den Hals fiel und sagte: „Verzeih' mir, was ich je an Dir begangen habe, Seraphin. Du hast mir den Alten da aus dem Schnee gefischt, und mir den liebsten Dienst erwiesen. Nimm mich zum Bruder an; ich hab ein redliches Herz, bin nicht so wild von innen, wie von außen. Wir wollen eins seyn, überall und immerdar, so daß ich lieben will, was Dir lieb ist, und daß Deine Sorge jederzeit die meine sey. Mein letztes Pulverkörnl, mein einziges Brod =

bröckl gehört Dein von nun an, wie jedes Haar auf meinem Kopf, und mein Kopf selber, wie sich's versteht; schlag' ein, Bruder!" —

Der reiche Mann im Evangelium ist ein üppiger und mit sich selber hochzufriedener Herr gewesen; der lydische Crösus ist unter den Königen, was die Schatzkammer betrifft, der Haupthahn gewesen; die Fugger haben dergestalt im Ueberfluß gelebt, daß sie Kaisern und Fürsten, vielleicht dem Papste selber, Darleihen und Geschenke machen durften, daß ihr Name sogar im Volksmund zur sprichwörtlichen Redensart geworden ist, um die höchste Fülle an Geld und Gut zu bezeichnen, — aber alle diese ältesten und alten Herrschaften haben gewißlich niemals eine Woche, eine lange Woche voll Seligkeit und Wonne genossen, wie sie dem guten Seraphin in den sieben Tagen zwischen dem Christ- und Sylvesterabend zu Theil wurde. In seiner Brust war alles so ruhig, in seinem Kopf so heiter; die Füße bewegte er noch einmal so leicht, noch einmal so zuversichtlich schaute sein Auge in den Himmel, wie in jedes Menschengesicht. Er besaß alles, was er sich in seiner Lage nur wünschen mochte: die Achtung der Leute, seine eigene, ein frohes Gewissen, einen gütigen Herrn, denn der Gröbner behandelte ihn plötzlich wie einen Mann; so viele Freunde, als das Dorf Einwohner zählte, die Gröbnerin ausgenommen, der er in seinem Glücke alles verzieh, dergestalt, daß er nicht einmal dem Krämer — um ihn nicht zu kränken — sagte, was das Weib gegen ihn gesponnen. Er trug außer dem Schatz in seinem Bewußtseyn einen klingenden kleinen Schatz in seinem Beutelchen, und das Liebespfand Martina's hatte er wohl verwahrt neben seinem Lager, und speište jeden Abend einen kleinen Bissen von dem süßen Brod des herzigen Mädchens, und dachte ihrer mit sehnächtiger und kindlichguter Regung. Er war überzeugt, daß er sie einmal wiederfinden müsse; wann?

wußte er freilich nicht, aber ihn umblühte ein so reicher Garten voll von Hoffnungsblumen, daß er sich selber frohlockend und zwar täglich vielmals sagte: „Sie gehört mein, und ich bin der ihrige, und der Himmel, auf die Fürsprache meiner Seligen, die mich wunderbar erhalten hat im Wetterdrang, wird's schon gut machen.“ — Zu jener Frist erlebte er auch die Freude, daß der ersehnte Brief von Walt ankam, und er las darinnen, wie der Wetter Holzer für den Augenblick nichts thun könne, aber versprochen habe, im nächsten Jahr das Zusammentreffen der Freunde möglich zu machen. — „So warten wir denn noch ein Jahr,“ dachte er mit muntrem Geduld: ich habe den Grödner lieber als je, weil er mit mir jetzt umgeht, wie ein Vater, und werde binnen der Zeit etwa erfahren, ob mein leiblicher Vater noch am Leben, oder ob er gestorben. Die Mutter hat nicht wohlgethan, jenen Dragonerbrief zu verbrennen und mir nicht eine Silbe von seinem Inhalt zu sagen: allein geschehen ist geschehen, und ich darf jetzt noch immer auf meines Vaters Leben hoffen, und am Ende schlägt alles, wie der Jäger sagt, doch zum Guten aus. Wenn in einem Jahr die Sachen noch auf dem alten Flecke stehen, und Walt kann mir dann Wort halten, so nehm' ich's an; aber vor der Hand will ich zum Grödner halten, und ihm durch wackere Dienste seine Fürsorge vergelten, wie ich kann. Mag auch die Frau schelten ich will's der Kranken verzeihen, und mich laben, wenn nicht an ihrer kargen Speise — so doch an der Erinnerung an die herzliche Martina und den getreuen Oswald.“ — Es war ihm mit der Ausdauer völlig Ernst, denn ihm lachte auf einmal das Leben, das ihm jüngst so manchen Seufzer gekostet hatte. Indessen: der Mensch denkt und Gott lenkt.

Der Grödner ebenfalls hatte Briefe bekommen, die er mit vielem Fleiß durchstudirte. Nachdem er damit zu Ende gekommen, üb erlegte und grübelte er ganz für sich herum,

hin und her, nach der Länge und Breite. Am Nachmittag des Sylvester, nach abgehaltenem häuslichem Donnetwetter, das seit dem Christabend alltäglich zwischen Eins und Zwei loszubrechen und nicht selten einzuschlagen pflegte, berief der Grödner seinen Pflugsohn in den Laden, schob gegen einen möglichen Ueberfall von Seiten der Gehälfte eine schwere Kiste vor die Thüre, die sich in's Innere des Hauses öffnete, und sagte sehr ernsthaft, wenn gleich wohlwollend: „Du bist seit ein paar Wochen ein Mensch geworden, der zu loben ist, und ich habe Freude an Dir, und der gnädige Herr im Schlosse, wie auch der Herr Richter und Anwald nicht weniger; basta. Weil Du eben so verständig und bei der Hand bist, und so viel groß, daß man Dich für einen Siebenzehner halten möchte, was das Fieber macht, das Dich gestreckt hat, so muß nothwendigerweise etwas mit Dir geschehen, und Du sollst mir auf's Jahr nach Meran und ein paar Schulen studiren; basta.“ — „Wollt Ihr mich denn nicht zu einem Kaufmann machen? Ich würd's lieber, als ein Student und Gelehrter.“ — „Pah, pah, wenn der Kaufmann etwas studirt hat, tragt er gar nicht schwer daran; und dann, wer weiß, ob Du ein Kaufmann bleiben wolltest?“ Der Grödner blinzelte nach seiner Weise den Pflugsohn pfflig an. — „Warum nicht, frag ich Euch? wenn ich auch nicht läugnen will, daß ich am liebsten ein Bauer wäre, und zwar ein reicher“ —

„Ein reicher; da hapert's noch bis dato, Seraphin. Wie aber, wenn Du mit der Zeit ein reicher Stadtherr, vielleicht ein reicher Edelmann werden könntest? He? Ein Edelmann ist doch noch vielmal besser als ein Knebelmann?“ — „Das wird schon seyn. Aber Ihr redet wieder von Sachen, die nicht seyn werden.“ — „Mein lieber Bub', ich weiß schon, was ich rede. Dein Vater ist von hohem Stande; ich habe ein Andenken, das er

Deiner Mutter gegeben, gefunden; ich habe in Bozen seinen Namen erfahren; das Andenken klappt ganz zu dem Namen; ich weiß Deines Vaters Aufenthalt, und im nächsten Frühjahr, wenn mich nicht anderweitige Geschäfte aufhalten" — ein Blick des Grödners flog, gleichsam wie in Zerstreuung, nach dem Fenster der Hochecker=Christine hinüber — „will ich ihn aufsuchen gehen. Selbst ist der Mann; Briefe thun in derlei körperlichen Händeln nicht gut. In einer Viertelstunde macht man mündlich ab, was ein Briefwechsel von einem halben Jahr nicht schlichtet.“ — „Also ist mein Vater Lenhard noch am Leben und ein vornehmer Mann in der That?“ — „Ach nein, ach nein, laß mich mit dem Lenhard aus. Wer fragt nach dem? Dein Vater ist der Herr von doch stille, stille, daß ich's nicht verplaudre; Du könntest eitel werden.“ — „Das nicht, aber Ihr betrübt mich, Ihr ärgert mich. Glaubt doch nicht das dumme Zeug, und haltet meine selige Mutter in Ehren.“ — „Ja doch, ja doch, Du hantig's Kräutl; aber habe ich nicht Deinen Tauffchein, der da bestätigt, daß Du geboren und zum Christen gemacht worden, nicht weniger als ein Jahr bevor Deine Mutter den Lenhard geheurathet hat? Und von jenem Jahre ist das Halsbaßl das Andenken, das ich meine, von purem Golde, und ich heb's auf, besser als wie Gold, neben Deinen zwei Dukaten, die ich Dir einmal als Deines Glückes Grundstein aushändigen will. Aber gelt: Du wirst Deinen guten Narrn von Vormund auch nicht vergessen“ — unwillkürlich klopfte der Grödner an die Geldlade — „wenn Du ein reicher Herr geworden?“ — „Ihr macht mich ganz verwirrt, Grödner. Ich komm' nicht draus. Aber, ich sag' Euch, ich müßt's so gewiß wissen, wie das Vaterunser, wenn ich glauben sollte, daß der Vater Lenhard nicht mein Vater sey.“ — „'s wird schon einmal die Zeit kommen, da Du glauben wirst wie Sankt Tho=

mas, was Du nie hättest bezweifeln sollen. Mach' Dich nur so allgemach bereit, nacher Meran auf's Gymnasium zu reisen; 's ist alles schon so gut wie richtig." — „Ach, wenn Ihr so viel ungern gingt, wie ich!" — „Ungern oder nicht; basta. Muß Dich der Alten aus den Klauen räumen. Sie hätt' Dich schon lang aus dem Haus plündern mögen, und wenn ich verreise, Deinen Herrn Papa aufzusuchen, möchte ich Dich nicht ohne einen Schutz und Stab ihrer Gewalt überlassen. Sie könnte Dir — verzeih mir Gott die Sünde — sie könnte Dir ein Leid anthun, sie könnte Dir was geben, Du Heiter, so blind- und spinnenfeind ist sie Dir. Wenn sie Dich hätte, wie einen Dachs unter der Fang-Gabel, sie ließ' Dich nicht mehr lebendig aus. Aber die Weiberleut' sind schon einmal so. Sie müssen immer einen haben, den sie lieben, oder einen, den sie nicht ausstehen mögen. Weil nun die Meinige ein gar scharfer Essig ist, so muß sie schon Zwei haben zum Nichtleiden, und die Zweie sind wir beide, Seraphin. Getröst Dich aber nur, ich will mich schon wehren, und Dich weit aus dem Schluß stellen." —

Seraphin wollte gesenkten Kopfs hinaus-schlendern, da rief ihn der Grödner zurück, schopf-beutelte ihn liebevoll, und sprach: „Mach' kein Gesicht, Seraphin. Schau freundlich aus, Bub. Dort liegt ein Pacll für Dich. Hättest es zum Niklaus kriegen sollen, aber der Schneider, die müde Hack', hat mich damit aufgezo-gen. Es ist ein neu's Gewandl für Dich darinnen. Mach' mir die Freud' und zieh's gleich an, damit ich sehe, wie Dir's zu Gesicht steht, und dann geh' in's Kreuz und mach' der Wirthin Deine Reverenz; sie hält viel auf Dich. Und — weißt was? — zeig' Dich auch fein dem gnädigen Herrn und dem Anwald. Ich hab's gern, wenn sie sehen, daß ich so viel für Dich thue. Verstehst Du mich? 's ist wegen der Zukunft.“

Seraphin ließ sich's nicht noch einmal heißen. Den Paß unter'm Arm küßte er die Hand des freigebigen Vormunds, und flog in seine Kammer hinauf. Da war nichts vergessen; von den Schuhen bis zur Halsbinde von Flor war alles neu und stark und sauber gemacht. Der fröhliche Besitzer so vieler Herrlichkeiten kampelte und wusch sich, steckte sich mit Vergnügen in's reine Hemd, in die Prachtkleidung, und war, das tolle Hütl auf's rechte Ohr geschoben, ein recht saubrer Bursche. Er hatte sich noch nie so zu seinem Vortheil ausgenommen, wie heute, und der Grödner konnte sich nicht satt sehen an seiner Wohlthat, bis ihm einfiel, auch seinem Weib einen kleinen Seitenstich zu gönnen, indem er ihr den Seraphin vorführte. Die arme lendenlahme Schlange hätte sich selbst vergiften mögen. „Du wirst noch zum Kirchenräuber werden,“ grollte sie mit gelbem Meide, „um dem Nichtsnuz Alles aufzuhängen!“ — Worauf der Grödner spitz: „Warum denn nicht, wenn der Seraphin doch mein Fleisch und Blut ist, wie jetzt schon im Dorf die Mäuse aus allen Löchern pfeifen, weil Du und die Stampferin ihnen das Stückl gelehrt haben?“ — Darauf ging er mit Seraphin fort. „Das war ein schlechter Neujahrsspaß für die Frau!“ meinte der Knabe. — „Meinetwegen,“ lachte der Grödner herbe: „sie kocht mir's alle Tage sauer genug. Komm mit, wir geh'n in's Wirthshaus. Zum Einkaufen kommt Niemand mehr, und der Krämer will auch seinen Feierabend haben.“

Sie trollten sich in's Kreuz, wo es eben so lustig und noch lustiger herging, wie am Christabend. Der Gäste waren mehr und lärmender durcheinander. Es gefiel dem Seraphin nicht in dem Gewühl, und er sehnte sich, ein paar Augenblicke in der schönen frischen Mondnacht sich zu ergehen und an seine kleine Martina zu denken. Das Wetter hatte sich seit der finstern Mette der Christnacht sehr zu seinem Vortheil geändert. Der

Frost und das Gestöber hatten aufgehört, die Wege waren meistens wieder gebrochen und gut gebahnt; Wagen und Schlitten durften wieder ohne Besorgniß durch das Land klingen. Am Sylvesterabend stand der Mond als eine herrliche klare Scheibe am dunkelblauen, sterndurchfunkelten Himmel. Seraphin ahnte etwas von der Gewalt der Mondnächte auf die Gemüther empfindungsvoller Menschen; daher seine Sehnsucht, der schönen Nacht den Hof zu machen, und für sein Verlangen gar zu spät wurde diese Sehnsucht befriedigt. Erst gegen elf Uhr wurde ihm die ersehnte Freiheit gelassen, nachdem die vornehmern Gäste des Wirthshauses sich an ihm satt gehätschelt, ihn sattfam mit Lebensregeln und Verheißungen angefütert hatten. — Wie gerne verließ er die qualmige Stube, die leckere Speise, die ihm vorgesetzt worden war, um draußen in Ruhe das letzte Stückchen von Martina's Geschenk zu nagen, und wiederholten Dank der lieben Geberin zu spenden! Allein, auch im Freien fand er die gewünschte Ruhe nicht. Schon zogen die ländlichen Musikanten Dorf auf, Dorf ab, um vor den Häusern der Bemittelten ihr althergebrachtes Neujahrskonzert anzustimmen. So eben marschirte die volle Schaar der einfachen Tonkünstler dem weißen Kreuze zu, bildeten vor dem Hause einen feierlichen Kreis, und Schwegel und Baßgeige arbeiteten rüstig drauf los, bis die Sänger begannen:

„Mit Freuden gedeihe das neue Jahr
 Und was wir wünschen, das werde wahr,
 Wir wünschen dem Wirth einen viereck'gen Tisch,
 Auf jeder Eck 'nen gebratnen Fisch.
 Was wünschen wir ihm in die Mitte hinein?
 Eine silberne Kandel mit rothem Wein!
 Mit Freuden gedeihe das neue Jahr,
 Und was wir wünschen, das werde wahr!“

Hierauf folgte ein donnerndes Vivat, dem hochbeliebten Wirth gebracht, und nach einer Pause ging der Pfeifen- und Geigenlärm wieder los, und mehrere Stimmen schrieten: „Der Wirthin! was gehört der Wirthin?“ — Die Sänger antworteten gehorsam:

„Wir wünschen der Wirthin eine hohe Stiegen,
Und oben drauf eine goldne Wiegen;
Was wünschen wir in die Mitte hinein?
Ein wunderichönes Knäbelein!
Mit Freuden gedeihe das neue Jahr,
Und was wir wünschen, das werde wahr!

Fröhliches Gelächter nahm diese Strophe auf, deren Witz, alle Jahre wiederholt, eben so gut alljährlich mit dem höchsten Beifall belohnt wurde. Es versteht sich, daß auch der besungenen Wirthin das schuldige und wohlgemeinte Vivat dargebracht wurde, und die Kellnerin, die, wenn auch nicht mit silberner, aber dennoch mit wohlgefüllter Kandel unter die Neujahrssänger trat, erhöhte durch ihre Erscheinung den Jubel und Tumult der Heißdurstigen, die einen Garaus nach dem andern tranken. — Seraphin stand in der hintersten Reihe der Zusehenden, und fühlte, wie ihn Jemand auf die Achsel tippte. Ein fremdes Gesicht, ein schnurrbärtiges, begegnete dem feini-gen. „Was ist?“ fragte Seraphin, unwillig, gestört zu werden. — „Geh, komm' ein bißel auf die Seite, Bub.“ — „Ich mag nicht.“ — „Es will Einer was mit Dir abdiskuriren.“ — „Ich mag nicht. Wenn Einer was will, so soll er herkommen.“ — Der Ansprecher, dessen Züge Seraphin sich nicht erinnern konnte, jemals gesehen zu haben, ging unter den dunkeln, überdachten Raum des Tanzplatzes. Seraphin war daran, seinen Platz zu verändern, und sich von dem Gewühl der Neugierigen zu entfernen, da klopfte ihn abermals Jemand auf die Schulter: „Buona saira,“ flüsterte ihm eine dießmal gar wohl

bekannte Stimme zu: „Wie gehts, Giuven?“ — „Was wär' mir denn das?“ fragte der junge Blaschur freudig überrascht entgegen: „Egidi, je, woher des Lands in später Nacht?“ —

Der Vogelträger steckte in einem dicken Pelz bis über die Nase, und erwiderte: „Che Giavel! ich mache eine Lustreise. Komm her, ich hab' Dir was auszurichten. Hab' Dich schon dahelm suchen lassen, aber der turbulont war nicht a Casa. Komm, komm!“ Er zog den Knaben halb mit Gewalt von dannen, das Dorf hinauf, und sagte unterwegs, jedoch heimlich: „Wie gehts? frage ich. Wie hat die festa da Nadal angeschlagen?“ — „Bassirt schon,“ antwortete Seraphin: „warum thust Du so heimlich? Laß mich, daß ich den Grödner rufe, oder komm mit mir, daß ich Dich zu ihm führe.“ — „Ca nun, ca nun, mi Charet! Sollst mit mir gehen. Man versteht dort vor der Pfisa und der Clompradura kein lebendig Wort.“ — „Nun, was willst Du? Laß uns stehen bleiben.“ — „Ca nun, machen wir ein bisschen Spassegiada, Charett!“ — „Mein! so red' einmal heraus.“ — „Hör' Du, ich hab' für Dich gesorgt. Ich weiß eine gute Profession für Dich, buon Giuven.“ — „Wie? wo? was meinst Du denn?“ — „Hast Du's nicht schlecht bei dem Mercadont?“ — „D nein, jetzt besser als je zuvor.“ — „So? mit einennmal? Du Glisner? O psudi, was redst Du da?“ — „Die Wahrheit, Egidi. Ich bin jetzt zufrieden.“ — „O chei miseria! Du thust lügen. Tia Bucca plaida bucca la vardad“ — „Gewißlich lüge ich nicht. Du bist aber heut' so furios, Egidi. Wo willst Du hinaus? Wir stehen ja schon am Ende des Dorfs. Laß uns umkehren.“ — „Ca nun, ca nun, Charett. Ich thu' nichts halb. Willst also nicht annehmen das ehrliche Uffizi, das ich Dir hab' ausgemacht?“ — „Mein, Egidi. Ich danke, aber jetzt kann ich nicht. Sag' mir lieber, was“

Der Engadiner ließ ihn nicht ausreden, und er hätte doch so gerne sich nach Martina erkundigt. Der Engadiner sagte zornig, und Seraphin fest am Handgelenk haltend: „Willst nicht vom Grödner fortgehen?“ — „Nein doch; laß mich los. Du könnt'st mich fürchten machen.“ — „Ca nun, ca nun, ich hab' Dich lieb, lieber als der Traficant, der immer ist die Trumbeta seiner artificious liberalidad. Ich hab' mich bemüht, ich hab' Sagirtad gegeben für Dich. Igl Meister thut Dich erwarten.“ — „Das thut mir leid,“ rief Seraphin entrüstet: „ich mag aber nicht, was Dein Meister Igel will. Laß mich aus. Du thust mir so viel weh!“ — „Cludeit la bucca! Jau sunt par ir, und Du mußt mitgehen!“ — Seraphin wollte sich mit Gewalt losreißen, denn ihm wurde im Ernst bange, da er den Schnurrbärtigen mit einem leichten Schlitten daherschließen sah. — „Was da?“ entgegnete der Engadiner seinem Rufen, und hielt ihm den Mund zu: „Un giavel catsch 'lg auter! Or cun tei! Marsch, Coloman!“ Und wie eine leichte Feder hatte der riesige Mann bereits den erschrockenen Seraphin in seinen Pelz begraben, in den Schlitten geworfen; wie im Hui saß er neben seiner Beute, und rief gedämpften Tons, aber frohlockend, dem grinsenden Kutscher zu: „A la grada, Marsch! Igl temps passa! A l'alva di gi müssen wir weit seyn, Kölbl! weit, wie flüchtige Schuldada. Chiou, Chiou, car giuven! Jau nus gavisch ün vantireivel viadi!“ — Und fort, ertschauwärts flog wie ein Vogel der Schlitten auf glattem Pfad in die „sterndurchfunkelte“ Nacht hinein. —

Ende des ersten Bandes.

Anhang.

Der Tanzplatz in Burgeis. Dieser sonderbare Name soll von dem alten Gebrauch, daß jeder neuverheirathete Bürger mit seiner jungen Frau einen Ehrentanz um den Platz des Dorfes machte, abstammen.

Fassa, Val di Fassa: ein Thal in Wälsch-Tirol; eigentlich eine Fortsetzung des Val di Cembra und des Val di Fiemme; erstreckt sich bis an die Quellen des Avisio am Marmolata-Ferner. — Die Bewohner des Thals bekannt durch ihre Rüstigkeit und exemplarische Rechtschaffenheit. Als die Messen (Handelsmärkte) zu Bogen noch im höchsten Flor waren, bestand die Gesammtheit der Markthelfer aus Fassanern.

Enneberg: ein Thal am linken Ufer der Rienz — (Busterthal); die Einwohner sprechen eine ganz eigene Sprache, die, wenn gleich Aehnlichkeit mit der Romanisch-Ladinischen habend, dennoch keineswegs dieselbe ist.

Gröden: ein Thal im Herzen von Tirol, laufend von Kollmann ostwärts bis an die Buchensteiner-Berge. Der Kunstfleiß der Grödner Bildschnitzer und die Betriebsamkeit der Grödner Kaufleute, die in allen Winkeln der Welt zu finden, sind längst berühmt. Auch die Grödner haben eine eigene Sprache, die sie, wie die Romaunschen thun, unbedenklich mit Wörtern aus jeder beliebigen Sprache bereichern, wenn sie gerade um einen Ausdruck verlegen sind.

Fraz, Bamm: kleines Kind; bald in scherzhafter, bald in spöttischer Bedeutung.

Das Benediger-Mandl: ein kleines geheimnisvolles Männchen aus Welschland, das in früheren Zeiten — wie die Sage meldet — häufig nach Tirol und Deutschland, ja selbst in's Fichtel- und Harzgebirge gekommen ist, und ungeheure Schätze an Gold und Edelsteinen heimgeschleppt hat, bis endlich der deutsche Michel hinter seine Schliche kam, worauf der Benediger für immer ausblieb, und nur mehr im Munde des Volks lebt.

Der Bock: Gicht und Podagra.

Spiegeln: das Aehrenlesen der Armen auf dem Felde des Reichen.

Türkenpult: eine rohe Speise aus Mehl vom türkischen Korn bereitet. Türken so viel als Mats.

Fer: Diminutiv von „Felix.“

Schiech: häßlich, böse.

Hollerkreuz: Sobald in einer Ortschaft des Ober-Binschgau eine Person gestorben, und die Nachricht davon verbreitet ist, beeilen sich die Knaben des Dorfs, ein jeder für sich, ein Kreuz von Hollunderholz zu fertigen: schmucklos, wie es die Gile erlaubt. Wer nun der erste im Todtenhause sein Kreuz darbringt, darf es der Leiche vortragen, einstweilen es auf ihr Grab stecken, bis ein andres bereitet, und dem Todtentrünke beiwohnen.

Hinwerden: sterben; auch wenn vom Vieh gesprochen wird ist dieses Wort im Gebrauch.

Erbstollen: Erbe.

Seiter, Haut, Hascher: das erstere Wort nur beim männlichen, das zweite beim weiblichen gebraucht. Beide dienen als Schmeichel- und Mitleid Ausdruck. Auch

- „Hascher“ hat die Bedeutung eines recht armen, geringen unmächtigen Menschen oder Thiers.
- Muttmal:** ein Feldmaß; soviel als „Tagwerk, Jauchart, Morgen“ u. s. w. in andern Ländern. „Mutt“ eine Wiese; auch zugleich ein Getraidemaß.
- Der Ortler:** der höchste Berggipfel in Tirol, an dessen Flanken heutzutage die neue Straße nach Vormio über's Stillsjer-Joch hinläuft.
- Die Töll:** altes Zollrevier an den Etschfällen in der Nähe von Meran. Dort hört Vintschgau auf, sowie es bei Nauders — nach den Begriffen der Eingebornen — anhebt.
- Tagen:** Streiche mit einem Stäbchen auf die Vorderfinger; eine Schulstrafe.
- Saltner, Gemeindefaltner:** Gemeinbediener; in Südtirol der Weinbergwächter; wahrscheinlich von „Söldner“, abstammend.
- Wirthshaus-Nachtlichtln;** lockere Bursche, die gern die Nacht hindurch trinken und schlemmen.
- Fein:** so viel als „gut, schön.“
- So viel:** wird in tirolischen Dialekten häufig gebraucht: „so viel gut, so viel böß;“ „ich hab' so viel viele Sorgen;“ „ich habe so viel wenig Geld“ u. s. w.
- Bleiben:** außer der gewöhnlichen Bedeutung auch so viel als „wohnen.“ — „Er bleibt in jenem Hause.“ — „Wir bleiben zu Brixen“ u. s. w.
- Die Planailer Sonne.** In dem kleinen Bergdorf Planail sieht man vom 15. bis 29. November und dann vom 12. bis 28. Jänner — namentlich von dem Hause des Kuraten — die Sonne alltäglich zweimal auf- und zweimal untergehen. „In dem Verhältnisse, als der Tag abnimmt, wächst der Zeitraum zwischen dem ersten

Untergang und dem zweiten Aufgang in dem Maße, daß die längste Dauer $1\frac{1}{4}$ Stunde beträgt, während welcher die Sonne gänzlich unsichtbar bleibt. Das umgekehrte Verhältniß tritt beim wachsenden Tage ein; denn vom 12. Jänner an vermindert sich täglich der Zeitraum dieses Sichverbergens der Sonne, bis sie endlich die Bergspitze, deren ganz eigene Stellung jene Erscheinung bewirkt, überstiegen hat, und dann auch in Planail einmal auf- und untergeht, wie anderwärts. Diese Berghöhe wird die „spizige Lun“ genannt. — (Staffler, Tirol und Vorarlberg; 2. Theil.)

Dottl: guter Kerl; auch wieder: schwachsinziger Mensch.

Stieber: leichter Kausch.

G'selcht: geräuchert.

Bazeid: ein Flüssigkeitsmaß, ungefähr 18 Seidl n enthaltend.

Leitenwein: Wein, der an Bergen wächst; vorzüglicher als der in Ebenen wachsende sogenannte Bodenwein.

Enzian: Branntwein, aus der Gentiana-Wurzel bereitet und sehr beliebt.

Zoch: im nördlichen Tirol ein „grober Gesell;“ in Südtirol gleichbedeutend mit „Bursch oder Knecht.“

Das Riß: die Geiß.

Das ist nicht heikel: „das ist nicht wichtig.“ „hat keinen Anstand.“

Biri-vary: Wischivaschi im Romanischen.

Plitschles-platschles: ein Spottwort der Wintschgauer auf die Geschwindrednerie der romanisch sprechenden Engadiner.

Schlappl: die ehemals bräuchliche Frauenhaube in Wintschgau; vom romanischen: Schlappa, die Haube.

Herrisch thun, herrisch reden: vornehm thun, vornehm reden.

Kunfelheimgarten: Besuch in der Spinnstube.

Das wär' nicht aus: „das läßt sich hören.“ **Das ist gar aus:** „das ist außerordentlich.“

Hatschen: hinken, oder schwerfällig hinschleichen.

Das Burggrafenamt: Weittläufige Jurisdiktion der alten Burggrafen von Tirol, wozu nebst dem Landgericht Meran noch elf andere Gerichte gehörten.

Windbahn: Windlavine, eine der zerstörendsten. **Schneeschild:** an gähe Felsen gewehrte dicke Schneemassen, die durch ihre eigene Wucht beim ersten Sonnenstrahl oder bei der geringsten Luferschütterung niederstürzen.

Peterlangez: Petri Stuhlfeier. **Langez,** woraus **Lenz** geworden: der Frühling.

Fuchtig: zornig.

Tragen: spotten, aufreizen, hohnneckeln.

Häl: glatt, falsch, verschlagen.

Schnellen: knallen.

Lapalori: Romanisches Wort, einen täppischen Menschen bedeutend.

Derwischen: erwischen; mit dem Particip: **derwischen,** erwischt. Der Buchstabe **d** wird häufig den Verbis, die mit „er“ anfangen, vorgesetzt: **derzählen, derschießen** u. s. w.

Die Mahndel: die Großmutter. **Der Großvater:** „Mönl.“

Das Schlinig: ein rauhes Hochthal, hinter dem Benedictinerstift Marienberg gelegen; in der Geschichte des Landes traurig berühmt, weil der grausame Vogt des Klosters, Ulrich von Matsch, dort den Abt Hermann enthaupten ließ. (26. August 1304.)

Sich schleunen: sich beeilen.

Das Ultner Bad: berühmte Heilquelle, wenige Stunden von Meran, im Thale gleiches Namens.

Spezialvögel: abgerichtete Kanarienvögel.

Ferculum, Ferkel: eine Trage, worauf in Prozessionen die Heiligenbilder getragen werden.

Moßbeeren, Moosbeeren: Heidelbeeren.

Granten, Zwispelen: rothe und schwarze Beeren.

Gratschen: Kirschvögel, Zibentauben. — Der letztere Name kommt von ihrer Vorliebe, auf den Zibelnußbäumen (in Tirol Eschurtschen) zu nisten.

Schwagerhauben: zuckerhutförmige gestrickte Hauben von dicker Wolle, entweder dunkelblau, oder blau und weiß melirt, oder ganz weiß; die häßlichste Kopfbedeckung für Weiber, die je erbacht worden.

Wifling; ein Weiberrock, von einer ungeheuren Masse Stoffs verfertigt, in tausend Falten gelegt.

Dalken, Dalk, ein Teig, der sitzen geblieben ist; figurlich ein dummer Mensch.

Murmentl: Murmelthier.

Kaser: Sennhütte.

Auf den Zippelzehen gehen: auf den Fußspitzen gehen.

Batscher: gutmüthiger, aber einfältiger Mensch.

Ruech: ein grober zänkischer Mensch.

Mummehena: ein Bintschgauer Spottwort auf die engverhüllten, steifschreitenden protestantischen Engadinerinnen; wahrscheinlich vom romanischen „Mumetta“ altes Weib.

Losen: hören, aufhorchen.

Berschörge: verklagen.

Bantschen: durchprügeln.

Buona saira! pasch, pasch! animo, Curascha! (romanisch): Guten Abend! Friede, Friede! lustig, lustig!

Chiauns, ca ladren, morden da rar! Hunde, die bellen,
beißen selten.

Sporteln: Körbchen.

Rrare: Tragkorb.

Ca nun: nein. *Caschi:* ja wohl.

Ove di Schmaunz (gröbnerisch): Eier und Schmalz.

Bazockles in Latt (gröbnerisch): Rübeln in der Milch.

Chiou! still! (im Roman'schen werden alle Buchstaben ausgesprochen; daß *ch* wie *tch*, daß *g* häufig wie *dg*.)

Utschal: Vogel.

Sönch, Söncha: heilig, heilige.

Ei'gl pusseivel! ist's möglich!

O ti malvantireivel: o du Unglücklicher!

Giiven: Knabe, junger Mensch.

La Sumeglia: das Ebenbild.

Ttschantschader: Schwäger, Brähler, Lügner.

Spiegel de Nas: Brille.

Raschun: Vernunft, daher *raschonig:* freigebig, honett.

Schwachadad: Schwachheit.

Senza Zweifel: ohne Zweifel. *Pargwiss:* sicherlich.

Parschei: warum.

Igl Spindrader: der Erlöser.

Plidar par Narradads: im Scherz reden.

Securameing: gewißlich.

Da lunsch: aus der Ferne.

Zund bucca: gar nicht.

Giust sco las puppas d'affont: gerade wie Puppen für Kinder.

Hoi gie: ei ja!

La crusch alva: das weiße Kreuz.

Na ei mia Ura da Sacc? Wo ist meine Saekuhr?

El ai ün hum curious a singular: er ist ein wunderlicher
Sonderling.

El ha ün oelg malign: er hat ein böses Auge.

Chei Giavel! Was Teufel!

Turr dils Zenns: Glockenthurm.

La dulscha Spisa: die süße Speise.

Paupretto: Armer.

La spargneivladad: der Geiz.

Schocher: Schächer.

Sco ün Schneder: wie ein Schneider.

Seigias ti consolau: sey getrost.

Madrigna: Stiefmutter.

Padraster: Stiefvater.

(Es ist nicht nöthig erachtet worden, diejenigen romanischen Phrasen, die im Text selbst deutsch wiederholt werden, hier noch einmal anzuführen. Auch die rein-italienischen bedürfen wohl keiner Erklärung.)

G'streicht seyn: einen Sparren haben, „er hat heut

sein'n Streich!“ Ein *G'streichter*: ein Halbnarr, ein Mensch mit wunderlichen Launen, fixen Ideen u. s. w.

Tschoggel: ein (figürlich) blinder, verblendeter Mensch; vom romanischen *tschogg*, blind.

Tschappel: ein gutmüthiger Mensch, der sich Alles gefallen läßt.

B'nicht seyn: im Kopf verwirrt seyn; wohl auch dann und wann: böse seyn von Natur.

Das *Andreaskreuz* am Hause haben. Man sieht in der That noch heutzutage dergleichen Kreuze an manchen Häusern in Bintschgauischen Gemeinden. Die Sage will, daß zur Zeit der Engadinerkriege die Anhänger der einfallenden Schweizer jene Kreuze an ihren Wohl-

nungen angebracht hätten, um den Feinden anzudeuten, wo ihre Freunde hausen.

Meschen-, Graun- und Haidersee: drei fischreiche Seen zwischen Mauders und Burgeis.

Der Taas: das unnütze Gewäsch.

Kopfmachen: schmollen. **Mocken:** dasselbe.

Die Malserhaide: Auf derselben wurde die blutige Schlacht (1499) geschlagen, die Tausenden von Tirolern und Schweizern das Leben kostete, und worinnen die erstern, eines bessern Looses würdig, überwunden wurden.

Fernen: Gletscher.

Mocken: eine ziemlich berbe Mehlspeise.

Stachus: Diminutiv von Eustachius, wie Stasl von Anastasia, Mala von Amalie, Simele von Simon, Kölbl von Coleman u. s. w.

Erchttag: Dienstag. **Pfinztag:** Donnerstag. Der letzte Donnerstag im Fasching heißt der unsinnige Pfinztag.

Dörcher: Heimathlose Landfahrer, auch „Laninger“ genannt. Sie ziehen noch heute in Oberinntal truppweise auf und ab, Kessel sickernd, Obst fahrend, und ähnliche Geschäfte verrichtend.

Zelten: Weihnachtsbrod von trockenem Obst, von sehr verschiedener Form und Güte. **Lebzelten:** Pfefferkuchen.

Durch die Reiter'n fallen: „keinen Mann kriegen.“
Reiter ist ein Sieb.

Zotteln: Haarlocken. Der Gebrauch des Zottelabschneidens erklärt sich von selber.

Schnodahagg'n: Spott- und Trugreim derberer Art, als die gewöhnlichen Ssangl'n und Schnoda- (Schwitter-) Hüpfeln.

Bon buchsbaumen Holz seyn: sich gar vornehm stellen.

Feichten: fichtenes, nämlich gemeines Holz.

Frobig: hoffärtig.

Buß: Kobold.

Kreidenfeuer: Signal- oder Insurrektionsfeuer. **Kreiden:** Kriegsgeschrei. — In Tirol, zum Aufgebot der Landschützen, noch heute gebräuchlich.

Schmarr'n: elendes Zeug, eigentlich eine wenig geachtete Mehlspeise.

Wo ein blau's Räuchl aufgeht: wo nur ein Schornstein raucht, und also irgend eine Lustbarkeit los ist.

Die traurige Steuer des Polsterhofs: dieser einsam stehende Hof, drei Viertel Stunden von Schleis, hatte in alten Zeiten die Verpflichtung, zu einer jeweiligen Exekution mit dem Schwerte in Glurns den Polster auf den Malefizantenstuhl zu liefern. Daher der Name.

Das Genick zerreißen; das Genick brechen. „Ein zerrißenes Schloß,“ u. s. w.

Trumm: großes Stück. **Trumm** von einem Kerl, ein sehr starker Mann.

Blagedern: einfältig plaudern oder schreien.

Das Muster: Paternoster, Rosenkranz. — **stat:** still, auch langsam.

Knedelmann: Bürger oder reicher Bauer.

Santig: bitter.

Wegplündern: ausräumen, in der friedlichsten Bedeutung. „Ich muß erst die Stuben ausplündern, das Bett aus der Kammer plündern“ u. s. w.

Die müde Hack': der zudringliche oder langweilige Mensch.

Garaus: ein alter Bivatruf, wie heute das Hoch! will sagen, daß die Gläser ganz zu leeren sehen.

Un turbulent (romanisch): ein Umherläufer.

La festa da nadal: das Weihnachtsfest.

Mi Charett! mein Lieber!

La clompradura (gröbnerisch); die Baßgeige.

Spassegiada: Spaziergang.

Mercadont und *Traficant*: Kaufmann.

Igl glisner: der Heuchler.

Pfudi: pfui.

Tia bucca plaida bucca la vardad: dein Mund sagt nicht die Wahrheit.

La trumbeta da la sia artificious liberalitad: die Besaune seiner heuchlerischen Freigebigkeit.

Sagirtad: Sicherheit, Caution.

Cludeit la Bucca: halte das Maul.

Jau sunt par ir: ich bin auf dem Sprung, zu verreisen.

Or cun tei! fort mit Dir!

A la gradd: grad aus.

A l'alva di gi: mit Tagesanbruch.

Schuldau: Soldat. Pluralis: *Schuldada*.

Jau nus gavisch in vantireivel viadi: ich wünsch' uns eine glückliche Reise.

Vertical line of text or binding artifact on the left side of the page.

G. Spindler's Werke.

Classiker - Ausgabe.

LXIII.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.

Der Vogelhändler von Imst.

(Tirol vor hundert Jahren.)

Volksroman in vier Bänden

von

C. Spindler.

Zweiter Band.

„Gelbe Vögel trag' ich aus,
„Goldne Vögel bring' ich z'haus,
„Und für's Dirnl 'n Blumenstrauß;
„Aber ich hab 'n Weg n' weiten,
„Und dazu kein Roß zum Reiten:
„Da braucht's wohl 'n Kopf 'n g'scheiten?“



Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

1855.



Druck der K. Hofbuchdruckerei Zu Güttenberg in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Junker: Ich glaube, vermuthen zu dürfen, daß dieser Vogelsteller ein recht lustiges Leben führt?

Rüpel: Lustig, weil frei, und wo wäre ein Dieb, der nicht in strafloser Freiheit lustig lebte?

Junker: Ein Dieb? Rüpel, du bist unbescheiden. Dieser harmlose Vogelsteller wäre ein Dieb?

Rüpel; Nun ja doch. Zuvörderst stiehlt er unserm Herrgott den Tag ab; sodann stiehlt er den Vögeln ihre lustige Heimath und goldene Freiheit. Endlich stiehlt er den Leuten das Geld aus der Tasche, indem er ihnen den wilden Waldgesang für schöne Musik verkauft. Es ist schon oft Einer um weniger gehenkt worden.

Das alte Schauspiel vom Junker Kybis.

Auf den glückseligen Inseln, die man die kanarischen nennt, wo die afrikanische Sonne regieret, daher Wärme, Licht und Leben dort Alles durchdringen, zeitigen und in feenhaften Farbenglanz tauchen, ist das harmlose Geschlecht der gelben Silandsperlinge zu Hause, die noch heute so gerne in nordischen Wohnungen als Lust- und Freudenfänger gefangen gehalten werden. Ihre Lieder, so zauberisch durchschallend die dunkeln Haine des heißen Vaterlandes, haben schon frühzeitig in Europa die Begierde nach den niedlichen Musikanten rege gemacht. Kaufmännische Spekulation hat zur selben Zeit daraus Nutzen zu ziehen gewußt. Die Spanier, ein Volk, das vor allen übrigen die Kunst des Monopolisirens verstanden, waren lange dieses Handels Herren geblieben.

Sie hatten die europäischen Häfen ausschließlich mit den sogenannten Zuckervögeln, den Lieblingen der Frauen, versorgt. Da wollte einmal der Zufall, daß ein nach Livorno bestimmtes spanisches Schiff, das nebst andern Waaren manches Tausend von Kanarienvögeln an Bord hatte, hart an der italienischen Küste Schiffbruch litt. Während der Schrecken dieses Unfalls waren die Bauer der Vögel aufgegangen, und die goldgelben Sänger, als hätten sie's verabredet gehabt, flogen allesammt westlich und ließen sich als freie Ansiedler auf der Insel Elba nieder. — Von jenem Tage war das Handelsmonopol zu Ende, und der spekulirende Italiener holte von Elba, was er an Kanarienvögeln brauchte; und weil nun leicht zu ersehen, daß dieses zarte Geschlecht auch auf fremdem Boden heimisch zu werden geeignet, so fanden sich bald in nördlichen Ländern Leute, die aus Liebhaberei oder Gewinnsucht die allenthalben begehrten Fremdlinge in großen Parthieen hecken ließen, um die Jungen zu erziehen und zu verhandeln. Tirol, das Land derjenigen Industrieen, die, dem Anschein nach geringfügig, ansehnliche Resultate erzielen, wies auch die Zucht der Kanarienvögel nicht von sich.

Es vereinigten sich mehrere Umstände, den Markt Innsbruck im Oberinntal zum Mittelpunkt des Handels mit geschwägigen Vögeln zu machen: die eingeborne Neigung des Oberinnthalers, umherzuwandern je weiter je lieber, um ein Stück Geld in die rauhe Heimath zurückzubringen; der lange Winter, der ihm erlaubt, Beschäftigungen im Hause beharrlich nachzugehen; endlich ein fanatischer Hang zur Vogelstellerei und ein besonderes Behagen an der Abwartung, der Zählung und am Abrichten des kleinen Federvolks. Dieser Trieb, dem Gefieder nachzustellen, macht noch gegenwärtig Epoche in dem Leben des Innsbrucker. Wohl öfter legt Einer sechs bis acht Stunden in Berg und Wald zurück, um einen Fink oder

Rothkropf zu fangen, von dessen Schlag der Volksmund Rühmliches berichtet hat.

Diese Liebhaberei ist früher noch eifriger betrieben worden. Die Häuser der Reichen wie die Hütten der Armuth wiederhallten vom Gesang der Vögel des Waldes. Die hitzigsten Dilettanten scheuten nicht Zeit noch Mühe noch Kosten, um eine möglichst große Bevölkerung von Vögeln in ihren Wohnungen anzulegen. Der Hausherr mußte seinen wohlabgerichteten Staar, seine spruchreiche Umsel haben; die Hausfrau eine süßflötende Nachtigall und eine Wachtel, die unermüdliche Weckerin; die Kinder vergnügten sich mit gurrenden Tauben, an dem possierlichen Anstand des Gimpels, an der Jagdlust des Fliegenfängers.

Der Kanarienvogel wurde mit Enthusiasmus in den Kreis der heimischen Sänger aufgenommen. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit der Besorgung der Geflügel, die muthwilligen Kleinen des Hauses schleppten Taxen und Futterkräuter für die herzigen Schreier zusammen; das weibliche Geschlecht zog den zierlichen Vogel in den Bereich der Toilette; denn zum häuslichen Sonntagsstaat gehörte bald der Kanari auf dem Zeigefinger der rechten Hand. Mit diesem Schmuck, so unentbehrlich als der goldne Ring, saß die Ghevirthin am Sonn- oder Festagnachmittag im Erker ihrer Stube, vollkommener Ruhe pflegend. Mit dem Vogel auf der Hand wurden die Besuche angenommen, und eine Hauptwürze derselben waren die Erkundigungen nach dem Befinden des gelben Schäfers, die Lobreden auf seine Talente, und das zarteste Streicheln seines Gefieders. Wer sich in einem Hause einen Stein in's Brett setzen wollte, brachte beim Besuch ein Stück Zucker für den Kanari mit. Eine Frau, die etwas gelten wollte, ließ sich nicht malen, als mit dem Kanari auf dem Finger.

Während nun die Weiber die Vögel hätschelten und die Kinder mit ihnen um die Wette schrieen, handelten die besonneneren Männer damit. Gewöhnlich trat eine kleine Gesellschaft zusammen, schloß eine gewisse Summe — in der Regel fünfzig bis achtzig Dukaten auf den Mann gerechnet, ließ dafür einkaufen, was an Vögeln und andern Dingen zu einer Expedition vonnöthen, dingte einige Träger auf, deren Kopf gescheit, und deren Beine bereitwillig genug waren, vor einer weiten Reise nicht zu erschrecken, und ließ dieselben apostelmäßig in alle Welt gehen: nach England, Holland, Rußland, nach der Türkei und den levantischen Scalen. Was die grundehrlichen Träger heimbrachten, wurde redlich unter die Theilhaber nach Maßgabe der Aktien vertheilt und mit dem Ueberschusse weiter spekulirt. Die Natur gab ihren Segen zu dem seltsamen Handel, indem sie den im nördlichen Himmelstrich gezüchteten Vögeln ein schöneres und mannichfaltigeres Gefieder und trefflichere Stimmen gab, als ihnen ihr ursprüngliches Vaterland zu verleihen vermag; so zwar, daß in Kurzem kein Mensch, weder in Moskau, noch in der englischen Peerschaft, noch in des Großsultans Harem, von den Spaniern mehr einen Kanarienvogel kaufte; der Vorzug blieb den deutschen, vor allen den in Tirol gezogenen Vögeln. —

Unter Denjenigen, die den Vogelhandel betrieben, als Kapitaliendarstrecker und großartige Unternehmer, zeichnete sich in den letzten Jahren des Kaisers Karl des Sechsten der ehemalige Bäckermeister Peter Tammerl zu Imst glänzend aus. Meistens machte er seine Geschäfte allein; es war eine besondere Gunst zu nennen, wenn er dann und wann einem Freunde oder Gevatter gönnte, daran Theil zu nehmen. Tammerl war in dem bewußten Artikel der „königliche Kaufmann“ vom Imst. Seine ungemessene Vogelpassion hatte ihn in Stand gesetzt, die vorzüglichste Waare zu erzeugen, zu liefern und

einzu kaufen. Sein Unternehmungsgeist, verbunden mit seinem Vermögen, that das Uebrige. Abgesehen von dem Glück, das ihm auf der Bäckerlaufbahn, wie in jedem andern Geschäft, beständig hold gewesen, so war auch schon seines ganzen Wesens Beschaffenheit von der Art, daß Tammerls Mitbürger vor ihm Respekt haben mußten.

Der Kern dieses Mannes war durch und durch der eines wackern Tirolers: Redlichkeit, unbeugsame Freimüthigkeit, die strengste Pünktlichkeit in der Erfüllung aller seiner Obliegenheiten, von Empfindsamkeit keine Spur, aber dafür ein unerschütterlicher Grund von Religiosität und Menschenliebe. Diese letztere kostbare Eigenschaft war indessen nicht wenig verschleiert durch einen guten Beisatz von Egoismus und Stolz. Tammerl wußte sich viel mit dem selbsterworbenen Wohlstand, mit dem unbesleckten Ruf von Ehrlichkeit, den er von Vater und Mutter, von Groß- und Urgroßeltern ererbt hatte, und mit den Reisen, die er, das Bäckerhandwerk zu erlernen, und als Geselle zu betreiben, in's Reich hinaus gemacht. Er schrieb sich einen gewissen, in der Fremde erlernten Takt, eine Unfehlbarkeit zu, die freilich gar oft nicht Stich hielt; im Grunde besaß er aber nur die Klugheit, sich in Geschäften nicht betrügen zu lassen. Sein Patriotismus war steif und fanatisch. Das Ausland war ihm ein Gräuel, wenn ihm gerade nicht beliebte, dessen Vorzüge herauszustreichen, insofern es galt, einen hartnäckigen Disputirer zum Schweigen zu bringen; denn er vertrug nicht leicht eine Widerrede, wenn nicht von seiner Frau, die in allen Stücken über ihn den Scepter schwang, obgleich er's den Leuten nicht gestehen wollte. Vor Allen haßte er die Bayern und was mit ihnen zusammenhing; er wußte zwar nicht einen triftigen Grund für diesen Haß anzugeben, und hatte selbst einen Bayer in seinen Diensten, dem er nicht wenig anvertraute. Nächst dem Bayer'schen Volk haßte er indessen auch die

Hauptstädter seines Vaterlandes selbst, die Innsbrucker, in einem hohen Grade. Er hatte dort einige Jahre seiner Jugend auf den Schulen zubringen müssen, war gehudelt und geärgert worden; ferner lebte daselbst sein Bruder, ein Spezereihändler, mit dem er — wie man sagt — beständig in's Kreuz gewesen. Gründe genug für ihn, das Fegefeuer seines Knabenalters zu verabscheuen. Jene schlimme Zeit hatte jedoch eine ehrenwerthe Tugend in ihm keimen gemacht: die Liebe zu seinen Kindern. Er suchte an ihnen gut zu machen, was an ihm die allzustrengen Eltern verdorben, und wenn auch nicht selten seine Liebe die Schranken der Mäßigung und Vernunft zu durchbrechen suchte, so war doch seine Ehefrau bei der Hand, die Verirrungen der väterlichen Schwachheit zu zügeln. Sie war ein Weib von gutem Herzen und hellem Verstande, und nicht mit Unrecht ordnete sich ihr der Gatte unter. Er verehrte sie wie den Altar, predigte stets von ihr als von einem Muster aller Frauen, und hatte immer gewußt, heldenmüthig zu widerstehen den Angriffen, die seine eigene Mutter, besonders zu Anfang seiner Ehe, gegen die Schwiegertochter versucht hatte. — Zu dem Unriß des Tammerl'schen Charakters gehört noch beizufügen, daß er bei Gelegenheit abergläubisch war, wie ein altes Weib; daß er gern prahlte, hin und wieder eine harmlose Lüge sich erlaubte; daß er seine Heimath Inist für die Krone der civilisirten Erde hielt, und daß seine Passion für die Vögel, selbst unter seinen passionirten Landsleuten, für eine wunderbar ausgebildete Leidenschaft galt. Er lebte und webte in seiner Liebhaberei; er hegte eine große Menge von Vögeln aller Gattungen, hielt Colonieen von Mehlwürmern und Regenwürmern, Magazine von Ameiseneiern und Kanariensamen, Pflanzungen von Rübsamen und Vogelkräutern und Beeren jeglicher Art. Wer ein paar Stunden in der Runde eine geschickte Schlinge zu drehen wußte und den

Vogelfang verstand, war in Tammerl's Solde. Es ni-
stete in der Umgebung kein Singvogel, kein Strichvogel,
so zu sagen, passirte das Imster Territorium, von dem
Tammerl nicht die erste Kunde erhalten hätte. Gab es
nicht Vögel zu fangen, so bosselte Tammerl dennoch
allerlei, was auf seine Liebhaberei Bezug hatte: er fer-
tigte Kästche von allen Gestalten, richtete kleine Drehor-
geln ein, und damit seine Spezialvögel ab, dressirte einen
Tschaffit nach dem andern, bis er einen recht gelehrigen
gefunden, und verschmähte sogar nicht, hin und wieder
ein italienisches Buch von der „Vogelstellerkunst“ durch-
zustudiren, wenn schon das Lesen nicht sehr bei ihm in
Achtung stand und nur die Praxis, nicht die Theorie,
ihm grün in's Auge lachte.

Dieser Mann nun, mit seinen großen Vorzügen und
geringen Mängeln, war seit einiger Zeit von seiner Fa-
milie und seinen Freunden so niedergeschlagen befunden
worden, daß sie für seine Gesundheit nicht das Beste
hofften. Es floh ihn der Schlaf, der Appetit, die Hei-
terkeit. Der Gebrauch des Bades von Ulten, dem er sich
seiner Feitleibigkeit zu Ehren unterzogen, schien, statt
einer günstigen, eine schlimme Wirkung auf ihn gemacht
zu haben. Kaum, daß ein verber Scherz den Schatten
eines Lächelns um seinen Mund zauberte; kaum, daß
ein halbgeräuchertes Rippenstückchen vom selbstgeschlach-
teten Schweine — der Delikateffen erste — seinen Gau-
men einen Augenblick verführte: unmittelbar nach dem
Scherz und dem Rippenstückchen nahm ihn wieder die
schwarze Betrübnis in den Arm, um ihn lange wieder
nicht loszulassen. Höchst bedenklich war, daß gerade in
der Mitte seiner geliebten Vögel das Uebel noch ärger
wurde. Er schüttelte den Kopf beim Gesange seiner Spe-
zialen; sein Elstermännchen sagte vergebens hundertmal
in einem Athem das vielbeliebte: „Schau, schau, Peterl,
wie geht's?“ — Wenn das Staarl vom Fensterbalken

noch so oft hereintief: „Salt! wer da?“ oder: „Pfietigott, Mag!“ — dennoch wollte Tammerls Stirne sich nicht aufheitern. — „Gebt's acht,“ sagten die Leute mitleidig: „der Tammerl wird's nimmer lang machen!“ — Die Familie zerbrach sich völlig den Kopf; aber alle ihre Fragen und Muthmaßungen führten zu nichts. Tammerl sagte nicht, was ihn quälte, der Doktor fand seinen Puls und seine Zunge in Ordnung, der Beichtvater war mit seinem Gewissen zufrieden. Sein Seelenzustand wurde daher mit jedem Tage räthselhafter.

Da geschah es, daß Tammerls Vogelwärter — ein altes Mandl — starb. „Was wird Tammerl jetzt thun und sagen?“ fragten Alle, die Theil an ihm nahmen. Die Einen glaubten, die verdoppelte Beschäftigung — da des Assistenten Tagwerk jetzt auf des Herrn Schultern zurückfiel — würde den Melancholischen zerstreuen; die Andern fürchteten, das Absterben des alten Dieners würde den Meister noch tiefsinniger machen. Zur Verwunderung der Andern wurde indessen der Meister um vieles heiterer, pffiff wieder halbverstohlen sein Leibstückchen, und brütete einen kleinen Vorsatz aus, der jezo erst Gelegenheit zum Reisen hatte.

Sein Herzblättchen Martina fand ihn eines Tags, da sie hinaufgegangen war, ihren Rothkropf zu besuchen, vor des Vogels Kästch stehen, behaglich die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen, und gedankenvoll den Vogel betrachtend, der eben sein Eimerchen mit Wasser zog.

„Wie geht's denn dem Herrn Vater?“ fragte das Mädchen schmeichelnd, indem sie ihm den Daumen küßte. — „Bist da, Tina?“ fragte er freundlich entgegen: „kommst mir gerade recht. Weißt du noch, von wem der Vogel da ist?“

Martina wurde glühend roth und erwiederte, ihres Vaters Anfrage verdächtigend: „Ich weiß nicht mehr,

Herr Vater. Die Kreuzwirthin hat Dreie genannt: dem G'streichten" — „Nichtsnuß." — „Einen gewissen Oswald" — „Wieder nichts nuß. Ich will den wissen, der den Vogel gehabt hat, ehe er uns in's Zimmer ist gestellt worden."

Martina schwieg betreten. Sie fürchtete, sie wußte selbst nicht was. Doch fiel ihr alsogleich ein, daß sie erst vor ein paar Tagen dem Seraphin, dessen Name wie mit Feuer in ihr Gedächtniß geschrieben war, durch die Landzigeunerin einen Belten geschickt hatte und einen Gruß. „Wenn der Vater davon gehört hat" fragte sie sich ganz leise, und dachte mit Schauern an Ruthe und finstere Kammer. Darum schwieg sie noch hartnäckiger, bis endlich Tammerl mit einem Gesichte voll von Güte wieder anhub zu reden, und zwar auf eine Weise, die in des Mädchens Ohr wie Tanzmusik klang:

„Wenn ich mich recht besinne, so hat der Vogel dem Burschen gehört, der mir auf der Alpe Branntwein verkauft hat, und dem sie hernach seinen Enzian gestohlen haben?" — „'s wird schon sehn," versetzte Martina, die recht fein abwarten wollte, was etwa hinter den freundlichen Reden des Vaters stecken möchte. Er fuhr fort: „Wenn ich mich ferner recht besinne, so hat der Bub' ein Gesicht, wie ich's dem Peter wünschte, und es ist schade, einen Branntweinträger aus einem Kerl zu machen, der einen Vogel abzurichten weiß, wie dieses Rothkröpfl abgerichtet ist." — „Hm, hm," brummte Martina, dem Anschein nach gleichgültig vor sich hin. Tammerl wendete sich eifriger zu ihr:

„Hm, hm? das verstehst Du nicht, Frag. Der Vogel ist kapital, ich hab' nie etwas Schöneres von einer Abrichtung gesehen. Du weißt gar nicht, wie schwer es einem Rothkröpfl eingeht, das Lernen. Der Bub' muß eine ellenlange Geduld und eine glückliche Hand haben; das muß er." — Martina horchte fleißig auf, aber es kam noch besser.

„Wenn ich's bedenke,“ sagte Tammerl, indem er sich in Bewegung setzte, um auf und ab zu spazieren: „wenn ich's bedenke, so hätte meine Kanarienzucht und mein ganzes Federvolk in Bausch und Bogen weit mehr in Aufnahme gebracht werden können, wenn nicht der Broß ein so gar alter verdrießlicher Narr gewesen wäre. Nun, Gott hab' ihn selig, aber es war nichts anzufangen mit dem Menschen. Ein junger, flinker, frischer Bub' wär' allemal viel gescheiter an einem Platz wie dieser. Die Vögel gedeihen besser unter jungen freigebigen Händen. Siehst du, Martina? der Rothkropf ist noch einmal so feist und lustig geworden, weil du ihn fütterst, du lieb's Schatzl!“ —

Martina ließ sich willig von dem Vater abküssen, und dachte dabei nur: „Wenn er wüßte, daß ich dem Rothkropf immer die doppelte Portion gebe . . .!“ — Aber der Vater ahnte nicht von ferne die übertriebene Freigebigkeit, sondern fuhr fort, so lieb und gut zu segn, wie schon lange nicht mehr. „Was hat er denn nur?“ fragte das Mädchen heimlich ihren Verstand: „wenn ich wüßte, daß es zu etwas gut wäre, ich sagte ihm schon den Namen des tap-pigen Buben, den ich so gern habe, wenn gleich er mir davongelaufen ist!“

Und gerade, da Martina also fragte, fragte auch wieder der Vater, und zwar sehr entschlossen: „Denk' ein bißel nach, Tina. Wenn schon die Kinder kein Gedächtniß haben, wie soll's uns alten Leuten ergehen? Besinne Dich. Wie hieß wohl der Bube?“ — „Ja mein Gott: Seraphin heißt er, denke ich,“ platzte Martina heraus. — Der Vö-gelfreund klopfte in die Hände, und wiederholte den Namen sehr befriedigt. „Das ist einmal etwas,“ lachte er: „jetzt sollte uns der Schreibname doch noch einfallen; he?“ — „Seraphin Blaschur; da hat ihn der Herr Vater,“ erwie-derte das Mädchen kleinlaut: „was will aber der Herr Vater mit dem Buben anfangen?“ — „Das braucht noch gar niemand zu wissen,“ versetzte Tammerl, und gab der

Kleinen ein zärtliches Zwickerbüßerl: „und damit es niemand erfahre, sage ich's meinem lieben Schwäkmaul auch nicht, und damit soll's vor der Hand gut sehn.“ — „Wenn ich aber dem Herrn Vater in die Hand verspreche, daß ich nicht der Frau Nahndel und nicht der Mutter und nicht der Tante Magdalene sagen will, was der Herr Vater vorhat....?“ fragte Martina als eine echte Schmeichelfrage, und hüpfte dem Vater, der sich lächelnd niedersetzte, auf die Kniee und kratzte ihm das Kinn so freundlich, daß sie gewiß ihren Zweck erreicht haben würde, denn in einer weichern Stimmung war Tammerl noch nie gesehen worden. Aber der Zufall wollte die Verständigung nicht. Während Tina bat wie ein unwiderstehlicher Engel, und Tammerl sich geberdete wie ein Sünder, der schon zu drei Viertheil bekehrt ist, und dem Durchbruch der Gnade nicht mehr ausweichen mag, klopfte eine raube Faust, und öffnete gleich hernach die Stube. Das lange backenbärtige Gesicht des Egidi schaute herein. „Buon gi! ist Erlaubniß, zu kommen?“

„Gerade a tempo,“ erwiederte Tammerl, und schob die übel verdrossene Tochter zur Seite: „als ob ich Dich gerufen hätte, Egidi. — Geh, geh, Tina, geh jetzt hinunter. Die Jungfer Tante wird schelten, daß Du von der Arbeit so lange außen bleibst. Geh; grüße Deine Nahndel recht schön von mir, und die Mutter solle mir was rechts kochen; denn ich hab' nach langer Zeit wieder einen Wolfshunger.“

Martina wagte nicht ein Wort der Einrede, und schickte sich an, zu gehorchen. „Charetta!“ sagte der Engadiner, der sie im Vorübergehen auffangen wollte: „gibst mir nicht ein' bitsch?“ — Martina stieß jedoch den unwillkommenen Störer zornig von sich, und ging mit der übelsten Laune die Treppe hinab.

Egidi hatte sich indessen vor dem Prinzipal in Ordnung aufgestellt, seine Haare möglichst glatt gestrichen, einen Fuß, wie ein deklamirender Jesuitenschüler, in Parade vorgefetzt, und kaum war Tammerls Anrede: „Was willst

Du, Egidi?“ gefallen, so fiel auch schon die Antwort, als wie geflügelt: „Ich bin da, weil alle Leute sterben müssen, und unter ihnen ist auch gewesen Ambrosio; ich komme *tras causa da la mort des Ambrosio . . .*“ — „Wie so? willst du ihn lebendig machen?“ — „Ca nun, ca nun, Meister; nichts weniger, als das. Aber weil einmal Ambrosio gestorben, so ist darum ein anderer Fumeilg für die Utschals nothwendig, und ich möchte dem Padrun einen vorschlagen.“ — „Thut mir leid; kommst zu spät.“ — „Ca nun, ich glaube nicht. Jau hai sprouza, daß ich wirklich komme a tempo. Ich weiß einen braven Giuven, der . . .“ — „Nichtsnuß: gilt nicht, kann nicht seyn.“ — „Par amur da Dieu! das kann nicht seyn, daß es nicht seyn kann. Ich habe dem Meister schon einigemal den Giuven vorgeschlagen . . . der Meister hat aber nicht gehört, und den Egidi vergessen, und im besten Fall gesagt, es sey kein Platz. Aber oz ei dependa mei dad els, nach dem Tod des Ambrosio meinem Giuven das Uffizi zu geben.“ — „Wie gesagt, es kann nicht seyn; denn ich hab' den Dienst schon Einem bestimmt, und du sollst mir den Menschen herbeischaffen.“ — „Jau sunt a lor Cumonid. Aber ich hätte nicht gedacht, daß der Meister den ehrlichen Egidi so ganz zurücksetzen würde.“ — „Ein andermal. Jetzt aber 's Maul gehalten, und aufgepaßt!“ —

Nun erzählte Tammerl sehr weitläufig, wie lange ihm schon im Sinne gelegen, die Stelle eines Vogelwärters mit einem bewundernswerth geschickten Subjekt zu besetzen, wie ihm die Idee, gerade weil sie wegen des Ambros nicht auszuführen gewesen, Hunger und Durst vertrieben habe, und wie er jetzt alles daran setzen wollte, um seinen Mann an die Stelle des Seligen zu bringen. Kaum hatte er jedoch Seraphins Namen genannt, als ihm Egidi ohne Weiteres um den Hals fiel, und ihm bedeutete, daß kein Anderer als eben Seraphin der Schützling sey, von dem er so oft, wenn gleich oberflächlich, nur um die Bereitwilligkeit

des Herrn zu sondiren, gesprochen hatte. — Dem Bäckermeister wurde leicht im Gemüthe. Er befahl, den Burschen herbeizuschaffen. Der Engadiner redete vom Grödner und dessen vormundschaftlichen Rechten. Tammerl klopfte dafür auf seine Taschen, die von Thalern klangen. Der Engadiner erklärte sich bereit, den Buben ohne Umstände heimlich wegzuführen. Tammerl nahm das Anerbieten an; ihm lächelte der Gewalttschritt. Er stellte Schlitten, Geld und den bayrischen Kaloman zu Egidi's Verfügung, und bedung sich nur die größte Schnelligkeit in der Ausführung des Unternehmens. „Wenn's Dir nicht gelänge, den Buben zu kapern, oder wenn er Dir abgejagt würde,“ sagte Tammerl zum Abschiednehmenden, „so wollte ich lieber ein paar Ohrfeigen aushalten, denn mir liegt der Bub am Herzen, weil kein besserer Wärter für meine Vögel lebt, und weil aus dem geschickten Buben eine Säule für mein Geschäft hervorgehen wird, wie ich nicht zweifle. Also mach' deine Sachen wohl, und reiß aus, um bald wieder da zu seyn!“ — Der Engadiner versicherte, im Fall der Noth schon mehr als eine Sehne am Bogen zu haben. Dennoch wollte er vorläufig den kürzesten Weg versuchen. „Wenn wir einmal den Buben haben, so behalten wir ihn auch,“ sagte er zum Lebewohl. Und Tammerl, abermals auf seine Thaler klopfend, sagte: „So behalten wir ihn auch!“

Der arme Seraphin ließ sich freilich nicht träumen, daß die Flur da Marcau von Imst von solcher Sehnsucht nach seiner Person besessen war. Er zappelte ungeduldig in den Schlingen seines zweideutigen Freundes Egidi. So plötzlich und gewaltsam aus dem ihm behaglich gewordenen Leben herausgerissen, vermochte er sich alsobald keinen Begriff von der Gestaltung seiner Zukunft zu erschaffen. Die lange Winternacht, die er auf dem rastlos dahinstürmenden Schlitten zubringen mußte, verwirrte seine Gedanken so erbärmlich, daß er nicht von fern daran dachte, daß Tammerl, der Vater Martina's, auch Egidi's Padrone sey, was ihn um

ein Beträchtliches nachgiebiger gemacht haben würde. Er überhäufte, so oft sein Entführer ein aufmunterndes Wort an ihn richtete, ihn mit Vorwürfen aller Art; nannte ihn einen schlechten Menschen hin, einen falschen Dieb her, und wollte sich nimmer zufrieden geben. Das Spottgellächter des bayrischen Kölbl und die spaßhaften Tröstungen Egidi's vergrößerten nur sein Mißbehagen, das von der unbequemen Reise und der Nacht voll Hunger und Kälte ohnehin genug gesteigert worden war.

Endlich brach der blasse Morgen an, und der Schlitten hielt vor einem schlechten Wirthshause in einem Dorfe, weit jenseits der Finstermünz. Schon eine Weile zuvor hatte Egidi dem Knaben sehr ernsthaft eröffnet, daß ein jeder Versuch zu entspringen kindisch seyn und vereitelt werden würde. Eben so wenig solle der Gefangene wagen, irgend einen Menschen mit Worten um Befreiung anzugehen, wenn er nicht viel schlechter behandelt seyn wolle. Dagegen werde ihm Freude und ein sorgenfreies Leben lachen, wenn er gutwillig sein Schicksal trage. „Es ist kein schlechtes Uffizi, das bei meinem Meister, das ich für Dich erbeten,“ endigte der Engadiner: „zudem, was verlierst Du am purgätieri beim Grödner? Jgl ei meglia parsuls, c'en mala compagnia. Herr Tammerl ist ein Mann voll raschun a liberalidad und die Gesellschaft in seinem Hause wird deine bonas Damanouzas nicht verderben.“ —

Dem jungen Menschen fiel's wie Schuppen von den Augen. Tammerl? ei ja; das war etwas andres. — Seraphin begütigte sich daher wunderbar schnell, und faßte ein großes Vertrauen zu seinem Entführer. Er ließ sich das erste Neujahressen schmecken, und horchte lüstern auf die weitem Erläuterungen des engadinischen Menschenräubers. Je mehr derselbe von seinen Geheimnissen verrieth, je wohler fühlte sich der Geraubte. Eine Qual nach der andern fiel von seiner Seele, und in der Kirche, die von

den schnellreisenden Christen, dem Feiertage zu Ehren, besucht wurde, dankte Seraphin inbrünstig für seine Befreiung, die er noch kurz zuvor eine Schandthat gescholten hatte. Dieser Leichtfinn, der Jugend wunderbare Fähigkeit, sich an einen plötzlichen Wandel der Dinge zu gewöhnen, half dem jungen Blaschur zur rosenfarbigsten Laune. Niemand war plötzlich munterer als er; keiner von den drei Flüchtlingen drang so eifrig wie er auf die schnellste Fortsetzung der Reise. Er hätte jedem Ross am Schlitten vier Hülsbeine wünschen mögen, und es war ihm ein bitteres Leid, daß erst spät in der Nacht das Ziel der Fahrt erreicht werden konnte. — Egidi führte seine Beute vorläufig in sein Quartier und bettete ihn so gut als er vermochte. Die Zärtlichkeit, die der Engadiner dem Knaben erwies, that dem Müden unaussprechlich wohl, konnte er sich auch nicht erklären, womit er sie verdient haben möchte; denn Egidi war nicht der Gefühlvollen einer, sondern hart, wie Stahl, und selbstsüchtig, wie nur je einer seiner Landsleute gewesen.

Am folgenden Morgen saß in Tammerls Hause die ganze Familie beim Frühstück. Der Herr des Hauses, ein bißchen überwacht in Folge der Neujahrsnacht und des festlichen ersten Januars, nahm einen der beiden Lehnstühle in der Wohnstube ein. Vor ihm stand ein ehrliches Stück kaltes Rindfleisch und eine Caraffine mit Wein nebst dem silberverzierten Becher aus Kokosnußschale. Er aß nicht, er trank nicht; er zählte heimlich an den Fingern die Minuten ab, die Ankunft Egidi's erwartend. Ihm gegenüber, im zweiten Lehnstuhl, prangte seine Mutter, eine alte, aber noch rüstige Frau, von strengen Zügen, die weit mehr an mißbilligenden als an zufriedenen Ausdruck gewöhnt schienen. Frau Martha frühstückte Milch mit Eiern und Honig, und theilte davon einem alten fetten Hunde mit, der an ihrer Seite gravitatisch einen grünen Polster einnahm. Neben dem Hausherrn saß die Ghevirthin Ma-

rienne, wohlbeleibt, und besonnenen Anstands, wie sie schon in Burgeis bewundert worden, und speiste Suppe mit der vom Morgenschlaf noch glutrothen Martina. Am obern Ende des Tisches befand sich die Tante Magdalene, eine Schwester der jüngern Frau Tammerl, und nippte bedächtig von einem Kräuterthee, den sie, eingebildeter Brustschwäche halber, als Frühstück zu genießen pflegte. Auch sie war in Gesellschaft von zwei Sunden, die jedoch so zierlich und nett waren, als der Frau Martha Lieblingshund ungeschlacht und plump. An Jungfer Magdalenenens Person war ebenfalls alles bis auf das Geringste des Anzugs niedlich und sauber, als wäre sie aus einem Schächtelchen gezogen worden, und in ihrem ganzen Außern machte sich ein greller Gegensatz zur derben und schwerbürgerlichen Behäbigkeit der beiden andern Frauen bemerkbar.

Jungfer Magdalene Promberger, zehn bis zwölf Jahre jünger als Frau Tammerl, hatte aus ihrer Blüthenzeit einen gewissen Reiz hinübergenommen in das reifere Alter, der den Frühling des Lebens in einer glücklichen Widerspiegelung nachahmte. Die ganze Person war von einer blendenden Weiße, das dunkle Haar wohl erhalten, das dunkle Auge voll milden Glanzes, der recht wohl that. Das hübsch geformte Gesicht ermangelte zwar nicht der Fältchen, aber diese waren so leise und zart über die Stirne gezogen, daß sie kaum zu bemerken. Der Hals, die Arme und Hände der Jungfer waren blendend, voll und wohlgestaltet, die Finger dergestalt geschont, daß leicht zu sehen, wie sie schon lange nicht mit einer mühseligen Arbeit beschäftigt gewesen. Die äußerste Reinlichkeit der Kleidung trug viel bei, die Erscheinung Magdalenenens zu einer angenehmen zu machen. Von den weißen Strümpfen bis zu der Haube, deren Schnitt Magdalene eigens für sich erfunden, und die etwas mädchenhaftes hatte, war nicht der geringste Fadel zu erheben. Das Mieder war gefällig ausgeschnitten, damit der Nacken, von achtfacher Grana-

tenſchnur geſchmückt, ſein Recht behauptete. Des Schlen-
 ders Aermel gingen nur bis zum Ellbogen, damit der
 hübsche Vorderarm ſich gemächlich aus den feinen Man-
 ſchetten des Aufſchlags hervorthun konnte; ſchwarze Halb-
 handschuhe erhöhten die Weiße der Hände. Und über das
 Antliß, von gar ſchwacher Roſenfarbe umdämmert, war
 eine Ruhe, eine Reſignation verbreitet, wie ſie bei tauſend
 überreifen Mädchen nicht zu ſehen. Frömmigkeit und
 Milde hatten ihren Platz auf der Stirne Magdalenens, in
 ihren Blicken, auf ihrem Munde genommen. Wer die
 Jungfer zum erſtenmal ſah, fragte ſich, überrascht von ihrer
 ſtillen Goldſeligkeit, wie es wohl gekommen, daß die Ein-
 ſamkeit ihr Loos verblieben? Ihr Benehmen, ihr Anſtand,
 die Art ihrer Beſchäftigungen ſchienen ſie in einen weit höhern
 Kreis der Geſellſchaft zu verweiſen. Die Mittelbürgerklaffe
 war nicht die ihrige. Sie fühlte das ſelbſt, die gute Mag-
 dalene, und war darauf etwas eitel. Das ſtolze Bewußt-
 ſeyn machte indessen, daß ſie mit exemplariſcher Ruhe alles
 Bittere ertragen konnte, womit jenes Mißverhältniß ihr
 Leben ſchon vergällt hatte.

In die Mitte dieſer Familie trat auf einmal Seraphin
 an der Hand des Engadinerſ. Seine Anfunft war für
 Alle — Tammerl ausgenommen — eine große Ueberra-
 ſchung. Martina wußte nicht, wohin die Augen drehen,
 nicht, auf welche Weiße die freudige Beſtürzung verbergen,
 die ſich ihrer bemeiſterte. Sie hob an, um Faſſung zu
 gewinnen, mit Magdalenens Hunden zu ſpielen, und ver-
 ſteckte ihre brennenden Wangen in dem Pelz der niedlichen
 Creaturen.

Seraphin machte große Augen, und fand kaum ein
 Wort, die Fragen des Meiſters zu erwiedern. Er ſchielte
 ängſtlich nach Martina, aber die ſtrengforſchenden Wie-
 nen der Frau Martha machten, daß er auf ſeiner Hut
 blieb. „Aber, in Gottesnamen, was willſt Du mit dem

Buben anfangen?" fragte Frau Marianne. — „Das ist meine Sache,“ antwortete Tammerl kurz und selbstherrlich. Er betrachtete mit Blicken, die man hätte verliebt nennen können, den jungen unfreiwilligen Ausreißer, ließ ihm ein Glas Wein geben, und trat, nachdem er sich angekleidet, mit dem Jungen den Weg nach Tarrenz an, woselbst Tammerls Hauptvogelkolonie angesiedelt war. — Ein Schuhlicker bewohnte im Erdgeschoß des Häuschens eine Stube, und machte den Beschließer und Kastellan des Orts. Aus des Schuhlickers Stube ging eine Leiter kerzengerade zur Decke empor, woselbst sich eine Fallthüre in das obere Gemach öffnete. In dem letztern befanden sich die Vögel, fünfzigerlei Gattungen durcheinander: in Kästchen, zwischen Fenstergittern, auf Stangen, viele frei hin und herfliegend. „Du wirst vor der Hand bei diesem ehrlichen Mann bleiben und Dich als Vogelwärter einrichten,“ befahl Tammerl: „Du wirst hier außen verweilen, bis Deine Angelegenheiten zu Hause in Ordnung gebracht seyn werden; denn in der Stadt“ — Tammerl nannte sein liebes Imst nur selten einen Markt, und berief sich gern auf einen alten Fürstenbrief, der dem Markt die Rechte einer Stadt verliehen, wovon indessen Imst niemals Gebrauch gemacht — „denn in der Stadt würde Dein unversehenes Erscheinen alle böse Mäuler und Schnäbel raschen machen. Sey derweil getrost, der Egidi wird Dich oft besuchen, und, wenn die Witterung schön ist, kommen wir wohl alle dann und wann heraus.“ — Hierauf gab der Meister seinem neuen Diener die weitläufigsten Verhaltensregeln, und empfahl ihm die strengste Pflichterfüllung, damit die verschiedenen Verluste, die sich seit ein paar Monaten ergeben, ausgeglichen würden, und endigte mit den Worten: „Thue dein bestes, Du bist geschickt, geduldig und hast einen guten Kopf! Ich werde Dich niemals stecken lassen.... und jetzt leb wohl, damit ich noch zu Tisch nach Hause komme.“ —

Die Verweisung nach Tarrenz, in die Gesellschaft des mürrisch aussehenden Schuhflickers, war nun freilich ganz und gar nicht nach Seraphins Geschmack. Er hatte von ganz andern Annehmlichkeiten geträumt. Schier wollte ihn gereuen, dem Engadiner unterwegs nicht entsprungen zu seyn. Dennoch — nachdem er einige Thürchen verschluckt, und überlegt hatte, daß er noch jung sey und ihm eine lange Zeit zum Zuwarten bleibe, ohne alle Gefahr — faßte er wieder guten Muth, und handelte zutraulich mit dem Schuhflicker an, der seinerseits ein weit besserer Kerl war, als sein grobes und schmutziges Fell vermuthen ließ. Er versorgte das kleine Hauswesen wie eine Magd, kochte, segte, spülte die Geschirre und ließ dem jungen Blaschur gerade nur die leichteste Arbeit. Er plauderte nicht ungern, wußte eine Menge Geschichten, und meinte es nicht schlecht mit seinem neuen Gefährten. Je hartnäckiger der Krieg gewesen war, in dem der Schuhflicker mit dem seligen Bros immerdar gelebt hatte, um so vollkommener war ihm der Friede mit Seraphin, der von ihm zu lernen hatte, und sich nicht unterstand, etwas besser wissen zu wollen.

Während in der Bogelkaserne zu Tarrenz alle Dinge sich zu einem Zustand friedlicher Ruhe ausbildeten, wurde Herr Tammerl zu Hause scharf auf's Korn genommen. Der Tag und Abend war leidlich vergangen; kaum, daß ein paarmal, als wie von fern, des neuen Dienstburschen erwähnt worden war. Aber die Stunde, da man zu Bette geht, wurde für Tammerl die Stunde eines ernstlichen Verhörs. Frau Marianne hatte ihre Nachthaube aufgesetzt, und vor dem Kammeraltar ihr Gebet verrichtet. Tammerl saß vor dem Ofen und machte nicht ohne Mühe die Schnallen seiner Schuhe auf. Da fragte ihn die Ehefrau in einem Tone, der Ehrfurcht und Aufmerksamkeit forderte: „Wirßt Du mir jetzt einmal sagen, Peter,

was der sonderbare Handel mit dem Branntweinbuben bedeutet? Du wirst wahrhaftig mir nicht glauben machen wollen, daß der Kummer, der Dich ein paar Wochen geplagt, mit dem Burschen zusammenhängt? Du bist ein Mann mit viel Fett unter der Haut. Solche Leute geben nicht einer jeden Grille mit kindischer Eilfertigkeit nach, und wär's gerade nur aus Bequemlichkeit. Darum sage mir frei heraus, was Dich bewegen konnte, den Burschen, an den kein Mensch gedacht, so hastig holen zu lassen, als wenn dein Seelenheil von dem armen Narrn abhinge? Sag' mir's fein ohne Umschweif. Du weißt, daß Du vor mir kein Geheimniß haben sollst."

Frau Marianne hätte allerdings ihren Spruch etwas heftiger aufgesagt, wenn sie gewußt hätte, daß mit Seraphin sogar diebischerweise verfahren worden war. Aber ihre gelassene, obschon gemessene Anforderung bewog schon hinlänglich den Gatten, nicht länger ein Schloß vor dem Munde zu behalten. Er bemerkte nur etwas kleinlaut: „Es thut mich schier grausen, Dir alles zu erzählen, Marianne. Aber — wenn ich Dich fürchten mache — so denk', daß ich nichts dafür kann, und daß Du selber es gewollt hast.“ — „Fürchten, fürchten?“ lächelte die Frau: „ach Du mein Peter, was sagst Du da? Als ob ich mich so leicht fürchtete! Und was kann denn mit jenem Buben seyn, daß man davor zu erschrecken hätte? Geh, geh, und sey gescheit. Ich werde nicht Angst haben, aber wohl mich über Deinen Leichtsinns ärgern müssen; denn, was gilt's, Du willst mir etwas aufheften? was ich Dir jedoch nicht rathen möchte, denn ich werde böse, wenn ich in ernsthaften Dingen belogen werde.“

Tammerl kopfschüttelte. „Laß mir nur ein paar Minuten Zeit, daß ich mir alles im Kopf in Ordnung lege,“ sagte er mit dem Jeremiaßgesicht, das er manchmal annahm, wenn ihm ein dornichtes Geschäft bevorstand. Die Frau erwiederte, indem sie sich zu Bette legte und die

Decke bis 'an's Kinn heraufzog: „Nur nicht zu lang, bitt' ich schön. Ein wahrer Mund hat die rechten Worte gleich zur Hand. Und, merk' dir's, Peter, ich weiß perfekt, wann Du mich belügst.“

Während dieser Zwischenreden war auch Tammerl zu Bett gegangen. Die Nachtlampe brannte hinter dem mächtigen Kachelofen, eine mäßige Helle verbreitend. Alles im Hause war still. Tammerl legte sich auf seine linke Seite, Marianne auf ihre rechte; er, um zu reden, sie, um zu hören. Aus den blaugestreiften Deckbetten schauten nur die Köpfe mit den Nachtmützen und Tammerl's linke Hand, worauf er manchmal seine Wange stützte, wenn sie nicht gerade abenteuerlich agierte zu der wunderlichen Erzählung, die er jetzt begann:

„Es ist ein paar Tage nach Martini gewesen,“ — sagte Tammerl — „ich habe das Datum in's Gebetbuch eingeschrieben, da bemerkte ich zu meinem Verdruß, daß mir zu Tarrenz und hier im Hause auf einmal mehrere Vögel — meistens Canarini — frepirt waren. Ich schalt den Bros wacker aus, und warf die Todten weg. Aber vom Tag an war's wie verhert. Drauf und drauf verkümmerten mir immer mehrere. Ich überzeugte mich, daß der Alte keine Schuld hatte, aber die Vögel starben und auch die Spezialvögel waren nicht ausgenommen. Das war hart. Ich mochte gar nichts davon sagen, denn die Neider und Mißgünstigen hätten gelacht, und ich schämte mich als ein erfahrener Mann dem Unwesen nicht steuern zu können. Der Bros mußte das Maul halten, und selbst dem Schubflicker verbarg ich meinen Verlust, indem ich vorgab, viele Vögel verkauft zu haben, die ich aber in der That mausetodt in einem Sacke weggetragen. So sind mir ungefähr hundert und dreißig Stücke umgestanden, und ich war in der bittersten Sorge, alle zu verlieren. Es fruchtete kein Mittel, es war so zu sagen eine Pest unter den Thieren eingerissen. Um nicht meinem Kredit einen Stoß zu

geben, schwieg ich fort und fort, wie eine Mauer, und wartete ab, und laborirte, ohne daß das Uebel abgenommen hätte. Da verlegte ich mich endlich auf's Beten, und verlangte inbrünstig von oben einen Wink und Fingerzeig; denn ich war nahe daran, eines ganzen Jahrs Mühe, Aufwand und Sorge zu verlieren, und für das nächste meinen Handel aussetzen zu müssen. — So saß ich eines Nachmittags — ich hab' mir auch jenes Datum aufgezeichnet — draußen in der Stube neben der Wanduhr — Du bist bei der Gevatterin auf Besuch gewesen, und die Martina mit der Magdalene waren beim Bewerl — und betrachtete tief-sinnig das Schwarzplattl, das als wie krank mit aufgepausten Federn auf dem Stangel hockte; betrachtete auch den burgeiser Rothkropf, der so gesund wie ein Vogel im Wald dasaß, und sein feierliches Stückl pfiß, und dachte bei mir selber: „Warum ist denn nur der Rothkropf so kerngesund, und meine andern Vögel geh'n so schmählich zu Grund?“ Wie ich nun so dasitzte und die Füße vor mich hinstreckte, und den Sonnenschein betrachtete, der die Fensterrahmen auf den Boden malte, so geht die Thüre leise auf, und herein kommen drei Personen: der Bros, ein junger Mensch, den er an der Hand führt, und — stell' Dir vor — mein Vater selig, wie er geleibt und gelebt hat.“

Frau Marianne machte eine ungeduldige Bewegung. Ihrer Einrede zuvorkommend, eilte Tammerl, seine Erzählung fortzusetzen. „Du kannst mir's glauben,“ sagte er, „ich lüge gewiß nicht: der Vater selig. Du erinnerst Dich noch, he? die gelben kurzen Hosen, der müllersfarbige Janker, der Hut mit den breiten Krempe und mit der Goldquaste. Er hatte seine Brille in der einen und das Schnupftüchl in der andern Hand, und wischte an der Brille, wie er in seiner letzten Zeit zu thun pflegte, als schon die Gläser seinen alten Augen nichts mehr helfen wollten. — Wie ich ihn sehe, bin ich recht er-

freut, stehe auf und grüße ihn freundlich. Er thut den Mund auf und spricht“

„Halt! wer da!“ rief der plötzlich erwachte Staar vom Fensterbalken. — Die Eheleute erschracken beide heftig, und duckten sich unter das Deckbett. — „Pfietigott, Naß, Pfietigott!“ kam zweimal hinterdrein. — „Das war das Staarl!“ sagte Tammerl aufathmend. — „Dummes Thier! wie es mich erschreckt hat!“ lachte die Frau, Herz fassend. „Wie ging's weiter?“ fragte sie nach einer Pause den verstummten Eheherrn.

„Also, der Vater selig that den Mund auf, und sagte: „Na, Peter, das ist eine brave Geschichte mit deinen Vögeln. Hab' ich dir nicht tausendmal gesagt, daß bei dem Handel nichts herauskommen würde?“ Er putzte seine Brille immer eifriger, und sah erschrecklich böse und spöttisch aus. „Herr Vater,“ antwortete ich ihm, „der Handel wär' nicht aus, wenn mir nur die Vögel nicht frepirten. Was meint aber der Herr Vater, der jetzt doch alles besser wissen muß, was dabei zu thun sey?“ Verstehst Du, Marianne, ich wußte gar wohl, daß der Vater in der Ewigkeit ist, redete aber doch mit ihm, als wär' er am Leben, so wie ich. Wie er denn nun zu seiner Zeit die Gewohnheit hatte, von seiner Strenge nachzulassen, wenn man ihm nur in allen Stücken Recht gab, so machte er's auch jetzt. Er bückte sich vorwärts, und sagte mir in's Ohr: „Wenn Du deine Sachen wieder aufbringen willst, so mußst Du den Buben hier zu Dir nehmen. Er hat eine glückliche Hand. Der Peter ist ein sifriger Kerl. Er wird Dir nichts als Herzeleid machen. Aber der Bube da ist ein Glückskind und bringt einmal dein Haus in großen Flor. Denk', ich hab's gesagt.“ — Wie ich nun den Buben betrachte, so ist mir, als hätte ich ihn schon einmal gesehen, und zwar noch nicht vor langer Zeit. „Was sagst Du dazu, Bros?“ frage ich den Alten, der ganz stumm daneben stand. Er sagt aber kein Wörtl, schaut verdrießlich drein.

Worauf der Vater selig noch heimlicher zu mir: „Wie magst Du doch den Bros fragen? Der Heiter ist ja am Sterben, und wenn du nicht den Buben an seinen Platz thust, so gehen Dir alle Vögel drauf.“ Somit hat er sich umgekehrt, und zu dem Rothkröpfl hinaufgeschaut, und wie ich zu ihm ging, ihm die Eigenschaft dieses raren Vogels zu erklären, hab' ich den Vater auf einmal nicht mehr gesehen, und den Buben nicht, und den Bros auch nicht. — Da hast Du die ganze Geschichte.“

„Eine saubere Geschichte,“ nahm die Frau, wenn auch im Innern etwas von Furcht befangen, das Wort: „Peter, Peter, Du hast geträumt! In Deinem Nachmittagschlummer sind Dir allerlei wunderliche Gestalten vorgekommen, die Du jezo für übernatürliche ausgibst.“ — „Weib,“ entgegnete Tammerl gereizt, „Du sprichst da frevelhaft, und würdest es nicht thun, wenn Du selber den Vater im müllerfarbigen Janfer gesehen hättest. Hat er etwa nicht recht gehabt? Ist der Bros nicht gleich darauf gestorben, und das Gesicht des Buben, ist mir's nicht vom Augenblick an so lebendig vor dem Gedächtniß gestanden, als ob es, seitdem es auf der Welt ist, mit uns am Tisch gefessen hätte? — Kurz und gut, ich glaube steif und fest an des seligen Herrn Vaters Vorhersagung, und Du wirst schon sehen.“

Marianne erwiderte nichts mehr. Sie kannte den Aberglauben ihres Mannes, und vielleicht war sie selber nicht ganz frei davon. „Im Grunde,“ dachte sie, „was liegt daran, ob dieser Bube jezt in unserm Dienste ist, oder ein anderer? Ich will dem Tammerl seine Grille lassen, wenn er dadurch zufrieden gestellt wird.“ — Mit diesen leutseligen Gedanken schlief sie ein, als der durch sein Geständniß erleichterte Tammerl längst schon schnarchte. — —

Während im Tammerl'schen Hause alle Dinge ihren gewohnten Weg gingen, und Martina sich heimlich auf den

ersten leidlichen Sonntag freute, um mit der Familie einen Spaziergang nach Tarrenz zu machen, wurde Seraphin von seinem ehrlichen Schuhlicker in allem, was auf den Meister und die Seinigen Bezug hatte, unterrichtet. Schon am zweiten Nachmittag sagte der erfahrene Praktikus zu seinem Hausgenossen: „Komm her, setz' Dich zum Ofen. Wir wollen eins plaudern; denn Du bist ein kluger Bursch, und ich bin auch einmal jung gewesen, und es hätte mir wohlgethan, wenn ich einen Graukopf gefunden, der mir immer gesagt hätte, wie der Boden beschaffen war, auf dem ich stand. — Vor allem von dem Meister Tammerl zu reden, so sage ich Dir, daß Du bei ihm ein Glück machen kannst, wenn Du's beim rechten End' anpackst. Erstens mußt Du beim Leisten bleiben, nämlich thun, was Dein Dienst verlangt, und um alles übrige Dich nicht bekümmern. Zweitens mußt Du dem Herrn gar niemals widersprechen, sondern immer thun als ob Du seiner Meinung wärst. Drittens mußt Du noch mehr als den Herrn die Frau respektiren, denn sie ist eigentlich der Mann im Hause. Viertens mußt Du der alten Martha fein aus dem Wege gehen, denn sie ist zu Zeiten schiech und harb, und liebt die ganze Welt weniger als ihren Hund. Fünftens beleidige die naseweise Martina nicht, denn der Meister ist in sie vernarrt, wie ein Affenweibchen in sein Junges.“

Seraphin wurde im Gesicht wie ein Feuerbrand. Fast hätte er dem Pechmännel in den Bart gelacht, so lustig kam ihm der Verdacht vor, als könne er sich je versucht fühlen, den Gegenstand seiner innigsten Zuneigung zu beleidigen.

„Sechstens,“ fuhr der Schuhlicker fort, „laß' den Sohn, den Peter, ruhig seine Strafe gehen, wenn er einmal wieder nach Hause kömmt. Für jetzt ist er zu Innsbruck, die Bäckerei zu erlernen. Nun, es wird nicht viel aus ihm werden, denn der Bursch ist eine verdrießliche Schlafhaube, und wird nimmermehr mit Freude an eine

Arbeit gehen, oder in der Nacht mit hellen Augen wachen. Er ist boshaft; weiß Gott, von wem er das geerbt hat, wenn nicht von der Großmutter Martha, denn seine Eltern haben ein gutes Herz."

Seraphin wurde mißvergnügt, des jungen Peter gedenkend. Eine dunkle Ahnung, als würde ihm dieser manches zu schaffen machen, regte sich auf dem Grund seiner Seele.

Der Schubflicker sagte ferner: „Siebentens empfehle ich Dir in allen Nöthen und Aengsten, die etwa Dein Herz bedrängen möchten, die gute Tante Magdalene. Sie ist gewißlich die allerbeste von den vier Ma=Ma, die bei Tammerl regieren. Sie ist eine Art von Schutzpatronin für Jeglichen, der sich vertrauensvoll an sie wendet. Frage die Armen weit und breit, vor allen aber die verschämten, die ihre Noth zwischen vier Wände einschließen, und in dem Glauben, der da Berge versetzt, geduldig warten, bis eine Hand vom Himmel herunterlangt, und Manna träufelt in den Morast ihres alltäglichen geheimen Glends. Glaub' mir, Bub', die Magdalene Brombergerin laß' nicht aus Deinem Gedächtniß. Sie weiß selber, was es ist, unglücklich zu seyn, und darum hilft sie gerne, wo und wie sie nur kann.“

Seraphin schüttelte zweifelnd den Kopf. „Sieht sie doch aus, wie ich mir die vornehmste Stadtfrau denke. Ich möchte ihr Gewand nicht mit einem meiner Finger anrühren, aus Furcht, es zu beschmutzen. Hat sie nicht Gold auf der Haube, an ihrem Nieder und Aufschlag, Perlen von ich weiß nicht was, um ihren Hals? Was redest Du von Unglück?“

„O Du mein Patscher!“ lächelte hierauf der Alte, und warf einen Blick in seine Erinnerungen zurück: „Ja wohl ist die Jugend eine leichtsinnige Rechnerin. Sie nimmt, was glänzt, für Gold. Ei ja, die Augen werden uns schon aufgehen, mein Sohn. Unter dem reichsten Kittel schlägt

oft ein blutarmes Herz; doch, das ist schon eine uralte Wahrheit, wie die, daß wir alle sterben müssen. Ein braves Herz ist jedoch niemals ganz arm und verlassen; es findet in sich selber einen Goldkern. Die Bravheit selber ist schon ein großer Reichthum, und den besitzt auch die Jungfer Magdalene. Es liegt ihr somit wenig daran, daß sie auch Geld und Gut besitzt: ein Haus im Obermarkt, ein Gütl im Dexthal, eine herzige Sommerfrisch im Selrain, zwei Almen mit Kaser und allem, was dazu gehört, und ein feines Stück Geld, wer weiß, wie viel?"

"Sapperlot!" rief Seraphin: „das ist ja meiner Treu wie eine Grafschaft. Mich wundert, wie noch kein Graf dazu sich hat finden lassen?"

Der Schuhlicker nickte pffrig mit dem Kopfe, und versetzte: „Hat sich schon, hat sich schon gefunden. Wenn kein Graf, so doch ein Freiherr oder ein anderer vornehmer Edelmann, und das edelmännische Wesen ist eben von Kindesbeinen an der Jungfer helles Unglück gewesen. Du mußt wissen, daß die Prombergerischen von Natur nicht so gewaltig reich gewesen sind. Der Großvater soll gar nur ein Fürseher am Brenner gewesen seyn. Item: er hat mit Roß und Maulesel, mit Fuhrwerken und Fässern zu handeln angefangen, und ein hübsches Vermögen von den Säumern und andern gewonnen. Der Vater hat am Brennichel einen Hof gehabt, und recht ordentlich gelebt. Da kommt einmal zu ihm eine vornehme Edelfrau von Innsbruck — sie ist eigentlich aus der Steiermark gebürtig gewesen — und sagt ihm: „Promberger, dein jüngstes Madl gefällt mir wohl. Vertraue sie mir an; ich will sie erziehen lassen und Du sollst Freud an ihr haben.“ — Was hat der Promberger thun wollen? Er ist ein Wittiber gewesen, daß Gott erbarm, und die Madln wollten nicht recht bei ihm gedeihen. So hat er denn der Frau Gräfin die Magdalene gegeben, und die andere zu einer Verwandtin in Imst. Das Lenl ist ein herziges Narrl

worden, und so vornehm und herrisch, wie die Gräfin selber; hat in Freuden und Kostbarkeit gelebt, und ein Landshauptmann wär' ihr zum Mann nicht zu hoch gewesen. Was geschieht? Der alte Promberger war schon todt und die Marianne an den Tammerl verheirathet, da will auch die Lenerl heirathen: nämlich einen vornehmen Herrn Von, der bei der Regierung zu Innsbruck etwas gewesen ist. Es ist auch alles in Ordnung gewesen, ist auf einmal während der Brautzeit selbige Gräfin an einer kurzen Krankheit verschieden, und hat ihr halbes Vermögen der Magdalene verschrieben. Gut, die Hochzeit war aufgeschoben, und da steckt der Hacken. Was dazumal passirt ist, weiß kein Mensch recht genau. Item: wie die Hochzeit hätte seyn sollen, und Braut und Bräutigam standen schon vor'm Altar, so kommt ein Weibsbild daher, frank und frech, und macht Einsprache, und der Herr Von läuft voll Schand und Spott zur Kirche hinaus, und die Hochzeiterin ist als wie zerrüttet gewesen. Ist demnach die Hochzeit nicht nur aufgeschoben, sondern auch aufgehoben worden. Darauf ist die Lenerl anher gekommen, und hat in Stille und Zurückgezogenheit bis heute gelebt und vom Heirathen nichts mehr wissen wollen. Item: 's ist auch Keiner zum Anfragen gekommen; denn für einen Burgersmann ist sie zu vornehm und für einen Edelmann ist selbige Einsprach und Beschämung ein Stein des Anstoßes. Natürlich. Aber die Magdalene wird dereinst im Himmel nicht allein seyn, sondern unter den fürnehmsten gottseligen Jungfrauen sitzen, weil sie schon auf Erden trägt die Krone der Barmherzigkeit."

Der Schubflicker wurde in der Lobrede der Jungfer Prombergerin so warm, daß er in eine Art von Verzückung gerieth, sich mit ausgespannten Armen gegen das Bild der heiligen Mutter wendete, und, auf seine Kniee gesunken, in die Worte ausbrach: „O Königin der Himmel, nimm jenes vortreffliche Weibsbild unter

deinen Schutz = und Gnadenmantel, daß ihr Leben voll Freuden und ihr seliger Tod ohne Leiden sey!"

Als der Eifrige bemerkte, wie erstaunt Seraphin ihm zusah, sprach er, wieder ins Geleis des Alltagslebens zurückkehrend, mit Rührung zu dem jungen Menschen: „Lache mich nicht aus, Bub'. Die Lenerl hat allen meinen Leuten, meiner Schwester, meiner seligen Frau, meinem verstorbenen Sohn, und mir alten Krüppel selber unzähligemal geholfen und unter die Arme gegriffen. Daher kenne ich sie auch, wie meine eigene arme sündige Seele.“

„Sie ist also eine recht brave Frau, und ohne Zweifel hat sie ihrer Schwester Tochter recht lieb?“ fragte, wie eine Kacke hinten herkommend, der Knabe, den die unschuldigste Liebe verschmigt machte, was die Natur bei ihm unterlassen hatte.

„Ei, zum Fressen hat sie die Martina gern: was sag' ich? zum Anbeten lieb,“ lautete die Antwort: „Sie hat schon vielmal gesagt, sie wolle nicht, daß es dem Kinde jemals traurig gehe, wie es ihr ergangen. Sie will haben, daß das Kind glücklich sey.“

„Das ist wacker von der Tante,“ rief Seraphin, und nahm sich vor, die Jungfer mit den Jahren schon zu überreden, daß sie zwischen ihm und Martina eine Heirath stifte.

Derweilen fuhr der Schubflicker fort: „Und damit sie glücklich werde, nämlich die Martina, soll sie, nach Vorschrift der Tante, einmal gar nicht heirathen, und dafür in's Kloster gehen.“

„Oho!“ platzte Seraphin heraus, denn ihm war, als hätte ihm der alte Schubkünstler einen Eimer voll kalten Wassers über den Kopf gegossen. „Die schieche Tante!“ zürnte er in Gedanken. Aber der Erzähler gab kaltblütig noch den Trumpf: „Wie ich Dir sage. Kannst mir glauben. Hab's mit eigenen Ohren gehört. Und

was die Tante will, das will auch die Marianne, und was sie will, das will per se auch der Tammerl."

Seraphin zankte noch immer für sich mit der bösen Jungfer Brombergerin, und es rührte ihn wenig, daß der Schubflicker beifügte: „Nun, das Klosterleben ist auch recht schön, und mich wundert, ob nicht einmal die Generl selber sich einkleiden lassen wird. Sie gäbe eine Priorin oder Abtiffin, wie keine schönere in der Welt wäre. Aber freilich — für die Welt wäre sie verloren, der sie jetzt noch angehört. Und sie ist doch gut, so viel gut, gar zu gut ist sie. Denn — sollte man's meinen? — selbst dem schlimmen Herrn „Bon“ hat sie verziehen, und es heißt, sie schreiben sich noch immer dann und wann Briefe. Jene schlechte Person nämlich, die dazumal Einsprache gemacht hat, ist auch nicht zu ihrem Ziel gekommen, und, wie man sagt, elend gestorben. Der Herr Bräutigam ist ledig geblieben — hat ihn wohl keine mehr nach dem Kirchen=Uergerniß nehmen wollen — und hat bald Reue und Leid bei der ersten Braut gemacht. Aber ihr unschuldig betrogenes Herzel war gefroren wie der Schnee auf den Farnern; es müßte denn nur ein Harsch seyn, der beim Sonnenschein wohl einmal schmelzen könnte. Wie gesagt: vergeben hat sie dem saubern Herrn, aber hat ihn dechter nicht geheirathet. Ein gebranntes Kind fürchtet 's Feuer.“

„Jetzt hätten wir etwa von der Tante genug geplaudert?“ fragte Seraphin übelgelaunt: „gibt's sonst noch etwas zu bemerken, Freund Schusterfleck?“ —

Der Alte drohte, wegen des familiären Uebernamens, dem Plaschur mit dem Finger, that aber doch nach seinem Verlangen. „Achtens ist noch zu berichten, daß Du Dich nicht mit dem Engadiner und mit dem Kölbl zertragen mußt. Schau: der Engadiner, der Egidi, ist, was man sagt, ein ehrlicher Kerl, aber von harben Sitten. Er ist halt ein Schweizer, ein halber Luthera=

ner, oder wie man die Evangelischen heißt, die nicht an die Heiligen glauben und ihren Prädikanten Weiber zu-lassen. Der Egidi geht wohl in die Kirche, aber 's ist darnach. Er hört wohl die Messe, aber seine Gedanken sind weiß Gott wo. Der Kapuziner, zu dem er beichten geht, ist auch keine Fackel der Frömmigkeit, wie 's heißt. Dafür mangelt er nicht im Wirthshaus, und ich meine immer: die Karten sind ihm lieber als alle Sacramente. Er gewinnt beständig im Giltspiel, oder in so einem wälischen Kammel, den er in Monsberg gelernt hat. Es soll ihm nicht an Geld fehlen; doch ist er geizig und ein jeder Zwölfer brennt ihm zwanzigmal in die Finger, eh' er ihn ausgibt. Gewöhnlich ist er neun Monate im Jahr auf Reisen, ist ein paarmal in Constantinopel bei denen wilden Türken gewesen. Er hat Haare auf den Zähnen, und hat brav raufen müssen, bis ihn die hiesigen Vogeltrager, die nicht gern einen Fremden unter ihnen dulden, auf- und angenommen haben. Wenn er Dich gern hat, so ist's gut. Du kannst viel von ihm lernen, wenn der Tammerl Dich einmal in die Welt hinaus-schickt."

„Glaubst Du, daß er's einmal thun wird?“ fragte Seraphin mit leuchtenden Augen. „Ohne Zweifel,“ versicherte der Schubflicker: „laß Dich hernach nur vom Egidi unterrichten; aber ein anderes ist's mit dem Kölbl. Gib Dich nicht mit dem Menschen ab. Er ist vom Vater her ein Bayer, aus dem Werdenfelsischen. Seine Mutter ist eine Tirolerin, von Zams gekürtig, gewesen. Hast Du schon einen Wolfshund gesehen? Selbige Bastarde haben nur ein klein wenig von dem guten getreuen Hund, aber viel, schier alles von dem wüsten Wolf. So ist just der Kölbl. Wenn er noch so schön tirolerisch thut, so hat er doch kein tirolerisches Herz. Er flucht, er schwört; ich glaube, er würde am Charfreitag Fleisch essen, wenn er's nur bekäme. Was willst Du? er ist halt ein verwegener

Wildschütz und ein Schwärzer, der schon manch Liebesmal mit den Ueberreitern Händel bekommen hat; ein Kobler, der 's mit dem frechsten Hagmaier aus Zillerthal oder Unterinntal aufnimmt; ein Säufer, dem ein Fraßl Brantwein so leicht hinuntergeht in die Gurgel, als ein „Sakra“ heraus. Item: ein Gasselgeher und Fensterlbub, der die Dirnen betrügt und ihren ehrlichen Liebhabern die Haut vollschlägt.“

„So, so?“ lachte Seraphin, „der Kölbl muß beim alten Jäger=Liebl in die Lehre gegangen seyn.“

„Jäger=Liebl, Jäger=Liebl?“ fragte, plötzlich sich unterbrechend, der Schubflicker heftig, und seine Augen rollten, als säh' er vor sich ein Ungethüm, gegen welches er sich auf Leib und Leben zu wehren hätte: „Geschwind, Bube, sag mir, was weißt Du von dem Jäger=Liebl? Ich hab' schon lang nichts mehr von dem Höllenbrand vernommen!“

Nachdem Seraphin des Alten Neugierde befriedigt und hinzugefügt hatte: „Sag mir Du auch geschwind, was Du von dem Jäger=Liebl weißt!“ fuhr der Schubflicker mit seinen Händen durch seine silberfarbigen Haare und entgegnete mit Ungestüm: „Wenn ich Dir nun sage, daß jener Mensch das größte Unglück über mich gebracht hat? Es sind schon viele Jahre seither verflossen, aber die leidige Geschichte steht noch immer wie mit Schwefelfeuer eingebrannt in meinem Gedächtniß, als wäre sie erst gestern vorgefallen!“ Der Alte warf sein Handwerkszeug zornig durcheinander, bis er seinem Grimm ein wenig Luft gemacht; setzte sich dann auf seinen Dreibein, und fing, was er zu sagen hatte, wehmüthig an, steigerte sich aber im Verlauf der Erzählung bis zum Ausdruck der Verzweiflung, bis zu Thränen.

„Ich bin einmal nicht arm gewesen, wie heute,“ sprach er: „Wir waren drei Brüder, die ein artiges Gut nach dem Tode der Eltern unter sich zu theilen hatten. Die

Schwester hätte ich beinahe vergessen, die ohne ihre eigent^liche Schuld die Ursache von allem Unheil hat seyn müssen das arme Lampl. Also: wir waren vier Geschwister. Ich, der Älteste, war beim Handwerk; der zweite Bruder war ein Bauer geblieben, und bewirthschafte den Hof unserer Alten. Die Schwester lebte bei ihm und half im Hause. Der dritte Bruder hatte sich dem Bergwerk zugewendet, war leider seiner Lebtag ein leichtes Tüchl gewesen und gerade so lüftig, wie der Andrä, der Bauer, gesetzt und ordnungsliebend und häuslich. Der Andrä hatte deswegen unsern Antheil auf dem Gut behalten, und verzinste ihn, wie ein rechtschaffener Mann. Er war schon verheirathet, wenn gleich noch jung, hatte ein paar Kinder, und Alles wäre für ihn und uns glücklich gegangen, wenn nicht der böse Feind den bayrischen Churfürsten und zugleich den Jäger-Liebl in's Land geführt hätte. Der Krieg war kurz, aber hart. Unter den Landschützen, die das liebe Tirol retteten, waren der Andrä, der Bergmann und der Liebl keine der Letzten. Sie hatten sich alle Drei im Felde kennen gelernt, und wie der Nummel aus war, blieben sie — Gott sey's geklagt — Freunde. Der Andrä trieb wieder seine Wirthschaft, der Bergmann arbeitete im Tschirgant, wenn's ihm gerade gefiel. Der Liebl stand hier herum in Condition und brachte dem Bergmann eine große Lust am Jägerwesen bei. Sie kehrten oft beim Andrä ein, der immer ein Stückl Brod und ein Glas Branntwein für seine Freunde übrig hatte, und eine Schlafstätte auf dem Heustadl. Da machte sich's, daß der Liebl sich in die Schwester verliebte, und von nichts anderm redete, als sie zu heirathen. Der Bergmann sagte Ja, der Andrä sagte Nein. „Du mußt ihn nehmen, denn er ist ein rarer Kerl,“ sprach der Bergmann der Schwester zu. „Du mußt ihn laufen lassen, denn er ist ein Leichtsinn,“ befahl ihr der Bauer. Die Schwester, wenn schon sie den un-

erschrockenen Schützen nicht ungern sah, konnte mit ihr selber nicht einig werden. Heute glaubte sie dem Bergmann, morgen gab sie dem Bauer Recht. Mittlerweile wurde der Jäger immer aufdringlicher, ließ dem armen Mensch keine Ruhe, und eines Tags sah sich der Andrä gezwungen, ihm das Haus und Revier zu verbieten. Der Liebl hätte ein ganz anderer Bursche seyn müssen, wenn er sich's hätte gesagt seyn lassen. Bald mußte ihm der Bergmann einen Gruß, bald ein Geschenk an die Schwester bestellen, und das einfältige Ding büßte dabei den Kopf so ein, daß sie dem Liebl erlaubte, zur Nachtzeit an ihr Kammerfenster zu kommen. So überraschte sie einmal der Bauer, gab dem Madl ein paar Maultaschen, zankte den Bergmann, der die Leiter gehalten, tüchtig aus, und sagte zum Liebl: „Du, mit unsrer Freundschaft ist's aus, und wosfern Du Dich unterstehst, noch einmal daher zu kommen, so laß ich den Hund auf Dich ab, und den Knecht, und meinen Prügel sollst Du schon spüren.“ Der Liebl sagte hingegen: „Ich fürchte mich nicht. Wenn Du mir jedoch etwas thust, so ist mein Büchsel für Dich geladen, so gut wie für Hirsch' und Gemsen.“ — Nun gab's eine Weile Fried' und Stillstand. Der Bauer dachte daran, die Schwester zu verheirathen. Da kommt einmal der Bergmann zu ihm und redet ihn um sein Erbtheil an, indem er in fremde Länder gehen wolle, da auf dem Bergbau in Tirol nicht viel zu verdienen. Der Andrä gibt ihm's Geldl bei Kreuzer und Heller, obgleich es ihm wehe that. Gleich darauf komme ich von der Wanderschaft heim und verlange mein Erbtheil, mich als Meister zu setzen. Der brave Mensch kreuzigt sich schier ab, um mir gerecht zu werden, steckt sich in Schulden, und zahlt mich blank und baar aus. Ist ein gar braver Bruder gewesen. Kaum hab' ich mich gesetzt und ein bißel Leder gekauft und ein Weib genommen, so kommt der Bergmann auch zu mir, und spricht

mich um ein Darlehen an. „Ich kann's in Sachsen gut haben,“ sagte er: „aber mein Geld ist fort und wie soll ich die Reise machen? Ich bin jetzt gescheit geworden, und in Jahr und Tag hast Du das Geliebene wieder im Sack.“ Ich will nicht recht, aber es war der Bruder und ich war froh, daß er von dem Liebl wegfam, der ihn zum Müßiggang verführte. Ich geb' ihm, was ich gerade entbehren mochte, und er macht mir dafür eine Schrift. In= dessen, statt nach Sachsen zu reisen, zieht der Bergmann wohl auf und ab im Land und spielt Trumpf aus, und läßt unsern Herrgott einen guten Mann seyn. Meine Schwester kommt zu mir mit weinenden Augen, und meldet, daß der Bergmann auch ihr, was sie hatte, abgenommen, und daß der Andrä in Verlegenheit stecke bis über die Ohren. „Du gut's Affl,“ hab' ich ihr gesagt: „Du mußt jetzt den Frankenseppel nehmen, der Dich will; es ist die höchste Zeit, daß der Bruder erleichtert werde.“ — „Wann ich mich aber nicht vor dem Liebl getraue?“ sagt sie entgegen, und weint noch heftiger: „er hat gedroht, uns das Haus über'm Kopf anzuschüren, und mich todt zu machen, wenn ich den Seppel nehme.“ — „So? sehd's noch immer mit einander verbandelt?“ — „Ei freilich, er kommt alle Freitage zu mir, und ich weiß mich nicht vor ihm zu retten. Der Andrä darf's nicht wissen: es gäb' ein Unglück.“ — Sie hat wahr gesprochen, die arme Haut. Ich sah's nicht ein, und geh' heimlich zum Bruder und sag' ihm: „Du, ich hab' vernommen, der Liebl werde am Freitag auf den Hof kommen. Sperr' die Schwester ein, und jage den bösen Gast ein für allemal zu den alten Mondscheinen hinaus.“ — „Hab' Dank; das soll geschehen,“ sagte er. — Das war am Dienstag. Ich hatte viel zu arbeiten, und denke nicht mehr an den Liebl und seine Landläuferei. Da sitz' ich am Freitag ziemlich spät Abends, und mache für den Herrn Früh=

messer ein paar Stiefel fertig. Die Frau schlief schon lange. Nun klopf't's an's Fenster, ich schau' hinaus. „Um Gotteswillen!“ jammert mir der Schwester Stimme entgegen, „komm' geschwind mit mir. Der Andrä ist geschossen worden und liegt in den Zügen!“ — Ich weiß nicht, wie ich auf den Hof gekommen bin. Aber ich war ohne Hut und in Pantoffeln; dabei war's um die Fastenzeit und ziemlich kalt. Was hab' ich gefunden? Den Andrä in seinem Blute; den Bergmann, der den Vater Benitius geholt hatte, Weib und Kinder in Geschrei und Thränen. „Was hat's gegeben?“ — Der Andrä hatte mit seinem Gewehr, ohne einem Menschen davon zu sagen, die Kugel um den Hof gemacht, war auf einen Mann gestoßen, der etwas im Arme trug, wie eine Flinte. „Wer da?“ hat denselben der Bauer angerufen. „Gut Freund!“ hatte der Mann geantwortet; und die Stimme war des Jäger-Liebl. — „Was machst Du da?“ — „Ich gehe spazieren.“ — „Reiß' aus!“ — „Warum nicht gar.“ — „Ich schieße Dich zusammen, wenn Du nicht Dein Gewehr niederlegst.“ — „Ich hab' gar kein Gewehr, 's ist nur ein Stecken.“ — Der Liebl legte den Stecken fort, und wollte sich erklären. Andrä, in seinem Zorn, hielt seine Büchse gespannt, und drohte dem Jäger. Endlich überließ diesen der Koller, und er fiel über den Bauer her, ihm die Flinte zu entreißen. Im Nu hat er den Kolben in der Hand, Andrä hält die Büchse bei'm Lauf fest, und will nicht ablassen. Auf einmal schnappt das Schloß ab, und die Pfosten fahren dem Andrä durch die Brust. Der Jäger war davongesprungen, aber es dauerte nicht lange, so kam er wie ein Geist in die Stube, schwankte zum Todtfranken hin und sagte: „Ich schwör Dir's zu bei Himmel und Seligkeit, daß ich nicht mit Fleiß und Nachlust Dein Gewehr abgeschossen. Der Zufall war's, oder besser, der Teufel, der immer bereit steht, wo's ein Unglück

geben soll." Du kannst nicht glauben, Seraphin, wie uns Allen zu Muth war. Ich hätte den Jäger erdrosseln mögen, aber die Schwester und der Bergmann hingen an mir, als wie Hunde am Wildschwein. Die Frau schmähte den Mörder, aber der Vater gebot ihr Stillschweigen. „Ist's so, wie der Mann sagt?“ fragte er sanft, wie er immer gewesen, der Mann Gottes, den Verwundeten. „'s mag schon seyn,“ murmelte der Bruder, drehte aber das Gesicht von dem Jäger weg und zog die Hand, wonach er gegriffen, unter die Decke. — Da fiel der Jäger auf seine beiden Kniee vor dem Bette hin und schwor sich millionenmal, und heulte vor Kummer. Es ist sonderbar, daß wir von seinem Heulen und Nehren so erschrocken waren, daß wir auf einmal mit dem Galgenschwengel Mitleid hatten. Kein Mensch sprach davon, ihn einzufangen. Der Knecht, der's etwa gethan hätte, war Tags vorher wegen schlechten Lebenswandels fortgeschickt worden, und der neue noch nicht eingetreten. Vater Benizi, der fromme Priester, sagte, wie Christus, unser Herr, gethan haben würde: „Gott will nicht den Tod des Sünders, und für ein pures Unglück, wäre es noch so herbe, soll nicht das Schwerdt gezogen werden. Andrä . . . Du hast nicht mehr lange zu leben . . . Du bist mit Gott versöhnt; thue das Härteste, und versöhne Dich auch mit Demjenigen, der aus Versehen ein Werkzeug Deines Todes geworden, und der so bitterlich bereut, was etwa nur der Zufall gethan.“ — Worauf der sterbende Bruder: „Gott stehe meinem Weib und meinen Kindern bei: sie werden's hart haben. Gott bessre Dich, mein Bruder und meine Schwester!“ — er meinte den Bergmann — „Gott segne Dich, Bruder Schuster, in allen Wegen . . . von dem da“ — er zeigte, ohne sich umzuschauen, auf den Jäger — „von dem da will ich nichts wissen.“ — Bei diesen Worten, obschon ich dem

Armen sie nicht verargen wollte, ging mir's doch grausig über die Haut, und ich sagte: „Schau, Andrä, der Hochwürdige meint, daß auch der Herr seinen Feinden vergeben hat.“ — Hierauf lächelte der Bruder so bitter und spöttisch und leidvoll, wie sie oft lachen, die da den Geist aufgeben, und murmelte: „Wenn unser Herrgott von dem Blutmenschen was weiß . . . meinetwegen. Ich nicht.“ — Jetzt fing auch das Weib und die Schwester an, ihm in die Ohren zu schreien, er möchte doch mit dem Sünder barmherzig seyn, und der Sünder schrie ärger als Alle, und der Bergmann hatte den Bruder rechts und ich hatte ihn links, und der ehrwürdige Vater Benizi hielt ihm's Kreuzifix vor, und beschwor ihn bei allen Seligkeitten, er möchte den Reuigen zu Gnaden annehmen . . . es war aber nichts zu machen. Andrä sagte noch einige Mal mit seiner ersterbenden Zunge: „Nichts . . . o nein, o nein . . . ich weiß nichts von dem Teufel!“ So ging's geschwind bergab mit ihm, und im letzten Athemzug, da er zu schwach war, um sich von dem Jäger abzuwenden, machte er auf dem Sünder den Blick so fest, als wollte er ihn durch und durch schauen, und der Blick, da schon die Augen brachen, war so viel gräßlich, daß sich das Weib gar sehr schleunte, ihm die Augen zuzudrücken. — Sobald er todt war, der Andrä, lief der Jäger davon, um sich beim Gericht als ein Mörder anzugeben. Hat's ihn jedoch unterwegs gereut, oder hat ihn der Bergmann, der ihm nachlief, umgestimmt — genug: er gab sich nicht an, und wir Andern thaten's auch nicht, weil die Sache so viel verwickelt war, und weil der gute Vater Benizi abrieth, damit nicht etwa ein Unschuldiger lange litte. — Hierauf ist der Liebl fortgegangen und der Bergmann mit ihm. Schau, der Andrä war der erste meiner Brüder, der durch ihn zu Grund ging. Der zweite war der Bergmann, der als ein Falschmünzer im Gefängniß gestorben

ist; immer besser, als wäre er unterm lichten Galgen geköpft worden. Nun, was geschah alsdann? Des Andrä Weib hat vom verschuldeten Gut müssen, und ist nach ihrer Kinder Tod in ihre Heimath gegangen. Ich und die Schwester, wir waren um all unser Geld. Die Schwester ist verkehrt im Hirn worden; ein paar Wochen ging's mit ihr zwar gut; aber dann kamen immer wieder mehrere Tage voll von Narrheit und Raserei. Frag' nur die Jungfer Prombergerin. Sie hat der Haut aus- und abgewartet, bis zu ihrem Ende; Gott tröst' sie. Ich bin immer mehr zurückgekommen, weil ich viel borgen mußte an Andere, und selber keinen Vorrath weder an Geld noch an Leder hatte. Mein Weib verging, mein Kleiner verkümmerte. Da sitz' ich nun von Tammerls Gnade in einer Hütte auf dem Dorf, und flicke alte Schuhe, da keine neue mehr bei mir bestellt werden. Und wer trägt die Schuld von all diesen Unfällen? Der Jäger-Liebl, dem der Bruder nicht verziehen hat, und dem es wahrlich nicht gut gehen kann in dieser und in jener Welt. — So, jetzt gib mir die Kandel herüber, daß ich ein's trinke. Ich bin heiser und müde. Sing mir ein schönes Liedl, wenn Du ein's kannst.“

Seraphin sang, von der scheppernden Stimme des Alten begleitet, nach der Weise des Unterinntals, wo die eigentliche Heimath des Tiroler-Gesangs:

„Und wie höher der Kirchturm,
Wie schöner das G'läut,
Und wie weiter zum Diendl,
Wie mehr daß mich's g'freut!

Und im Sommer da wat' ich
Durch's Gras ganz waschnaß.
Und im Winter, wann's 'n Schnee schneibt,
Wie lustig ist das!

Und wenn der Mond so schön scheint,
Und der Nachtvogel singt,
O wie wird's erst so lustig seyn,
Wenn mein Bub' kimmt!"

Sie suchten erst spät ihr Lager: voll von innerlicher
Luft der Knabe, voll von Wehmuth der Greis. Für
ihn schien der Mond nicht mehr so schön; für ihn sang
der Nachtvogel nicht mehr.

Zweites Kapitel.

„Es ist an verschiedenen Orten — auch hier — der Brauch, daß Bürger und andere gemeine Leute zur dummen und wüthigen Fastnachtzeit auf einen Tag ein Schemenlaufen belieben. Nun, es mag ihnen vergonnt werden, weil die Bornehmen Jahr aus Jahr ein *alla Maschera* laufen und sich betrügen mit verlogenen Gesichtern, da man nicht weiß, ob nicht hinter dem alten Mutterl in der schimplichen Barocka ein Teufel, oder hinter dem Narrenbart ein grimmiger Herodes stecke. Aber das Schemenlaufen soll nicht ein Schelmenlaufen sehn . . . ansonst in den Kotter mit euch Tabackßbrüderu und Weinzapfen!“

B. Abraham a Sancta Clara.

Es waren beinahe vierzehn Tage vergangen, und Seraphins einsames Leben zu Tarrenz war immer noch nicht durch einen ihm so erwünschten Besuch unterbrochen worden. Der Meister war freilich einige Mal da gewesen, um nachzuschauen, und dem jungen Vogelwärter seine höchste Zufriedenheit zu bezeigen; auch der Engadiner war ein paar Mal gekommen, und hatte in seinem Kau-derwälsch seine fortbauernde Zärtlichkeit dem Seraphin an den Tag gelegt. Aber dem jungen Plaschur war es um die Männer wenig zu thun. Er wünschte aus allen Kräften die liebe Martina herbei, um ihr zu zeigen, welch ein Paradies er seinen besiederten Unterthanen mit geschickter Hand bereitet, und um ihr wo möglich ein paar Worte des Danks für den Belten, und die Erlaubniß,

denselben anzuschneiden, zuzuschnitten. — Leider zögerte das Glück von Tag zu Tag bei dem armen Schelm einzukehren. Bald war's der Schnee, bald der Wind, bald die Kälte, bald das Thaumetter, die feindlich den wegfertigen Füßchen der Kleinen und ihrer Begleiterinnen neue Hindernisse bereiteten. — Seraphin hielt sich für verlassen von der ganzen Welt. Tarrenz schien ihm hundert Meilen von Imst entfernt. Auch von Augsburg hatte er natürlich keine Kunde. Nicht einmal von Burgeis war etwas zu hören. Es war, als ob dort sein plötzliches Verschwinden gar keinen Eindruck gemacht hätte; denn, so viel er wußte, hatte keine Seele nach ihm gefragt und geforscht. Dieses Vergessen verletzte seine Eitelkeit nicht wenig, obschon auf der andern Seite er sich freute über die Unverletzlichkeit seiner gegenwärtigen Zuflucht. — Wäre der ehrliche Maroner, der Schuhlicker, nicht gewesen, die Langeweile und der Ueberdruß hätten den Knaben verzehrt, wenn er sich auch mit allem Eifer der Pflege seines Federvolks hingab, und in der That in diesem Bizekönigthum des Ruhms viel erntete, da unter seiner milden und geduldigen Verwaltung Alles, was vorhin zu vergehen drohte, wieder frisch aufblühte, und nach langer Verwahrlosung und Seuche die Gesundheit und Heiterkeit in das Volk zurückkehrte.

Endlich, endlich, nach langem Harren — und zwar nicht an einem Sonntag, sondern in der Woche — langte unversehens, bald nach dem Mittagessen, der kleine Reisezug der Tammerl'schen Familie vor dem Bogelpalast zu Tarrenz an. Das Wetter war schön, die Gesellschaft, von dem kurzen Wege, der zurückgelegt worden, aufgemuntert und lustig. Tammerl befand sich in seiner trefflichsten Laune, und ging, seinen Spazierstock in der Hand, dem Zuge voraus. Gleich hinter ihm schritt zierlichst die Jungfer Magdalene, an ihrer Hand die tanzende Martina, deren rechter Arm in dem linken ihrer

Freundin Genovefa hing. Diese Freundin, die Tochter eines Gastwirths in Obermarkt, der Magdalenens Haus in Pacht hatte, war um mehrere Jahre älter als Martina, und so wie die rundlichste Gestalt, so auch das sorgloseste Gesicht, das sich denken läßt. Eine Beweglichkeit sonder Gleichen zeichnete sie aus; nimmer ruhte sie ganz und gar, als höchstens, wenn sie schlief, und neben ihrem drehfertigen Halse, ihren umherblickenden Augen, ihren rastlosen Händen und Füßen war auch meistens ihre Zunge, wie ein Perpendikel, in ewiger Beschäftigung. Von ihrer Geschwätzigkeit wurde sie im ganzen Markt das „Vesperglöckl“ geheißten.

Das Paar, das den jungen und dem alten Mädchen folgte, war die Frau Marianne, bekleidet von einem betagten Manne in wohlhabiger Kleidung. Sein kavalierrmäßiges Aussehen — sein Rock hatte goldene Litzen und sein Hut goldene Schnur und Schleife — war nicht ein leerer Schein. Der Herr von Sprenger zählte wirklich zum ächten Adel. Aus Schlessien stammend, war er schon vor geraumer Zeit als ein Verweser des Berggerichts nach Imst gesetzt worden. Gewisse Verdrießlichkeiten, die er mit seinen Vorgesetzten gehabt, machten, daß er nicht die Stelle des Bergrichters erhielt, und die Zurücksetzung kränkte den eiteln Mann dergestalt, daß er von Stund an allen Staatsdiensten entsagte. Inzwischen hatte es ihm in dem Markt und dessen Umgebung so wohl behagt, daß er, sein Geburtsland vergessend, sich zu Imst ansiedelte, unabhängig durch ein ansehnliches Vermögen und einen Eigensinn, der seines Gleichen wohl schwerlich irgendwo fand. Dieser Herr von Sprenger, obschon er vor Jahren in Wien als ein vollkommener Stutzer aufgetreten, und noch neuerlichst, da ihn eine persönliche Veranlassung an den Kaiserhof geführt, nicht anders als nach der strengsten Etikette mit zwei, von weißem Band durchflochtenen Zöpfen dort erschienen war,

affektirte eine ungemeine Vorliebe für den Bürger- und Bauernstand. Weil diese Vorliebe erst von der Zeit seiner Zerwürfnisse mit den Herren vom oberösterreichischen Wesen — wie dazumal die Regierung des Landes theils genannt wurde — herstammte, gaben die Leute der vornehmern Stände nicht viel auf die Aufrichtigkeit der Gesinnungen des Herrn von Sprenger. Allein die Folgen waren, wie er sie wünschen konnte. Die feinere und adeliche Gesellschaft zog sich von ihm zurück, der sie gering schätzte: Bürger und Volk kamen ihm dafür entgegen, und ertrugen, um der Gönnerschaft des neuen Patrons willen, die nicht selten vorkommenden störrischen Ausbrüche seiner halbpolnischen Rechthaberei. Er ging in den Häusern der Magistratsmitglieder aus und ein, war wegen seiner Freigebigkeit dem Landvolk willkommen, und galt, namentlich in Tammerls Familie, in vielen Stücken als ein Orakel der Weisheit. — Den Nachtrab der spazierlustigen Gesellschaft machte die alte Frau Wittib Tammerl, geführt von einem hochbejahrten, von allen Geschäften zurückgezogenen Melbler, mit dem sie sich von den alten Zeiten unterhielt, so gut als seine Harthörigkeit es erlaubte.

Seraphin hatte alle Hände voll zu thun, seine Verdienste um die Vogelkolonie in's hellste Licht zu stellen. Er führte wohlgemuth die kletterfähigen Herren und Frauenzimmer in den obern Raum des Hauses, zeigte ihnen die Einrichtung seiner Anstalt, die Reinlichkeit der Kammern, die Käfige, bestreut mit weißem frischem Sande, versehen mit dem passenden Futtermaterial, durchweht von dem balsamischen Duft der allenthalben aufgepflanzten Lannenbüschel. Er erklärte seinen Gästen, wie er schon jetzt Alles für die nächste Brutzeit vorbereitet; wie er es angefangen, die Krankheiten der leidenden Thierchen zu beseitigen. Er schenkte ihnen, schwägend wie die Zufriedenheit selber — seine liebe Martina ging ja neben ihm und horchte freundlich auf jedes Wort — nicht das Körn-

hen Hanffamen, das er verbraucht, nicht den rostigen Nagel, den er da und dort, wo es vonnöthen, in die Trinkgeschirre gelegt hatte. Er machte sie aufmerksam auf das Wohlbefinden der Thiere, denen er Luft gegeben, wo sie früher nur ängstlich athmeten; denen er überall die Sonne zugänglich gemacht, wo sie früher in freudlosem Dunkel gefessen. Da war überall kein Kranker zu sehen; nicht einer, der die Darre oder den Bruch gehabt, nicht einmal ein beschmutzter Phlegmatikus, der mit seiner schläfrigen Stimme einen Miston in das Freudengezwitscher der übrigen gebracht hätte. Zum Beschluß des feierlichen Umzugs im Reiche der Vögel, und um den zu ebener Erde gebliebenen korpulenten Frauen und dem Melbler das Vergnügen zu verschaffen, die Sänger und Nichtsänger auf einem Fleck versammelt zu sehen, ohne die halsbrecherische Treppe besteigen zu müssen, öffnete Seraphin oben alle Bauer und die Fallthüre in dem Boden der Kammern. Auf einen Pfiff des Schuhflickers flatterte das ganze Volk hernieder und setzte sich in der Runde um den handthierenden Alten. Er klopfte seine Sohlen, sang ein Lied, und durcheinander schriegen und gurrten, sangen und gurgelten die heimischen Waldbögel, und die isabell-, bernstein- und goldfarbigen Canarini, daß von dem Bewunderungsausbruch der Zuschauer kaum ein Wort zu vernehmen. — Nachdem diese Saturnalie eine gute Weile gedauert und Frau Martha und Jungfer Magdalene schon davon gesprochen, die Ohren verstopfen zu wollen, schwang der Schuhflicker seinen Knierrücken in die Luft, und wie auf den Gertenschlag eines Zauberers rauschten die Vögel alle auf von ihren Sizen und stürmten durch die Fallthüre in ihre Behausungen zurück, woselbst Seraphin sie fleißig einriegelte, und somit das ganze Schauspiel und den Ohrenschmaus beendigte.

Des Lobens war kein Ziel. Tammerl allein sprach kaum eine Sylbe, ging jedoch mit dem verklärten Blick

eines Triumphators von Einem zum Andern, und fragte seine Frau mit stolzen Geberden: „Hatt' ich recht, wie? was sagst Du nun, was? Ist irgend ein gescheiterer Mann als ich, wo?“ Er schenkte dem Seraphin etwas an Geld und den Rest, den er in einem Krüge Seefelder-Biers gelassen, und erlaubte ihm, am kommenden Sonntag die „Stadt“ zu besuchen, und sein Mittagessen im Tammerlhaus zu begehren, welches ihm Frau Marianne nicht verweigern würde. — „Ich bitt' schön,“ ersuchte Seraphin voll Freude die Regentin der Familie, und die gute Frau nickte gnädig, und Martina freute sich unbändig, und das Besperglöckl gab her, was der Freundin an Worten abging. „Der Bub' ist gar nicht zu bezahlen,“ plauderte sie: „ich hab' noch niemals Vögel gesehen, die so schön gewesen wären, und der Bub' ist voll Verstand; hat er doch Augen, heller als der fernsichtigste Falk, und sauber ist er auch. Seine Haare sind kästenbraun und viel glänzender als unsers Wachtels — eines Hundes — Fell. Ich werd' auch meiner Gothel und der Stina und der Agnes und dem Humkircher-Joseph und der Frau Mäusl und dem Herrn Ibele sagen, wie er seine Sach' versteht, und daß sie ihre Vögel von ihm sollen abrichten und kuriren lassent. Ich möcht' schon selber ein Kanarienvogel sehn, um von dem Seraphin gefüttert und versorgt zu werden; denn es ist gar zu schön da droben, sauber wie in einer Kirche; und das schöne Singen, und die Taxen, und die schopfeten Vögel und die mit den großen Sporen“

Weberls Redseligkeit verhallte schon in der Ferne . . . schon waren die sehnsüchtig erwarteten Besucher den Augen Seraphins entrückt und er stierte noch immer ihnen nach, mit heißem Blicke, alles andere rein vergessend. Auf seine süße Freude folgte leider bittere Wehmuth. Der Besuch war so kurz gewesen wie ein Traum. Gerne hätte Seraphin tausend Worte in Martina's Ohren gezi-

schelt, aber er hatte keine Zeit dazu gehabt. Gern hätte er nur drei Worte oder vier „Ich bin Dir gut“ aus ihrem Munde erlauscht; aber sie hatte ihm nichts gesagt. Zwar hatte sie ihn einmal an der Jacke gezupft, zwar hatte sie, beim Herabsteigen die letzte auf der Leitertreppe, ihm, der sich ihr nachbückte, einen Zwick in die Wange gegeben — seligmachende Liebeszeichen einer beständigen Zärtlichkeit — aber für die vier Worte hätte Seraphin den Zupfer gerne hingegen, und sogar den Zwicker, der eben nicht allzufanft gewesen und ziemlich wehe gethan.

Indessen — um einzubringen, was er hatte versäumen müssen, und dem Freudensonntag die gebührende Ehre zu machen — wie putzte er sich und schniegelte sich nach seinem besten Vermögen! Wie tummelte er sich, seine Arbeit zu vollbringen! Er war am frühen Morgen des Sonntags schon so flink und behende gewesen, als hätte ihm das Wichteke von Starckenberg geholfen: der gute Kobold, der mit spizigem Hütel und steifem Kres auf einem Ofen in der Burg seinen Sitz genommen, und den Knechten gern in ihren Verrichtungen beigestanden, wenn sie nur freundlich von ihm geredet und seine Gesundheit getrunken hatten. Nachdem der rare Vogelwärter seinem Freund Schuhflicker die weitläufigsten Instruktionen für den ganzen Tag zurückgelassen, flog er in der herrlichsten Gemüthsstimmung von der Welt dem freudenreichen Imst entgegen, und versäumte nicht, vor Allem in die Kirche zu gehen, in den alten, ehrwürdigen Bau, der den glückhaften Bergknappen der Vorzeit sein Daseyn verdankte, und dessen Räume, Fenster und Gemälde von der Anhöhe so stolz niederblickten auf die kleinen, engen Häuser und steinbelasteten Schindeldächer des Obermarkts. Nachdem Seraphin seine Andacht verrichtet, suchte er im Markte das Haus seines Patrons auf, und strich bei der Gelegenheit auf und ab in den beiden Hälften der Gemeinde, weil die elfte Stunde — die des Mittagmahls

— noch nicht geschlagen hatte, und er sich schämte, allzufrüh sich einzustellen.

Der Markt Imst sah vor hundert Jahren um Vieles anders aus, als heute, seit dem neuen Aufbau nach dem Brande von 1822. — Der Ort war allerdings, wie noch heute, in den Ober- und Untermarkt abgetheilt, die wiederum unter sich durch eine lange Gasse vereinigt wurden. Aber der Unterschied, oder besser die Unähnlichkeit der beiden Hälften war dazumal sehr grell. Während im Obermarkt die Häuser größtentheils von Holz erbaut und unbequem waren, eigentliche Bauernhäuser, mit Ackerleuten, Viehzüchtern, Handlöhnern und dergleichen besetzt, — prangte der Untermarkt mit Häusern aus Stein, die geräumiger und anmuthiger waren. Sie wurden auch von der Blüthe der damaligen Gesellschaft, von vielen adeligen Familien und den landesfürstlichen Beamten, von den reichsten Bürgern und Magistratsherren bewohnt, die ihre Renten aus Urbarien und Grundstücken, ihre Besoldungen und Pensionen, ihre Kapital- und Handelzinsen, einfach lebend und still unter sich verkehrend, verzehrten. Auch die ansehnlichsten Professionisten, die Kaufleute (man mußte damals unter diesem Namen die Landkrämer verstehen) wohnten im Untermarkt. Zwei Gasthäuser waren im Untermarkt eröffnet und für den Bedarf hinreichend. Im Obermarkt befanden sich dagegen acht bis neun Wirthshäuser, die vollauf zu thun hatten, weil des Volks viel war und die beiden Straßen über den Arlberg nach Schwaben und über den Fern nach Bayern viel Geld und Reisende, geringe Frachtfuhrleute und mehrentheils Säumer brachten. Da für ganz schwere Güterwägen die Landstraßen heillos bestellt waren, so bedurfte man unerläßlich der Säumer, die öfter mit Truppen von fünfzig, siebenzig bis hundert Pferden und Maulthierern, denen ein Leitroß voran klingelte, einzogen: Wein, Salz, Specereivaaren und dergleichen

bringend. Da ferner ein Berggericht und Waldmeisteramt, auch ein Patrimonialgericht zu Imst residirte, und einige einträgliche Jahrmärkte stattfanden, so hatten dort viele Leute von nah und fern zu thun, worunter Bewohner des Landecker-Gerichts, des Dez- und Vizthals, Bauern vom Lech herauf, und andere mehr; nicht zu vergessen die armen aber genügsamen Thalbewohner von Pfafflar und Gramais, die zu Hause nichts von einer Schenke, nichts von Wein und Bier wissen, denen Brod ein seltener Leckerbissen ist. — Der Verkehr im Obermarkt war daher ziemlich geräuschvoll, und ein Hauptelement des geselligen Lebens in jenen Gasthäusern die Kunst der Vogelträger und Vogelhändler, die zahlreich bestellt war und vor dem eigentlichen Bauer und dem kleinen Handwerksmann sich viel herausnahm.

An jenem Sonntage sah der umherschleudernde und nach dem Engadiner ausspähende Seraphin die vielgereisten, von ihm heimlich so viel beneideten Weltwanderer zum erstenmale in Menge auf den Gassen hin- und herziehen. War gleich vor hundert Jahren die Tracht der Imster noch um ein bedeutendes kleidsamer, als der Oberinnthaler Anzug, wie er heute besteht, so zeichnete sich doch das Gewand der Vogelträger sehr vor der Gesammittracht aus. Sie zogen schmuck und fröhlich daher in ihren blauen, mit Schnüren verzierten Jacken, in ihren Brusttüchern, mit silbernen Knöpfen besetzt, in ihren kunstreich ausgenähten kurzen Lederhosen, mit den langen rothen Schärpen um den Leib, und dem grünen Hut auf dem Kopfe! — Seraphin betrachtete sie mit Vergnügen und hatte so viel Respekt vor dem Egidi, der in der Mitte eines Knäuls dieser Leute stand und eifrig redete, daß er sich nicht unterstand, zum Engadiner hinzulaufen und ihm die Hand zu bieten. Er grüßte ihn nur von fern, und dachte bei sich, wie schön ihm, Seraphin, die rothe Binde zu Gesicht

stehen würde, und wie lang es wohl dauern möchte, bis man ihm erlaubte, in aller Herren Länder zu pilgern, feck und geldlustig wie die Leute, die jetzt vor seinen Augen stolzirten.

Solchen Betrachtungen und vor der Hand noch eiteln Wünschen nachhängend, war Seraphin wieder von seinem Wege abgewichen, und gaffte eben mit weiten Augen den viereckigen Thurm des Schlosses Rosenstein an, wo der Pfleger wohnte, und neben ihm der Anwald, der das adeliche Richteramt zu besorgen hatte. Da rief ihn eine, da riefen ihn zwei glockenhelle Stimmen beim Namen. Wie er sich umsah, stand Martina und das „Vesperglöckl“ vor ihm, beide kostbar aufgeputzt, als reiche Bürgermädchen, und aus allen Zügen lächelnd vor Muthwillen und Wohlbehagen. „Hast noch keinen Thurm gesehen?“ fragte den Knaben die lustige Martina, und erinnerte ihn an den freudigen Augenblick, da ihm auf der Zerzeralp vergönnt gewesen, sie mit Muße zu belauschen. Er zog den Hut und schaute mit vergnügter Blödigkeit auf seine Schuhe, nur dann und wann einen verschmitzten Blick auf des blühenden Mädchens Antlitz schießend.

„Der kluge Seraphin könnte etwas besseres thun, als hier, die Hände in den Taschen, nach den Sternen sehen, und zwar am hellen Tage!“ begann Genovefa nach ihrer Weise: „ich dachte, er säße schon hinterm warmen Ofen und wartete auf die Suppe, und betete schon sein hungeriges „Aller Augen warten auf Dich!“ — „Halten wir uns nicht auf, Beverl,“ ermahnte Martina; „der Zeiger steht nah an elf Uhr, und der Vater ist den ganzen Tag verdrießlich, wenn nicht mit dem Schlag das Essen auf dem Tisch steht.“ — „Wohl; was fangen wir aber mit dem Buben an, der wie angefroren dasteht?“ fragte Beverl. — „Ei, er soll uns fein nachgehen,“ erwiederte Martina:

„weißt Du was, Seraphin? Du sollst unsern Bedienten vorstellen. Wir werden uns so viel auf Dich einbilden, wie die Frau von Kapeller auf ihr kleines Lauferl, das sie von Wien mitgebracht hat.“ Die Lakaienschaft hatte nicht viel Reizendes für Seraphin, und eine andere als seine Martina hätte ihn wohl vergeblich angeredet, in den Scherz einzugehen; aber was konnte er dem niedlichen Mädchen abschlagen? Er nickte daher ziemlich freundlich und ging gravitatisch, das Hütl in der Hand, hinter den lustigen Dirnen her, die sich hoffärtig und fichernd aufblähten, als hätten sie in der That irgend einen bordirten oder dreifarbigigen Schubpuzer auf ihrer Ferse. Die Leute, die den Dreien begegneten, sahen den aus dem Stegreif ernannten Leibdiener spöttisch an, und Seraphin war auf dem Punkte, ihnen den Spott, den Mädchen den Spaß und sich selber seine Nachgiebigkeit übel zu nehmen. Da wendete sich Martina, immer mit der Grandezza einer geschmückten Hofdame, halb nach ihm um, und sagte vornehm: „Mach Deine Sachen gescheit, und es soll Dir gut gehen. Ich gebe Dir als Lohn einen Zelten, wie ihn der Kaiser nicht besser kriegt!“ — Wie hätte vor solcher zärtlichen Anspielung Seraphins Groll Stand halten können? Mit einer Art von Bocksprung erwiderte er: „Schönen Dank; ich küß' der Jungfer die Hand. Den besten Zelten hab' ich jedoch schon gegessen, und er war mir von lieber Hand geschenkt. Es fragt sich nur, ob die mir ihn verehrt, noch denkt, wie sie gedacht? . . .“ — „Wenn sie Dich gern hat, ohne Zweifel,“ versetzte Martina, ohne sich zu besinnen, lachte dann hellauf, und sprach zur Beverl: „Du, was sagst Du zu den Bintschgauern? haben sie nicht das Maul auf dem rechten Fleck?“ — „Ja freilich, Martina,“ entgegnete Genovesa: „aber ich habe nichts von dem verstanden, was der Bub gesagt hat.“ — „Ich auch nicht, Beverl; das ist aber grad gleich.“ — „Du kleines listiges Schlangl!“

dachte Seraphin bei sich; aber die Mund- und Geistesfertigkeit der Kleinen gefiel ihm wohl.

An der Hausthüre des Meisters Tammerl, der auf der Scheide des Ober- und Untermarkts wohnte, wurde Seraphin mit Belobung seines Straßendienstes enthoben, und er schlich, den Mädchen etwas neidisch nachschauend, in die Küche, vermeinend, seine Portion auf dem Anrichttische neben dem Hühnerstall zu finden. Wie angenehm wurde er jedoch überrascht, da Frau Marianne, die Königin des Hauses, die mit blendendweißer Schürze und flammendrothen Wangen den Herd überwachte, ihn anwies, in das Eßzimmer zu treten, dem Meister die Hand zu küssen, und sich bei Tische manierlich aufzuführen. Der großen Ehre war er nicht gewärtig gewesen. Indessen, dem Charakter seines Volks getreu, fand er sich mit passender Dreistigkeit gleich in das, was der Augenblick gebot, trat ungezwungen, wenn gleich nach bäuerischer Sitte grüßend, in die Stube, verrichtete seinen Handfuß, und wartete alsdann in einem Winkel, bis der Hausherr das Zeichen zum Niederlassen gab. Es waren ein paar Gäste da: einer der Rathsherrn des Markts, der im schwarzen Mantel und großen Dreispizhut gekommen war; der Herr von Sprenger, des Hauses Freund, und dann die Freundin der Tochter, die geschwägige Genovesa. Tammerl behauptete den Ehrenplatz, ihm zur Rechten war Marianne, zur Linken die Mutter. Dann kamen auf jeder Seite einer der geladenen Herren, alsdann Jungfer Magdalene; ihr gegenüber Martina, neben ihr das Beverl. Ganz unten, wie billig, fand Seraphin seinen Platz.

Er hatte noch nie einen Luxus gesehen, der mit dieser Tafel hätte verglichen werden können. Die Speisen, Geschirre und Tischgeräthschaften des wohlhabenden Bürgerhauses schienen ihm königlich, unübertrefflich. Tammerl hatte in Wahrheit seine Pracht ganz geharnischt auftreten lassen, nicht um Seraphins willen, wie sich von selbst ver-

steht, aber wegen der beiden Herren, die gekommen waren, mit dem Meister einen Festtag zu feiern. Tammerl hatte nämlich die Versicherung erhalten, daß er bei der nächsten Rathserneuerung in den Magistrat des Marktes gewählt werden würde. Der mitspeisende Rathsherr verdiente als Hauptträdelöführer dieser Wahl eine Auszeichnung. Herr von Sprenger saß dabei als innig theilnehmender Freund. Es war nichts außerordentliches, daß zum Festschmause auch der arme verwaiste Seraphin gezogen wurde. Die Sitten des Landes waren noch so vollkommen patriarchalisch in Märkten und Landstädtchen, daß die Gegenwart eines Bauern, eines armen Studenten, eines Dienstboten am Tisch der Herrschaft oder des Wohlthäters oder des Gutsherrn durchaus keinen Anstoß erregte, war der Tag auch noch so festlich, und noch so gewählt die übrige Gesellschaft.

Seraphin speiste und horchte auf wie Zweie. Er sah auch für Zweie, denn indem er gleichgültig über den Tisch zu schauen vorgab, hütete er mit dem rechten Auge sein Kleinod Martina. Das Mädchen machte es ungefähr eben so, gab nicht viel auf die Schmeichelworte, die der neben ihr sitzende Herr von Sprenger an sie verschwendete; sie wehrte sich gegen seine kindischen Tätzcheleien — der alten Herren Brauch, womit sie der Jugend gegenüber, als hinter einer Schäferlarve, ihre Kunzeln zu verstecken suchen — und nahm auf einmal eben von dem Wangenklopfen und Haarstreicheln des Herrn Anlaß, auf eine lustige Weise ihren Platz mit dem der Genovesa zu vertauschen, so daß sie neben Seraphin zu sitzen kam.

Der Stuzer aus Leopoldi Zeiten eiferte über bössliche Verlassung. Munter, wie immer, entgegnete ihm Martina und spitzig: „Weil der gnädige Herr mich nicht mit Fried lassen will, so muß ich schon Platz machen. Der Seraphin da, das hölzerne Mandl, wird mir nichts thun.“

Gelt, Seraphin?" Sie begleitete diese Worte mit einem vertraulichen Zupfer, den der hohe Tisch der Gesellschaft verbarg, und Seraphin war — ach wie selig! Die Neckereien des alten Becken hatten ihn nicht wenig verdrossen, und nun saß die Holde neben ihm, und hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihn lieb hatte!

Das Gespräch ging seinen hurtigen abwechslungsvollen Gang. Nach unbordenklichem Herkommen unter den Hauswirthinnen aller Himmelsstriche entschuldigte sich Frau Marianne bei jeder Speise, daß dieselbe nicht gar extra gerathen. Die Polenta war zu weich, die Kranewitter waren nicht zu fett; das Wildpret hatte nicht genug Beize, die Pastete war nicht gerathen. Natürlich läugneten die Gäste alle diese Mängel, die Schwiegermutter ausgenommen, die immer der klagenden Wirthin in bösllicher Absicht beistimmte. Tammerl lobte dagegen seinen Wein und schenkte tapfer die Gläser voll. Er log in der Geschwindigkeit mehrere Reiseabenteuer zusammen und prahlte mit der weltgeschichtlichen Bedeutung der „Stadt“ Inns und ihrer Vorzeit. Die Mama Tammerl erzählte ihre Lieblingsgeschichte vom bairischen Kriege, wie ein hoher Offizier in Max Emmanuels Gefolge sich herzlich in sie vergafft habe, und wie er aus Verzweiflung über ihre patriotische Abweisung seiner Liebe am Pont-laz den Tod gesucht und gefunden. Der Herr von Sprenger berichtete allerlei Wunderdinge von Wien und Breslau, und schimpfte über die elende Regierung der Erbstaaten des Kaiserhauses, wiederholte zum tausendstenmale seine Veruneinigung mit den Häuptern der Verwaltung, und beklagte sich bitter, daß, anderer Beispiele nicht zu erwähnen, ein viel jüngerer Mann als er, der Herr von Dobroslaw, im Begriff stehe, dirigirender Rath zu werden, während er selbst, der Klügere, Gewandtere und Erfahrene, stets auf einer subalternen Stufe habe stehen bleiben müssen. — Bei Erwähnung des Herrn von Do-

broslaw ermangelte Frau Martha nicht, ihrem Nachbar bedeutungsvoll auf den Fuß zu treten und mit den Augen nach der wie mit Gluth übergoßenen Magdalene zu winken, worauf der Herr von Sprenger achselzuckend und naserümpfend schwieg, und Marianne, ihrer Schwester aus der Verlegenheit zu helfen, wieder eine Küchenbescherde auf's Tapet brachte. Die Wendung benützend, sang Tammerl sein altes Spottlied gegen die Innsbrucker, nicht Hohe, nicht Niedrige verschonend, und das „Vesperglöckl“ erkundigte sich mit einem Schwall von Fragen nach dem guten Peter, und wie es ihm denn wohl gehe in der verderbten Hauptstadt. — „Wie wird's ihm gehen?“ fragte Tammerl ironisch entgegen: „Das Heimweh verzehrt den armen Narrn, er lebt so zu sagen nur von der Luft, die zu Innsbruck auch nicht gar extra ist, und sein Meister machts mit ihm, wie der schwäbische Bäcker mit seiner Kaze. „G'wohn's, Mudel, g'wohn's!“ hat selbiger immer zum Kagl gesagt, als er mit ihm den Ofen auswischte. Nun, um so fröhlicher wird der Peter nach überstandener Lehrzeit seine Heimath wieder sehen. Es gibt doch nur ein Imst in der Welt! nicht wahr, Herr Gevatter?“

Tammerl stieß mit dem Rathsherrn an, dem die Augen beträchtlich vor dem Kopfe lagen, da er sich, wie man sagt, aus der Form gegessen hatte. „Unser Imst,“ fuhr Tammerl fort, „ist halt eine Kapital-Stadt. Denn ich mag unser Imst nun und nimmermehr einen Markt heißen, denn es ist eine Stadt, weil der höchstselige Herzog Meinhard und sein Sohn, der fürtreffliche König Heinrich, die beide recht gut wußten, warum sie es thaten, Imst zu einer Stadt erhoben. Es ist eine Schande für unsere Voreltern, daß sie von dem Recht keinen Gebrauch gemacht haben, aber was liegt daran, daß sie es versäumten? Der König Heinrich besaß kein fingerbreit Landes in Böhmen, und hieß dennoch dieses Landes König bis an sein Ende.

Eben so halte ich's mit Imst. Wenn ich aber bedenke, was aus unserer Stadt hätte werden können! Innsbruck wäre ein armes elendes Nest geblieben, wenn Imst emporgekommen wäre. Alle Aemter und Stellen wären hier, die Hauptstadt von Tirol wäre da, wo wir sitzen. Gibt's eine lustigere Gegend im ganzen Lande? Gibt's irgendwo ein Volk, so brav und treu und bieder, wie das unsrige? Wir wissen zu leben, wir arbeiten, wo es Noth thut, und genießen unser Leben wiederum, wie sich's gehört. Wenn das Jahr seine Last hat bei uns wie überall, so hat's auch seine Freuden, wie nirgends außer unserem Weichbild."

"Das muß wahr seyn," bekräftigte der begeisterte Rathsherr: „fröhlicher ist's nirgends. So haben wir gerade heute wieder das Schemenlaufen für diesen Fasching erlaubt, dem Eifer der Geistlichen und der Mißbilligung der Obern zum Troß. Ei was, das Volk muß auch seine Lustbarkeiten haben.“ — „Ganz aus meiner Seele gesprochen," nahm Herr von Sprenger das Wort: „das Volk muß zahlen, leisten und steuern, muß sich hudeln lassen von nichtsnutzigen Beamten, da immer die bessern und wohlthätigen Männer zurückgesetzt werden — es ziemt ihm daher auch eine Freiheit im Leben und Verkehr. Ich liebe das Volk von ganzem Herzen, und seine Fastnachtschwänke machen mir eine weit größere Freude, als ein Hofball zu Wien, oder ein schaaales Concert zu Innsbruck, wo die Leute vorgeben, ihr biederer Tirolerdeutsch vergessen zu haben, und nur auf italienisch schwätzen und singen. Was werden denn heuer für Aufzüge im Schellenschemenlaufen vorkommen?“ — „Ein recht ergötzlicher Schwank soll ausgeführt werden," lachte der Rathsherr: „sie wollen den Auszug der alten Jungfern ins Sterzinger Moos vorstellen.“ — Ein höchst beifälliges Gelächter belobte die Anzeige und den Vorsatz der Maskenläufer. Tammerl und der Rathsherr überwöherten den Beifall,

ob schon Marianne nun ihrerseits dem Eheherrn auf dem Fuß trat, und ihm zuflüsterte: „Denk' doch auf die arme Venerl!“

Die Tante, von dem ungarthen Gelächter verlegt, stand, ohne Aufsehen zu erregen, vom Tische auf und ging hinaus. Während die Zurückbleibenden unter sich noch ferner spaßten und witzelten, fragte Seraphin seine liebe Nachbarin leise: „Warum läuft die Tante davon?“ — „Das will ich Dir hernach sagen,“ versetzte Martina: „komm nach Tisch dort in's Eckzimmer, hörst Du? Wirst Dich nicht vor mir und der Beverl fürchten?“ — „Behüte Gott, seit ich von dem Weinachtzelten gegessen, fürchte ich mich vor gar nichts mehr in der Welt,“ rühmte sich Seraphin, und stand vom Tische auf, da ihn Tammerl in seine Nähe winkte. „Schau ein bisschen nach meinen Vögeln,“ ermahnte ihn der Meister: „die Nachtigall hat, wie ich meine, den Pips, sieh, was mit ihr zu machen. Du wirst auch Deinen Rothkropf finden, den der Narr zu Burgeis meiner Lina geschenkt hat.“ —

Seraphin ging gehorsam eben in das Eckzimmer, das ihm Martina bezeichnet hatte. Er war kaum mit der Besichtigung der Nachtigall fertig geworden, und stand vergnügt vor dem Rothkröpfel, das wie ausgewechselt im Bauer hin und her hüpfte, ein Buckerl um's andere machte, und sich anstellte, als erkenne es seinen ehemaligen Herrn und Erzieher mit Haut und Haar wieder, — als die schnellfüßige Martina herein kam. Sie ging, vorsichtig umschauend, auf den jungen Plaschur los, und hielt ihm plötzlich ein Papier, das sie hinter ihrem Rücken verborgen gehabt, vor die Augen. „Kennst Du das?“ fragte sie, und durchstach ihn fast mit ihren Blicken.

Seraphin gewahrte zu seinem Erstaunen ein Herz von weißem Papier, und darauf Oswalds Schriftzüge, die da hießen: „Ich gehöre der lieben Martina Tammerl.“ — Wenn schon sein eigenes Herz als wie zu-

sammengeschnürt war, so antwortete Seraphin dennoch mit Sicherheit: „Freilich kenne ich das.“ — „Wohl?“ — „Gewiß und wahrhaftig.“ — „Ist das Herz von Dir?“ — „Es kommt von mir, wenn schon ein guter Freund für mich die Worte darauf geschrieben.“ — „So, so; da fehlt aber noch etwas von Deiner Hand, wenn ich Dir glauben soll.“ — „Was denn?“ — „Warum wirfst Du roth? Kannst vielleicht nicht schreiben?“ — „Oho! wär' nicht übel. Bin im Schreiben nie der Letzte auf der Bank gewesen.“ — „So schreib' hinzu, was noch auf das Herz gehört. Dort ist der Tante Schreibzeug. Geschwinde nur, ehe Jemand kommt.“

Seraphin lief gehorsam, tauchte die Feder ein, und fragte etwas verlegen: „Was soll ich schreiben?“ — „Was Dir einfällt, wenn Du mich gern hast.“ — Der Knabe zögerte. Martina blickte ihn etwas meuterisch an und fragte wieder: „Ich gehöre der lieben Martina. Wer ist der Ich?“ — Er wollte schon erwidern: der Nothkropf; aber auf einmal schloß ihm das wahre Licht in den Verstand, und zufrieden lachend malte er unter Oswalds Worte seine Unterschrift: „Johannes Seraphin Blaschur.“ —

Entzückt, gehörig verstanden worden zu seyn, riß ihm Martina das Herz aus der Hand, rief: „So ist's recht. Du hast meinen Zeltan angeschnitten, und ich hab' Dein Herz; jetzt bin ich zufrieden!“ und verbarg das Blatt in ihrem Mieder. Es war Zeit, „denn das „Vesperglöckl“ kam wie ein Sturmwind in die Stube. „Wo steckst Du denn?“ fragte sie: „Was habt's denn miteinander? Was hat denn der Bub' mit der Dinte zu schaffen gehabt? Er hat ja großmächtige Dintenflecken an seinen Fingern?“ — „'s ist nicht wichtig,“ antwortete Martina mit bewundernswerther Gegenwart des Geistes: „Der Patscher hat sich am Nachtigallenkäfig die Finger geschürft, und hernach Dinte darauf gepakt. Bist ein rech-

ter Bauer, Seraphin; pfui, die garstige Dinte auf den Finger zu schmieren! Warte, wenn die Tante erführe, daß Du über ihr Dintenzug gekommen! Laß Dir etwas um den Finger binden, Du Ungeschickter!" Und also gleich hatte sie einen Lappen bei der Hand und schnitt ihn zu, und wickelte trällernd den schwarzgefleckten Beräther ein, als wäre er scharf verletzt.

„Das bringt mich auf einen gar schönen Gedanken,“ sagte sie lichernd noch während der Arbeit zu ihrer neugierigen Freundin: „aber der Seraphin muß uns den Spaß nicht verderben. Weißt Du, Beverl? die Tante Magdalene hat geweint wegen der Dummheit vom Sterzinger-Moos, die der Gevatter vorgebracht hat. Sie meint immer, man föpfe sie, wenn von alten Jungfern geredet wird. Wir wollen auf ihren Verdruß ein Pflaster legen, wie das Bindl da auf des Buben Finger.“ Sie zwickte dabei heimlich den Seraphin in die Hand, daß er hätte schreien mögen. „Was meinst Du, Beverl?“ fuhr sie fort, „beim Schemenlaufen soll sich der Seraphin als ein Rußler verkleiden, und durch den Rauchfang herab in's Haus kommen, und die Tante brav rußlen! He! wie gefällt Dir das? Sie wird lachen und 's wird ihr gefallen, weil der Spaß nur den jungen Mädeln angethan wird!“ —

Genovefa gab ihre Zustimmung mit tausend Kindeereien, und Seraphin, der keine Einwendung zu machen sich unterstand, obgleich er nicht wohl begriff, was von ihm gefordert wurde, erhielt die Zusage, daß die Mädchen schon für einen passenden Anzug sorgen würden, und daß es unendlich viel Spaß absetzen würde. — — Es ist von diesem Tage ferner nur zu sagen, daß die Alten lange zu Tisch saßen, daß während dessen die Jungen, worunter Seraphin, die Zeit mit unschuldigen Spielen unter dem Patronat der Tante verbrachten, und daß nach einer angenehmen Merende Seraphin, in Gna-

den entlassen, seinen Rückzug nach Tarrenz, zufrieden wie ein Prinz, antrat. — —

Der Unterricht in Handelsfachen, den er bei dem Grödner genossen, mochte noch so unvollkommen gewesen seyn, dennoch wußte Seraphin ganz genau, daß wer einmal einen Wechsel auf sich selbst unterschrieben, auch gehalten sey, denselben zu bezahlen. Daher betrachtete er sich von dem Augenblick seiner Namensunterschrift auf dem Herzen von weißem Papier als ein der Martina mit Leib und Seele ergebener Knecht, und eine vereinigte Heirath mit dem Mädchen als die Einlösung des Wechsels auf seine Person. Da es nun, wie er wohl begriff, bis zur Hochzeit noch eine Weile dauern konnte, so fand er sich verpflichtet, einstweilen dem kleinen Bräutchen in allen Stücken zu gehorsamen, und konnte also in seinem Eifer kaum die lustigen Endtage des Faschings erwarten, um sich in eine Larve zu stecken, die er noch nicht kannte, und auf Martina's Befehl einen Spaß zu machen, von dem er nicht ein Wörtchen wußte.

So wie denn nun die Sonne allgemach einen jeden Tag bringt, er sey gefürchtet oder willkommen, so kam auch seiner Zeit der sogenannte unsinnige Pfinztag heran. Seraphin hatte, nach Martina's Belehrung, Jedermann ein Geheimniß aus der Vermummung, die er beabsichtigte, gemacht, und sogar seinem Freund Schubflicker nur von der Neugierde geredet, die ihn beseele, das berühmte Schellenschemenlaufen mit anzusehen. Der ehrliche Maroner, dem der Fasching keine Freude mehr machte, ließ sich gern bewegen, an Seraphins Statt wieder einmal das Vogelhaus zu hüten und zu besorgen, und Seraphin benutzte demgemäß seine Freiheit, mit dem inbrünstigen Wunsch im Herzen, daß ihm Meister Tammerl nicht irgendwo begegnen möchte, von dem er einen Urlaub nicht erhalten.

Dem Kühnen, pflegt man zu sagen, ist das Glück

günstig. Es schien sich nicht minder für den jungen Blaschur vortrefflich anzulassen. Wie ihm befohlen worden, stellte er sich gleich nach dem Mittagmahl in dem Gasthause ein, das Genovesa's Vater hielt. Die Gassen von Innt wimmelten bereits von hin- und herirrenden Schaulustigen. Eine Maske war noch überall nicht zu sehen. Seraphin schlich, wie der Iltis in den Taubenschlag, in das bezeichnete Wirthshaus, und wurde also gleich von dem „Vesperglöckl“ und der Martina, die ihn erwarteten, empfangen. Das Haus war von Besuchern angefüllt; um so unbemerkter gelangte die kleine Gesellschaft in Beverl's Kammer, wo für den jungen Wintschgauer das Larvengewand schon bereit lag. Seine Eitelkeit wurde beim Anblick dieses Gewandes beträchtlich herabgestimmt. Statt eines bunten und lustigen Narrenaufzugs fand Seraphin nichts mehr und nichts weniger als das Kleid eines Rauchfangkehrers, schwarz und unscheinbar; daneben einen Ledergürtel, woran eine schmutzige Ruchbüchse hing.

„Schau, mein Bub“, hob Martina an, indem sie auf das mein einen gewissen Nachdruck legte: „das Gwandl wird Dir taugen. Leg' es geschwinde an, und streich' Dir das Gesicht brav mit dem schwarzen Pulver ein. Los jetzt, was ich Dir sage. Wenn die Schellenschemen zu laufen anfangen, — den ersten Tanz halten sie vor diesem Hause, — so menge Dich tapfer unter sie; und zieh' mit ihnen, die Dich nicht kennen werden in dem Durcheinander, bis an unser Haus. Die Mutter und die Tante pflegen es verschlossen zu halten, weil sie sich vor dem losen Volk und seinen Spässen fürchten; ich werd' aber auf der Paß' stehen, und die Beverl ebenfalls, denn sie geht mit mir. Du wirst sehen, daß die Thür ein bißel klappt, springst dann hinein und ohne Verweilen die Treppen hinauf zum Estrich, von da auf's Dach, von dort in das Kamin, das drei Mauerispitzen hat, streiffst

dann herunter durch's Kamin bis zum Herdmantel in unserer Kuchel. Dort bleibst Du, und fallst nicht etwa herunter, bis Du uns in der Kuchel spürst, und bis ich sage: „Tante Lenerl hörst Du was?“ — „Dann hüpfst Du feck auf den Herd,“ nahm das Vesperglöckl das Wort, „vom Herd zur Erd', fahrst auf die Tante los, als wie ein abgelassener Hund, kriegst sie beim Kopfe, und streichst ihr beide Backen mit dem Ruß an, den Du an der Binde trägst. Laß' sie nicht los, und wenn sie noch so viel schreit. Kannst ihr auch mit dem schwarzen Maul ein Bussel geben, daß sie einen Schnauzel kriegt, und machst Dich hernach davon, wie Du kannst. Nicht wahr, so meinst Du's, Tina?“

„Sm, ja,“ entgegnete Martina kühl: „bis auf das Bussel, das sich nicht schickt, hörst Du, Seraphin? Die Tante nimmt's so viel übel, wenn gethan wird, was sich nicht schickt. Das thust Du nicht, Seraphin. Mit den schwarzen Backen ist's genug, und spring' nur eiligst weg, und lauf' wieder daher. Wir kommen dann schon selber, und auf ein Seidl Wein, Dich aufzufrischen, wird's uns auch nicht ankommen. Schleun' Dich jetzt, die Huttler werden bald auslaufen. Halt' Dich versteckt in dieser Kammer, und in dieser Kammer wollen wir Dich wieder finden.“

Schäckernd und narretheiend stäubten die lustigen Dirnen dem armen Schlucker das Gesicht voll Ruß, und machten sich davon. Seraphin unterzog sich schleunigst seiner Verwandlung. In der That brauchte er dazu nicht lange. Das garstige Gewand war hurtig angelegt, das saubere unter Beverls Kopfkissen versteckt. Die Lederkappe bedeckte flugs Seraphins schöne braune Locken, und seine hübschen Augen waren gleich nicht mehr zu erkennen unter dem schwarzen Graus seines Angesichts. Vollkommen eingeteufelt paßte er, an der verriegelten Thüre lauernd, auf die Schellenschemen und ihren Lärm. — Daneben hatte er

Muße, das Kammerl der Genovesa mit der Scharfsichtigkeit des Luchses zu durchspähen. Es war für ihn eine Novität, er war noch niemals in der Kammer einer Jungfer gewesen. Er konnte sich selber keine Rechenschaft geben, warum jeder Gegenstand in diesem Gemach ihm vorkam, als wäre derselbe einer ganz absonderlichen Aufmerksamkeit werth. Dennoch waren Tisch und Stühle eben so gering und einfach, wie in andern Stuben; die Stubendecke gewölbt, wie anderswo, das Fenster klein und rundscheibig, wie in tausend andern Kammern. Der Sonne Strahl spielte herein, wie zu Tarrenz in die Kanarienvauer; ein willkommener Gegensatz zu der Eiskälte des Ofens, der über den Winter noch kein Stücklein Holz im Brande gesehen, weil rasche Jungfern nichts von Frieren wissen. —

Aber auch dem Späher Seraphin wurde sehr behaglich warm, da sein Blick vom grünen Fenstervorhang zum rothgitterten Bettvorhang glitt, von dem mit Ephen bekränzten Kreuzifix zum Spiegel über den Tisch, woran Genovesa ihren Kopfschmuck bestellt, ihren Anzug vollendet hatte. Der Kleiderkasten, halbgeöffnet, schien dem lauerten Rußler ein Schrank der Geheimnisse; seine Nase witterte einen ganz besonders würzigen Lavendelduft, der aus dem Kasten strömte. Der feine Geruch erinnerte ihn an den Weihrauch der Kirche; das Muttergottesbild an der Wand sah ehrwürdig, als ob es in einer Kapelle hänge; die Kapuziner-Dreifönigkreuze an der Thüre mit den heiligen Buchstaben C. M. B. schauten den Betrachtenden an, wie die Anfangszeichen himmlischer Offenbarungen; das kleine Weihbrunnengefäß daneben, wie einer unversiegenden Quelle des Heils priesterlich geweihte Fassung. „Ich glaube wohl,“ dachte er in seinem Sinn, „daß der leidige Satan über diese Schwelle keine Macht hat, und darum ist mir auch so gut und warm in meiner Haut; denn mit den Jungfern ist's doch immer etwas extra, und bei der Martina muß es akkurat ausschauen, wie da, —

nur wär' ich lieber dort, als hier. — Nur wär' ich lieber dort, als hier," setzte er noch einmal hinzu, indem er, vom Gesamteindruck des Ganzen zurückkommend, auf die Einzelheiten seiner Umgebung zu merken begann.

Der Ordnungssinn, der — ein Erbtheil seiner Mutter — ihm eingeboren war, stimmte schlecht mit dem ordnungslosen Leichtsinne, dessen Spuren das lustige Besperglöckl überall verzettelt hatte. Der Unterrock, den Beverl gewechselt, lag noch auf der Stelle, wo er fiel, am Boden, wie ein Zauberkreis. Ein Schuh stand unter'm Bett, der andere lag, das rothe Stöckl kläglich gen Himmel streckend, hinterm Ofen. Die Bürste schwamm in der angefüllten Waschschüssel, der Kamm schlauderte auf dem Fenstersims. Ein Stück Band fuhr da, eine zerzauste Spitze dort im Winkel herum; aus der unbesonnen zugeklappten Truhe hing eines seidenen Kleides Zipfel jämmerlich eingeklemmt hervor; auf der Wasserflasche saß die Nachthaube, das Handtuch hing über den Lichtstumpf her. Das Gebetbuch lag gekreuzt mit dem Buckelkragen; der Boden funkelte weiß und gelb von hastig verbogenen und zornig weggeworfenen Stecknadeln.

"Nein," sagte Seraphin zu seiner Ordnungsliebe: „bei Martina muß alles viel reinlicher und aufgeräumter aussehen, es wäre sonst nicht gut. Schaut das liebe Narrl nicht aus, als käme es grad vom Zuckerbäcker, so rund, so rein, so süß und hül? Sie hat an der Tante eine gute Lehrmeisterin; aber, daß Gott erbarm', soll denn wirklich das saubere glatte Madl in einem Kloster versperret werden?"

Der plötzlich wiedererwachte Schreckensgedanke hätte dem armen Jungen viel zu schaffen gemacht, wenn nicht neben der Kammer, die mittelst einer inwendig verriegelten Thüre mit einem Gemach der Wirthsgelegenheit zusammenhing, ein paar Männer ein lautes Gespräch erhoben hätten. Seraphin spitzte die Ohren. „Der

„Egidi,“ flüsterte er in sich hinein: „und — Gott sey mir bei — der Grödner ist mit ihm!“

„Hab' ich doch seit hundert Jahren Dich nicht gesehen!“ sprach der Letztere: „Nun, mich freut's, daß ich Dir begegnete. Komm da herein, in dem Stübel ist kein Mensch. Im ganzen Hause summt es wie in einem Bienenkorb; hier sind wir allein, und ich hab' Dir viel zu erzählen.“ — „Caschi, caschi, buon gi,“ erwiderte einmal über's andere der Engadiner, dessen Stimme eine ziemliche Verlegenheit verrieth: „Was machst Du hier? Bein, bein, sey gegrüßt, Grödner. Wie steht's a casa?“ — „Gut und schlecht, wie Du willst.“ — „So, so; nun buon gi noch einmal. Trink' ein Glas. Was macht denn der kleine Spizbub, der Giuben, der Plaschur?“ — „Brr, pfui, pfui! erinnere mich nicht an den undankbaren Buben.“ — „Oh, oh, undankbar? parchei? Trink, Grödner! Ecco ün vin cotschen, der sehr gut. Oder beliebst Du vin alv?“ — „Das ist mir gleich. Deine Gesundheit, Egidi.“ — „Si, si, bevein üna buteglia d'vin ausmen!“ — „Gut, gut. Wenn sie mir aber schmecken soll, so bring' nicht wieder die Rede auf den Seraphin.“ — „Parchei buc, par amur da Dieu?“ — „Bah, er ist ein Halunk, der's nicht verdient.“ — „Ei, ei, was hat er denn gethan?“ — „Was er gethan hat? Er ist mir davon gelaufen.“ — „Co! davon gelaufen?“ — „Ja, ja, und zwar nachdem er mich bestohlen.“ — „Co! ei'gl pusseivel! bestohlen?“ — „Wie ich Dir sage. Wenn ich doch den Bursch auf den Händen getragen, ihm ein schön Stück Geld zugewendet, und vom Kopf zum Fuß ihn neu gekleidet habe? Und kaum hat er das Geld und das Gwandl gehabt, fort ist er gewesen, als ein rechter Dieb!“ — Egidi brummte allerlei unentschlossen in den Bart. Der Grödner fuhr fort: „Es hat mir schier das Herz abdrücken wollen, denn ich hatte es mit dem Buben gar gut vor. Ich hätt'

ihm nachsetzen, ihn mit Steckbriefen verfolgen lassen, wenn mir nicht just wichtigere Dinge im Haus ausgekommen wären. Bah! der undankbare Kerl soll sich meinerwegen hängen lassen, wo's ihm beliebt, aber er soll sich nicht unterstehen, jemals nach Burgeis zurück zu kommen. Die Leute sind so aufgebracht gegen ihn, daß es ihm schlimm ergehen würde, und ich helf ihm nicht mit einer Fingerspitze, dem hinterlistigen Gauner und Dieb, der um kein Haar besser ist, wie sein sogenannter Vater, der Landstreicher, der!" —

Der Grödner wäre vielleicht mit seiner erbaulichen Standrede noch lange nicht zu Ende gewesen, wenn nicht eine Erscheinung, auf die er nicht gefaßt, die sprudelnde Anklage auf seiner Zunge fest gebannt und seinen Zorn in Angst und Schrecken verwandelt hätte. Seraphin nemlich, der mit unsäglicher Wehmuth und Erbitterung die Beschuldigungen des Vormunds vernommen, konnte sich nicht enthalten, die Thüre jählings aufzureißen, und außer sich dem Grödner entgegen zu springen mit gerungenen Händen, mit bitterlichen Thränen, und mit dem Geschrei: „'s ist ja nicht wahr, Grödner grüß Gott, Grödner Ihr werdet doch nicht so schlecht von mir denken daß Gott erbarm', Grödner, ich bin gewiß und wahrhaftig kein Dieb verzeiht mir nur um Gotteswillen, Grödner ich will's gewiß nimmer thun aber ich kann nichts dafür, ich kann nichts dafür!"

Wäre der Krämer nicht in einer Ecke hinter dem schweren Tische gesessen, wo eine Flucht nicht wohl möglich, er hätte beim Anblick des schwarzen kleinen Teufels den Wein und den Freund ohne Weiteres im Such gelassen, um der höllischen Erscheinung zu entrinnen. Auch der Engadiner sprang bestürzt von seinem Stuhle auf, doch erkannte er bald die Stimme des Seraphin, packte denselben, der sich an den abwehrenden Grödner mit aller Gewalt klammerte, beim Kragen, und fragte halb lachend, halb böse: „Oibò,

chei Giavel! was soll das bedeuten, Bub? Wie kommst Du daher? Wie kommst Du in die Maschera?" —

Seraphin riß sich unwillig von ihm los, und flehte, ohne aufzuhören, bei dem Grödner um Vergebung, be-theuerte seine Unschuld, klagte den Engadiner als den Anstifter alles Uebels an, und bat, wieder in des Krä-mers Haus umkehren zu dürfen, alles wieder gut zu machen. „Ich bin kein Dieb, und will nicht ein Dieb heißen; ich bin nicht undankbar, und will's Euch be-weisen!“ schluchzte und tobte er in einem fort, bis dem Krämer die Schuppen des Entsetzens von den Augen fielen, und er zu verstehen begann, wie sich in allen Stücken die Sache mit dem Jungen verhielt. —

Nach den Erläuterungen, die Seraphin herzaufrich-tigst gab, und denen Egidi verdrießlich und stumm bei-wohnte, drehte sich der Krämer mit ernstem Vorwurf zu dem Engadiner, und fragte: „Wer hat denn Dir das Recht gegeben, mir den Buben zu stehlen, und wie kommt er in diesen wunderlichen Aufzug? Hast Du ihn aus meinem Hause geraubt, um ihn zu einem Rauch-fanglehrer zu machen, Du falscher Wälscher?“ —

Egidi, der, wie Maroner gesagt, stahlhart und auf jegliches gefaßt war, entgegnete trocken: „Wie der fursant aus einem hundreivel Utschaller ein tschufiger Spazza Camin geworden, weiß ich nicht; aber Du mußt wissen, Mercadont, daß ich bin sein Aug, daß er mein Nepot, daß wir sind von einer Schlatta, und daß ich eher ein Recht auf den Giuven habe, als Du, bei dem immer die höllischen Katzen im Hause los-gelassen sind. Verzeih; aber „tirs igr vin gi ün ia vardad.“ —

Der Grödner machte große Augen, und es entspann sich alsogleich zwischen ihm und dem Engadiner ein heftiges Gesecht mit Worten in romanischer Zunge, dem Seraphin

zuhörte, ohne davon mehr zu verstehen, als daß sich beide harte Dinge sagten, und jeder seine Ansprüche auf ihn geltend zu machen suchte. Er forschte daher unruhig in den Zügen der Männer, auf welche Seite die Wagschale sich neigen dürfte, bis endlich der Grödner, von der Zungenfertigkeit seines Gegners überwunden, ermüdete, das Gewehr streckte, wie es schien, und sagte: „Lassen wir's gut sehn, und machen wir die Sache freundlich ab.“ — Worauf der Engadiner: „Giè, mien Amig; par mei jau sunt content cun tei; wenn Du aber noch hättest Zweifel, und wolltest cun Guault den Giuven in Dein Haus zurückführen?“ —

Der Grödner unterbrach ihn mit Befangenheit: „Nein, nein, das verlang' ich nicht, das will ich nicht. Seraphin, ich bitt' Dir ab, und will Deinen guten Fuß zu Burgeis wieder herstellen, wahrhaftig, das will ich aber ich kann Dich nimmer im Hause brauchen, und weil Du ein Glück machen wirst, wie der Egidi sagt“ — „Verzeiht mir doch ganz und gar,“ bat der redliche junge Mensch: „verbietet mir Euer Haus nicht, ich will Euch ehrlich dienen, Ihr sollt mit mir zufrieden sehn!“ — „Ich glaub's, glaub's wohl, Du Hascher,“ versetzte der Grödner freundlichst, und klopfte ihn auf die von Ruß und Thränen marmorirte Wange: „aber weißt Du wohl, ich bin jetzt ganz allein die Alte ist gleich nach Deinem Abgang auch abmarschirt — in die ewige Ruhe, so Gott will“ — „Desto besser, Grödner, wir wären dann ganz friedlich bei einander.“ — „Wohl, wohl; aber schau, Du Ischappel, es wird nicht lang mehr dauern, und es kommt ein anderes Weib in's Haus weißt Du wohl die Hocheneckers Christine und sie wird's nicht leiden wollen, daß nun, nun, gib Dich nur zufrieden. Wir bleiben jetzt gute Freunde, und damit basta.“

Ein gewisser Instinkt bestätigte dem jungen Menschen des Grödners Befürchtung, daß ihn ein junges Weib wohl

noch unlieber als eine Alte im Hause sehen würde. Zugleich gab sich Seraphin innerlichst das Zeugniß, gegen den Grödner gehandelt zu haben, wie die Rechtschaffenheit es verlangt; denn fürwahr nur mit schwerem Herzen, und gerade nur, um seine besleckte Ehre wieder herzustellen, wäre er aus Martina's Nähe fortgezogen, um den Ladenknecht beim Dorfrämer zu machen. Daher fand er sich jezo um so bereitwilliger in d. s. Grödners willkommene Bedenklichkeit, und grübelte nicht den Gründen nach, die Egidi vorgebracht haben mochte, um ihn dem Hause Tammerl zu erhalten.

Sein Wohlbehagen wurde indessen gestört durch die harte Anrede des Engadiners: „Sag jetzt, wo Du kommst in die Maschikra? Schämst Du Dich nicht, die Narradads mitmachen zu wollen, und bist nicht größer als der Pollisch?“ — „Oho, oho!“ versetzte Seraphin, den das Gleichniß billig ärgerte, weil er schon mit seinem Kopfe beinahe an den höchststehenden Silberknopf des Egidi-Brusttuchs reichte: „Das wird doch nicht seyn! Was geht Dich meine Maschera an?“ — „Co? mich nichts angehen?“ polterte Egidi drohender: „Sag mir das noch einmal und ich geb' Dir eine Schlaffada èlg Grugn, daß Dir der Kopf um und um geht, wie ein Torkel!“

Was eine Schlaffada bedeute, do'metschte dem Aufseher die Bewegung, die der Engadiner durch die Luft machte. Seraphin duckte sich, und richtete auch dann den Kopf nicht in die Höhe, als Egidi fortfuhr: „Hat Dir der Meister erlaubt, den Spazza Camin vorzustellen? Giè ner na? Ja oder nein?“ Der arme Schelm hatte nichts zu antworten, und darum verbannte ihn Egidi mit den Worten: „Marschir, marschir, or cun tei lurlant! Ruf der Stellmarschir' hinaus in Dein Nest, und wasch' Dich weiß, Du schmaladiou Neger! Kommst Du mir wieder in's Gesicht, wie Du bist, Veh a ti!“ — Der Grödner hatte gut vorlitten, Seraphin mußte die Flucht ergreifen.

Wo waren aber indessen die tollen Maskenläufer, denen sich Seraphin hatte anschließen sollen, hingekommen? Der Auszug der Faschingsnarren hatte schon längst stattgefunden. Der ganze bunte lärmende Troß hatte sich vor dem Gasthause müde getanzt und geschrieen und geklingelt, und Seraphin hatte — während seiner Verhandlungen mit Ggidi und dem Grödner — nicht das Mindeste von dem Getümmel vernommen. Als er nun hinaustrat auf die Gasse, trieben die Schemen schon im Untermarkt ihr Wesen, und der vereinzelte Rußler lief, von einigen Buben verfolgt, die ihm „Spazza Camin“ nachschrieen, wie der Engadiner, zwar nicht gen Tarrenz, aber dem Hause zu, wohin er beschieden und vergebens erwartet worden war.

Das Schemenlaufen nahm sich drollig genug aus. Die Felder des Maskenspiels waren größtentheils in abenteuerliche Weiberlarven versteckt. Den Zug eröffnete eine Bande der sogenannten Kollerinnen in kurzen Röcken, überall mit Schlittengeläut behangen. Dieser wunderlichen Musik folgte eine noch auffallendere: ein Trupp von Schellerinnen, noch abscheulicher verkleidet als ihre Vorgänger, und Kuhglocken — manche von einer Schwere von sechzig bis siebenzig Pfund — an Ledergürteln um den Leib schleppend. Der Lärm, den diese seltsamen Instrumente machten, während die Schellerinnen gingen, hüpfen oder tanzten, war ein infernalischer Spektakel. Gleich den leichten Truppen in Feld und Plänkelei sprengten zu beiden Seiten der klingenden Larvenmenge die Duxen, ebenfalls Weiberlarven, die Unterinntalertracht lächerlich nachäffend und mit Säcken, die voll Heu gestopft, auf das gaffende Dirnenvolk schlagend; die Pulgen: verlarvt wie die vorigen, aber mit größern und gewichtiger gefüllten Säcken versehen, womit sie auf die Buben und alles Mannsvolk lospaukten; die Rußler, die den jungen Mädchen nachsetzten, und eine jede, deren sie habhaft werden mochten, schwarz machten, insofern

nämlich die Verfolgte den Ruf völliger Unbescholtenheit besaß; so daß zum Ehrenzeichen wurde, was etwa anderwärts zur Schmach gedient hätte; die Maieri: wiederum in Weibskleider verummte Bursche, die sich anstellten, als wollten sie die gerußelten Mädchen dienstfertig abreiben und reinigen. — Diese verschiedenen Truppen verbreiteten ringsum eine solche Verwirrung und ein Getöse dergestalt, daß ein Fremder hätte glauben können, der Markt sey von tartarischen Horden erstürmt worden. Die Gasse hatte kaum Platz für die neugierigen Zuschauer, die beständig vor den Schemen liefen, schreiend, lachend, sich überstürzend, aber eben so flüchtig wieder zusammenfloßen, wie gepeitschte Wellen, weil die Neugier und die Scherzlust weit das Ungemach überwog. Die meisten Häuser waren geschlossen, um den zudringlichen Ausflern den Eingang zu verwehren; wo eine Thüre klaffte, drangen sie ein, ein toller Schwarm, und öfters thaten auch andere Masken, als Zigeuner und Diebe verkleidet, dasselbe, und stahlen, was sie erwischen konnten, um die Beute, die übrigens am nächsten Tag zurückgestellt wurde, im Triumph heranzutragen. Hinter den genannten fliegenden Motten, die den Scherz so eifrig und gewissenhaft trieben, daß man ihn gar oft für bitteren Ernst hätte nehmen können, entwickelte sich der lange Zug der alten Jungfern, die auf's Sturzingermoos geschafft wurden. Von Schergen getrieben, und begleitet von einem Gerichtschreiber in poffenhaftem Gewande, der hie und da ein närrisches Protokoll verlas, das nicht glimpflich mit der zärtern Hälfte des Menschengeschlechts umsprang, wanderten die armen Fräulein zu Fuß, mit oder ohne Pantoffeln, zu Esel, zu Wagen, und in Sänften und Kraxen getragen, mit Heulen und Zähnklappern dem feuchten Verbannungsort entgegen; belacht von der Menge, beklatscht, nur nicht bemitleidet. Die Farben aller dieser Schaaren überboten sich in Abscheulichkeit und Verzerrung; doch waren

ihrer sehr viele ehrwürdig durch ihr Alter, indem sie wohl vor einigen hundert Jahren schon gebraucht worden. Diese Schemen gehen als ein hochgewürdigtes Erbtheil in den Familien von Glied zu Glied, und es ist schon zu Imst erlebt worden, daß Leute, deren Häuser lichterloh brannten, jene alten Masken, hinter denen schon der Urabnherr seinen Spaß getrieben, vor allem andern Gut gerettet, und sich mit der theuern Schemen Erhaltung über bedeutenden Verlust getröstet haben. Wie noch heutzutage üblich, durchströmte der Zug in brausendem Wirrwarr alle Gassen des Marktes, tanzte vor den Gasthäusern, um eine Spende an Wein und Brod zu verdienen, und vor den Wohnungen der angesehenern Personen vom Adels, vom Beamtenstande und vom Magistrat, um ein Trinkgeld zum Verschmausen zu gewinnen, und rastete nicht, bis zur Abendglocke, die dem Heidenlärm und Fastnachtschwank ein Ende machte, so wie das Mittaggläuten ihm das Zeichen zum Aufmarsch gegeben.

Der ängstliche und gescheuchte Rusfler Seraphin rannte, was er konnte, dem Tammerlhaufe zu. Die Schemenläufer waren schon weit davon. Die Thüre war fest verschlossen. Aber in seinem Eifer, dem Befehl der Martina zu gehorchen, rathschlagte Seraphin nicht lange über die Mittel dazu. Das Nachbarhaus war offen. Er springt hinein, wie ein Pfeil, findet eben so schnell den Weg auf's Dach, schwingt sich nicht ohne Gefahr auf den steilen First des Bäckermeisters, kletternd und hinanstürmend über Schindeln und Schwersteine zum Rauchfang mit den drei Zinnen. Kaum läßt er sich Zeit, einen erfrischenden Athemzug zu thun, und schon fährt er, wie ein gelernter Kaminfeger, in den rußigen Schlot hinab. Es hat ihn niemand gesehen, denn die Imster haben vor der Hand keine Zeit, himmelaufwärts zu schauen, da es auf Erden gerade so lustig zugeht. Ehe

einer fünfe zählen könnte, hängt der kühne Kletterer schon über der Mündung des Herdmantels, mit dem rechten Knie an die Fußzacken gestemmt, mit der linken Hand eine Eisenklammer fassend, die so gelegen in der Mauer sitzt, als wäre sie eigens zu Seraphins Bequemlichkeit dort eingeschlagen worden. Von seinem schwarzen Schlupfwinkel herab steht er schnurgerade auf die abgelöschten Kohlen des Herds, auf eine Menge von Kochgeschirr, das die Magd, begierig, den Huttlern nachzulaufen, wie Kraut und Rüben ungesäubert durcheinander hat stehen lassen. Aber es ist todtensstill in der Küche; die Kaze wälzt sich faul und geräuschlos in der Asche, ein bleicher Sonnenstrahl spiegelt sich träge in dem Wasserschaff, das am Fuß des Herds vergessen worden.

„Ich hab's verpaßt,“ zürnt Seraphin mit sich selber: „wär' ich nur wieder oben, wo die Luft streicht und das Auge des Gebirgs froh wird. In meinem Leben will ich nicht mehr einen traurigen Rusfler vorstellen, der sich im Kamin die eigene Haut schwarz färben muß, weil er niemand anders zum Ruseln findet.“

Schon mißt er mit einem gähnen Blick nach oben die Höhe, die er hinaanzuklimmen hat, um sich in Freiheit zu setzen, als ein Geräusch in der Küche ihn bewegt, seine Messungen alsbald wieder einzustellen. War's die Thüre, die da knarrte? Sind's Stimmen, die sich unten vernehmen lassen? Wahrhaftig, Stimmen sind es; eine gurrende und schnarrende, die sich ungemein schnell durch alle Tonleitern bewegt, und eine, die dem Horschenden schöner klingt wie reinsten Silbers Klang. Martina spricht. Sie sagt mit wehmüthigem Verdruß: „Kannst Du verstehen, Beverl, wo der Seraphin bleibt? Bald hab' ich Angst um den verwünschten Buben, bald möchte ich ihn schopfbeuteln. Er verdient vielleicht nicht, daß ich mich ängstige. Wer weiß, ob er nicht mit den Schellenschemen läuft, mich und seine Bestellung vergessend? Wer

weiß, ob er nicht in eine liederliche Gesellschaft gerathen ist, die ihm das Trinken und Spielen beibringt, und das abscheuliche Tabackrauchen?"

„Oho! oho! was etwa nicht alles noch?“ dröhnt es dumpf aus dem Kamin, und die Rußstücke regnen herunter, und ein paar schwarze Beine strampeln unterm Herdmantel hervor in der Luft, und einen Sprung thut das Ungethüm herab mitten in das irdene Geschirr, das plagt und kracht und schmettert. Noch ein Sprung, um der Verwüstung zu entrinnen, und das Ungethüm patscht in's Wasserschaff; das Schaff schlägt um, die Fluth strömt aus, die Kage entflieht pfuckend und freischend vor dem Dämon, der sich in Trümmern wälzt. Das Vesperglockl macht's in ihrer Herzensangst der Kage nach, und läuft mit einem „daß Gott erbarm!“ ohne Ende davon. Die herzhaftere Martina lüpfst nur den einen Fuß zum Entspringen, der andere haftet wacker am Boden, wie ihr Auge an dem Rußler, der sich mit den Scherben des stürzenden Geschirrs balgt und mit dem hin und herrollenden Wasserkübel, worein er immer wieder geräth, als ob ein Zauberer ihm beständig das Bein hineinstauchte.

„Ach Du mein Heiland! welch' Unheil richtest Du an, Seraphin!“ ruft das Mädchen, den Tappindieschüssel erkennend: „bist Du toll geworden? hast Du den Weits-tanz, oder bist Du betrunken?“

„Nicht das, nicht jenes,“ erwiedert Seraphin, der sich frei gemacht und Martina bei der Hand faßt: „ich komme nur ein bißel geschwind herab, um Dir zu sagen, daß mir's von Herzen leid thut, nicht zur rechten Zeit da gewesen zu seyn.“

„O Du Leichtsin, o Du schlechter Bube! laß meine Hand los. Ich glaube Dir kein Wort und verzeihe Dir auch nicht, denn Du hast mir den schönsten Spaß verdorben!“

„Du mußt mir verzeihen, ich thu's nicht anders. Liebe, liebe Tina, die ich so viel gern habe, lieber als mich selbst, verzei' mir und hör' mich an!“

Seraphin hielt fest, Martina wehrte sich; ungeduldig, die Mißstimmung zu beschwören, umschlang er das zornige Mädchen. Weiß kein Mensch, wie's geschah, daß Martina plötzlich zwei, drei oder vier Kusse auf den Wangen spürte, die nicht allein brannten, sondern auch schwarze Male hinterließen, als wäre des Mädchens zartes Weiß mit einem rußigen Kessel in Berührung gewesen. Die Unbill war zu arg; Martina schrie, und in ihr Geschrei mengte sich plötzlich das helllaute Gebell von zwei Hunden und der Tante Magdalene schreckensvoller Ausruf: „Du liebe Frau! was muß ich erleben!“

Im Nu waren Seraphin und Martina auf eine Klafterlänge von einander gewichen. Magdalenens Augen funkelten vor Erstaunen und Erbitterung. Sie drohte dem jungen Menschen mit dem Finger, und sprach zu dem Mädchen, das sich schamroth an ihre Brust geworfen: „Nimm Dich zusammen, Tina. Ich höre die Mutter draußen. Die Weberl hat's ganze Haus in Alarm gebracht. Die Mutter würde sich erschrecklich ärgern, wenn sie wüßte, was eigentlich vorgegangen. Komm' geschwind mit mir!“ — Die gute Tante zog die Nichte mit sich fort, und Seraphin, der wie niedergedonnert dastand, buchstäblich nicht wissend, was sich mit ihm und Martina zutragen, hörte, wie die Tante draußen sagte: „Schau nur, Marianne, die saubere Bescheerung in der Küche. So kann denn nicht einmal die verschlossene Hausthüre einen Christenmenschen vor der verwünschten Narrheit schützen!“

Hintereinander erschienen nun mit blassen oder feurigen Angesichtern Frau Marianne, die Frau Wittib Tammerl, die faule Magd, die schreiende Weberl, der Herr von Sprenger, welcher dießmal bedeutend hinkte,

und, als der letzte, der Hausherr selber. Marianne bejammerte das zertrümmerte Geschirr, und schimpfte bald die Magd, bald den Seraphin aus. Frau Martha klagte die Nachlässigkeit der Schwiegertochter weiblich an. Das Besperglöckl erzählte allen nach der Reihe, was sie gesehen, wie sie erschrocken, und brachte alles noch mehr in Verwirrung, wie die Magd, die sich vertheidigte, als ob es ihr Leben gälte. Die Herren sahen anfänglich zu, ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem aber die Weiber den verdutzten Rusler mit Vorwürfen überhäuft, mit Fragen bestürmt hatten, und nachdem Seraphin, ein bißchen die Wahrheit verwehlend, großmüthig vorgegeben, er sey ganz allein an dem Spektakel schuld, indem er auf eigene Faust im Hause habe einen Faschingscherz spielen wollen, vereinigten sich der Männer grobe Stimmen mit dem Wehegeschrei der Mütter und der Dirnen. „Wär' mir nichts lieber, als wie Du Dich aufführst,“ hob der Meister an, indem er sich dazu geberdete, wie ein wilder Mann: „Du könntest mich schon g'freuen, Du thust Dich schon brav anlassen. Das taugte mir ins Haus, das muß ich sagen! Wer hat Dir erlaubt, die Dummheiten mi.zumachen? Raun bist Du von Deinem Dorf in die Stadt gekommen, und schon steigen Dir die Dalkereien in den Kopf? Wart, wart, ich will Dir schon einen Germ in Dein Zuckerbrod backen. Du bist mir schon ein rechter Gutedel, Du!“

Der letztere Ausdruck, einen schlecht gerathenen Menschen bezeichnend, war dem Meister noch von seiner Wanderschaft in's Reich kleben geblieben. Das ironische Wort des weinpflanzenden Volks am Rhein bedeutete bei Herrn Tammerl einen mächtigen Grad von Erbitterung, wenn er's in den Mund nahm. Von dem „Gutedel“ bis zu Schlägen war dann nicht weit. Frau Marianne, dieses gar gut wissend, legte sich zwischen

Herrn und Diener mit einem begütigenden „Nun, nun . . . schrei' nicht so laut, Peter!“

„Der Sohn hat Recht,“ sagte dagegen Frau Martha gehässig: „Der Dörcherbub' ist ein freches Blut, das abgestraft werden muß.“

„Oho! oho!“ redete Seraphin eifrigst ein: „meine Eltern waren keine Dörcherleute und Karrenzieher. Laßt Euch das vergehen, Frau.“

„Der Bub' sagt die Wahrheit,“ stimmte Tammerl, seiner Billigkeit gemäß, ein: „Aber doch hätt' er verdient, daß ich ihn niederschläge.“

„Schäm' Dich, Peter, schäm' Dich!“ nahm wieder Frau Marianne das Wort: „Du hast's dem Seraphin jetzt gesagt, und er wird's nimmer thun. Punktum.“

„Was Punktum?“ fragte Tammerl rauh, obschon sein Grimm beträchtlich schwand: „Die Schüsseln, die Teller, das zerbrochene Wasserschaff, wer ersetzt mir das? was? Ich frage hier den Herrn von Sprenger. Er entscheide. Wie?“

„Ihr sollt's nicht hingehen lassen, Meister!“ äußerte der Cavalier, und rieb sein Bein: „die verdamnten Fafschingsspoffen, der verma.edeite Narrentanz! Das Volk ist glatt verrückt und ausgelassen, wie das Vieh.“

Der bauernfreundliche Herr war, dem Narrentanz zuschauend, von einem mit Sand gefüllten Sa.f eines Bulgenschemen so schwer in die Kniekehle getroffen worden, daß ihm der volkstümliche Spaß von Stund an vorkam, wie eines entfesselten Pöbels eckelhaftes Rasen. Die Frau Martha, die stets für Strenge und Strafe stimmte, fiel gänzlich dem Herrn von Sprenger bei, indem sie wiederholte: „Der Sohn soll's nicht hingehen lassen. Was krumm werden will, biegt sich bei Zeiten. Jugend will gezüchtigt seyn.“ — Alle schwatzten durcheinander, nur die unermüdliche Schwägerin, Genovefa, war mäuschenstill, denn ihr lief über's Gewissen, daß

ste unbesonnen gehandelt, indem sie das Haus in Aufruhr brachte, und daß Seraphin ein wackerer Bursch zu heißen, weil er nicht Martina, nicht Genovesa in den Scherbenhandel verwickelte, sondern alles auf sich nahm.

Seraphin bereute seine Verschwiegenheit keineswegs; das Bewußtseyn, für Martina zu leiden, gab ihm den Muth, den Herrn von Sprenger mit ein paar Blicken zu messen und trocken zu sagen: „Ich kenne den Herrn gar nicht; ich hab' den Herrn nur ein paarmal gesehen, und da ist mir vorgekommen, als gehöre der Herr gar nicht in's Haus. Ich habe Wunder, was der Herr über mich vorzubringen hat. Mich geht aber der Herr von A bis Z nichts an; und ich möchte dem Meister und der Meisterin ein Wörtl im Vertrauen sagen.“

Der Herr von Sprenger war bis in die Halsbinde hinein purpurroth geworden, und zuckte mit dem spanischen Rohr, das er in der Rechten hielt; aber sich eines bessern besinnend, drehte er sich mit verächtlichem Achselzucken um, und bot der Frau Martha die Hand. Die Magd und das Vesperglöckl folgten stumm, und Seraphin sammt Tammerl und Frau Marianne blieben allein.

Seraphin, stolz, den aufgeblasenen Einflüsterer und Dareinsprecher aus dem Felde geschlagen zu haben, sagte mit herzlicher Aufrichtigkeit zu Tammerl: „Ich hab' einen dummen Streich gemacht, verzeih' mir ihn der Meister. Es soll nicht wieder geschehen, was geschehen ist, und ich will von nun an ohne Eure Erlaubniß gar nicht in die Stadt hereinkommen. Das Geschirr hab' ich freilich zerbrochen, laßt mich dafür etwas für's Haus arbeiten, bis ich abverdient habe, was die Trümmer kosten; aber seyd mir nicht löse, und laßt mich nicht von der alten Frau, die ein Maul wie ein Säbel hat, heruntermachen, und noch weniger von dem goldbeingefasteten Spanbrenner mit den krummen Haren. Ihr

sehnd mein Herr, Ihr sehnd meine Frau, und von einer andern Herrschaft mag ich nichts wissen; sonst ging' ich lieber zum Grödner heim, der mich doch wohl noch nähme, wenn ich ihn recht schön hätte." — Er erzählte nun sein Zusammentreffen mit dem Grödner, und schloß, da Tammerl ihm besänftigt die Hand reichte: „Ich dank' schön für Eure Güte, und der Frau dank' ich für ihre Fürsprache. Mit ein paar guten Worten kann man mich gewiß um den Finger wickeln, aber ich will nicht geschlagen und getrieben seyn, wie ein vierfüßiges Thier, wenn mich auch der Meister hat einfangen lassen, wie einen wilden Hund." — „Ei, ei, Peter, was hast Du da gemacht?“ hob die Frau strenge an, da sie jetzt ungefähr merkte, wie Tammerl zu seinem Vogelwärter gekommen war. — Tammerl ging jedoch nicht auf das Verhör ein, langte dafür in den Sack und gab dem Ruspler ein Geldstück mit den Worten: „Nun, nun, es ist jetzt alles recht und vergeben. Ich hab's wirklich nicht gern, daß Du die Narrenspoffen mitmachst, Seraphin. Du versäumst mir die Vögel, und möchtest locker und lüftig werden, und es wäre schade um Dich. Bleib' also draußen, und kauf Dir manchmal, was Dir schmeckt. Ich will schon weiter auf Dich denken, wenn Du brav und gehorsam bist, und — Du hast's gesagt — es hat Dir gar niemand zu befehlen, als ich." — Marianne hustete zufällig, und als wie anf ein Schlagwort fügte Tammerl hinzu: „Als ich, und was die Frau will, das thust Du auch, so wie mir. Jetzt geh'!"

Seraphin schüttelte sich, aus dem Hause laufend, wie Einer der gefürchteten Schlägen entgangen ist, trollte sich in's Wirthshaus, wo er seine Umwandlung bewerkstelligte, warf mit Verachtung die ruffigen Lumpen auf Beverl's Bett, und marschirte seinem Hauptquartier zu. Vor der Hand war er geborgen; doch wußte er nicht, was nachkommen würde, wenn die Tante, wie zu besor-

gen, die eigentliche schwere Unthat, deren Zeuge sie gewesen, Martina's Eltern gemeldet hatte. Es schwante ihm so etwas von weggagen und dem ähnlichen. Er fand auf dem Grund seines Gewissens, daß ein solches Urtheil wohl verdient seyn würde, und versprach sich selber und dem Himmel — insofern ihm jetzt noch Gnade werden sollte — mit Martina höchst ehrerbietig zu seyn, und gewiß nicht mehr zu wagen, was er — er begriff selbst nicht, wie er dazu gekommen — in der Küche gewagt hatte. Nicht als ob die drei oder vier Honigproben, die er mit unsauberem Munde von Martina's Wangen genommen, ihm wenig geschmeckt hätten: im Gegentheil, sie schmeckten ihm noch, und viele Monate lang blieb auf seinen Lippen der süße Nachgeschmack. Aber er grämte sich rechtschaffener Weise wegen der Beleidigung, die er seiner Liebe angethan, und mochte sich selber kaum die Sünde vergeben. „Es ist schon, wie der Maroner sagt,“ wiederholte er sich oft: „oder es hat's, meine ich, der Jäger-Viehl gesagt: der Teufel steht immer bereit, wo's ein Unglück geben soll.“ — Dieser Gedanke quälte ihn unablässig, und er wurde des Vorwurfs erst zur österlichen Zeit ledig, als ihm der Beichtvater, nach dringender Ermahnung zur Besserung, die Sünde erließ und eine ziemliche Buße aufgab, die er gewissenhaft verrichtete. — Der Himmel seinerseits hatte ihm unmittelbar Vergnadigung bewilligt, denn von dem Küchenauftritt war überall keine Rede, und die Gesichter des Tammerl'schen Ehepaars zeigten sich dem bereuenden Seraphin heiter und wohlgeneigt.

Zwischen der Tante und Martina war es übrigens auf der Stelle zu Erklärungen gekommen. Während die gute Magdalene mit zitternden Händen das weinende Antlitz der Nichte reinigte, sagte sie: „Weine nicht mehr, mein Kind, und sey froh, daß ich Deiner Mutter die verunstaltenden Mackel habe verbergen können. Der dreiste

Bube, wenn Marianne wüßte, was er sich unterstanden, würde mit Schimpf und Schande aus dem Dienst gejagt werden, und seine Rohheit bitterlich entgelten. Doch ist er ein verwaister Junge und die Strafe würde zu groß seyn für einen Frevel, vor dessen Wiederholung Du Dich leicht hüten kannst. Wir wollen ihm vergeben. Erzähle mir aber jetzt aufrichtig, wie er zu dem Unsinne gekommen.“ — Martina hatte einige Lust, in ihrer Beschämung dem fecken Rußler gar alles aufzubürden, aber ihre bessere Natur gewann die Oberhand. Sie gestand, daß sie es gewesen, die den Seraphin zu der Verkleidung bewogen; sie gestand, warum. Sie berichtete lauter und rein den ganzen Hergang der Sache, und wie sie an die Frevelküsse kam, bekannte sie ganz ehrlich: „Ich habe geschrien, liebe Tante Lenerl, und ich schäme mich noch jetzt, aber ich hab' ihm doch nicht zuwider seyn können. Ich hab' ihn so viel gern, und er hat mich lieb, und wir haben einander versprochen, uns zu heirathen, wenn wir einmal groß seyn werden.“ — Die Tante schlug die Hände über'm Kopf zusammen. „Ei, ihr thörichten, hinterlistigen Kinder!“ rief sie einmal über's anderemal. Aber Martina besänftigte sie bald; sie wußte mit schmeicheln sehr gut umzugehen, und die Tante war dafür nicht unempfindlich. „Du hast oft gesagt, liebe Tante, daß Du mich einmal recht glücklich sehn möchtest,“ sagte das Mädchen mit unwiderstehlicher Treuherzigkeit: „Du kannst es in einigen Jahren dahin bringen, wenn Du Dich meiner und des Seraphin annimmst. Er ist ein gutes Blut, und wird schon ein ganzer Mann werden; das sagt der Vater selber, und wir haben uns schon versprochen. Dagegen verspreche ich Dir, daß ich mich von heute an in allen Stücken so benehmen will, wie eine Jungfer, die kein Kind mehr ist, und etw. 8 auf sich hält. Seraphin wird seinerseits brav und ordentlich seyn, dessen

bin ich gewiß, und wir werden Dir alle Ehre machen, und keine Dummheiten mehr begehen, wie die heutigen, die Du vergeben und für Dich behalten wirst. Nicht wahr, Du schöne, liebe Tante?"

Was konnte die liebe, schöne und eitle Tante solchen Schmeichelworten entgegensetzen? Ein hartes Herz? Aber die Natur hatte gerade ihr das weichste Frauenherz zum Geburtsfeste verehrt; ein Herz voll Lieb' und Bärtlichkeit, das mit aller Welt in Frieden leben wollte; ein schwaches Herz vielleicht, aber in seiner Schwäche liebenswürdig und edel. Magdalene umarmte daher die plötzlich aus einem Kinde zur Jungfrauenherrlichkeit erwachsene Martina, und sprach leise, als ob sie sich einigermaßen schämte, in deren abenteuerliche Zukunftspläne einzugehen: „Ihr lieben thörichten Kinder! wenn ich aber Unrecht thue, euern Träumen beizupflichten? Fasse Muth indessen; wenn's an mir liegt, sollst Du glücklicher werden, als ich's gewesen bin. Es kommt nur darauf an, daß Seraphin sich wie ein braver Christ aufführe, und daß euere junge Freundschaft nicht wanke. Daran ist allein zu erkennen, ob der Bund im Himmel geschlossen worden ist, oder ob er nur eine Seifenblase gewesen, die der Wind verträgt.“

Drittes Kapitel.

Hui! wie lustig ist mir's Leben,
Wie ist's wieder nett und fein!
Abschied ist dem Winter g'geben,
Wieder rückt der Langets ein!
Feld und Rain sind wieder sauber,
Schon dem Joch zu geht der Schnee:
Außer schießen schon die Lauber,
Außer schaut der junge Klee.

Alles ist so frisch und selig,
Wald und Felder, Bach und Thier,
G'rad die Leut' sind nicht gar fröhlich,
Sind mit nichts zufrieden schier.
Allweil sorgen, allweil graben,
's ganze Jahr und Tag und Nacht,
Und kein' Glaub'n an d' Vorsicht haben,
Die ja doch für alle wacht!

Lieber Gott! all's hat sein' Winter,
Niemand Langets 's ganze Jahr,
Doch sind wir ja Himmelstinder,
's Leiden wird bei allen gar.
Wenn D' auch meinst, mußt gar verzagen,
Geht's Dir krumm im Feld und Haus;
Darfst nur Wurm und Käfer fragen:
Dütern bleibt Dir g'wiß nicht aus.
Tirol. Frühlingslied nach Putterotti.

Wie auf den Larventanz die lange bleiche Fasten, so folgte auf Seraphin's verwegenen Tag eine unübersehbare Reihe von entbehrungsvollen Tagen. Obwohl mit dem täglichen Brod reichlich begabt, vermifste der gute Junge

doch das Himmelsbrod für seine Seele, den Anblick und den Umgang Martina's mit schmerzlichen Gefühlen. Er sah das Mädchen wunderselten, und wenn's geschah, so mußte er kläglich wahrnehmen, daß eine ganz andere Person aus ihr geworden. Ihre Munterkeit hatte sich in Ernst, ihr ausgelassenes Wesen in eine verzweifelte Ehrbarkeit verstellt. Beberl redete in fünf Minuten mehr zusammen, als Martina im ganzen, jetzt schon wieder langauswachsenden Tag; für Seraphin hatte sie besonders grade nur etwa ein „Ja“ oder ein „Nein,“ oder ein „Hm, hm!“ als Antwort auf seine spärlichen Demuthsfragen in Bereitschaft. Hätten nicht zu Zeiten — selten genug — Martina's Augen so gewiß geleuchtet, als sprächen sie: „Bist doch mein lieber Bub', und hab' nur Geduld!“ Seraphin hätte sich der schwärzesten Niedergeschlagenheit ergeben müssen. Zwar suchte er sich zu zerstreuen. Die Zeit, da die Vögel in die Hecke geworfen werden, war da, und gab viele Beschäftigung und Sorge. Eine ganze Menge von jungen Canarini sollte zu Specialvögeln dressirt werden, und der Schulmeister hatte mit Orgel und Pfeife alle Hände voll zu thun. Aber Martina's Bild schwebte vor Seraphins Sinnen hin und her, hoch über allen glatten und gehaubten Canaris, über dem melancholisch flötenden Schwarzplattl, über dem wie ein fernes Mühlrad klappernden Weißbartl, über dem Fliegenspeisenden Schmittl und allen Gesellen dieser gefiedereten Künstler. Seraphin hätte wohl selber, statt eines Einsiedlers zu Tarrenz, ein recht hübscher, bunter, süßplaudernder Vogel seyn mögen, um der spröden Martina zuzusliegen; er hätte sogar den Käfig des Rothkröpfls nicht verschmäht, um nur in der Nähe seines Lieblings zu seyn, und manchmal von ihm besucht zu werden. Wie es nun dahin kam, daß endlich nur etwa alle vierzehn Tage einmal die Sonne für ihn aufging in Martina's Person, da wußte er sich schier nicht zu helfen. Der Wonnemond

nahte mit Macht; der liebe Gott schickte nach dem strengen Winter einen frühzeitigen überaus weichen Lenz, wie er in Nordtirol eigentlich nicht zu Hause ist: einen Lenz, mild wie süßes Del, den tausenden Winden streng den Sack zubindend, in aller Friedfertigkeit entgegensprossend dem Mai, der da ist die Krone des Frühlings. Was nützte aber dem geplagten und bekümmerten Seraphin die segenvolle Mündigkeit des Jahresfürsten? So zu sagen geschieden von seiner unschuldigen Liebe, wurden die Tage seiner Sehnsucht zu lang, die Nächte zu kurz seinem Schlummer. Der verstorbene Winter in seinem rauhen Kittel hatte es väterlicher mit ihm gemeint, als der neue Regent, der blumengeschmückte Prinz. — Seraphin hatte nun wohl auch Stunden, in denen ihn die geduldige Hoffnung verließ, und der Troß beschlich. Er wäre kein Bögling des Gebirgs gewesen, wenn er nicht Anwandlungen von fester Selbstüberschätzung gehabt hätte. Dann plünderte er freilich den Viederschlag des leichtsinnigen Kölbl, und sang mit verwegenem Hohn:

„Diendl gib acht,
Wenn D's Böglerl fiesst flieg'n,
Und so wen'a als Du's Böglerl fangst,
So wen'g sollst mich krieg'n!“

Oder:

„Wenn D' mich liebst, ist mir's recht,
Liebst mich nicht, ist mir's gleich;
Weil D' nicht lustiger bist,
Diendl, g'rath ich Dich leicht!“

Aber wann und wo und wie lang hat der Born der Liebe Bestand? Mitten im Spott quoll die Thräne, die allem Hader ein Ende macht, aus den Augen des Sängers. Der Trutzgesang erlosch in der Klage, und aus der Klage erwuchs wieder die Hoffnung, aus der Hoffnung die Geduld. Der ehrliche Schuhlicker, der Sera-

phins Trübſinn auf Rechnung des Heimweh's ſchrieb, that ſein möglichſtes, um ſeinen jungen Gefährten aufzuheitern. Er erzählte ihm von der alten Zeit; das verging aber nicht. Seraphins Gedanken waren beſtändig auf die Zukunft gerichtet. Besser geſielen ihm die Märchen von den Büßen, deren es in der Gegend von Inſt und im Dexthal eine unbeschreibliche Menge gibt; bald feurig wandelnd wie der Nauderer Lork, bald als ungeheuerliche Thiere umherſtreifend. Am beſten ſchlugen die Geſchichten von den neckiſchen oder freundlichen Kobolden an; von den Wichtelen, die ſich mit dem Menſchen abgeben, die ihm helfen, ſein Tagwerk zu vollbringen, die ihm Schätze graben, und Ehrenſtellen verſchaffen; die ihm nicht ſelten, dem geringen Bauer, zu einer vornehmen Braut, einer Edeldame, wo nicht gar zu einer Prinzessin den Weg bahnen. Dieſe Hiſtorien waren auf Seraphins Mühle das treibendſte Waſſer; er hätte gern eines der ſeelenguten Wichtelen zum Freund gehabt. Warum? läßt ſich wohl denken.

Maroner that Vernünftigeres, als Märchen erzählen. Er brachte ſeinem jungen Freunde die Ueberzeugung bei, daß Arbeitsamkeit aller Betrübniß Meifter wird, und daß niemals ein ruhigeres Herz mit dem Menſchen zu Bett geht, als nach einem fleißig verbrachten Tage. Seraphin ließ ſich dieß geſagt ſehn, und richtete ſein Leben darnach ein. Er fing an, ſogar die Feiertunden zu benützen, las und ſchrieb und rechnete, lernte ſo gut italieniſch, als Maroner es ſelbſt konnte, unterrichtete ſich bei dem Alten in allerlei Vortheilen des Handels und Gewerbs, in Handwerks- und Reiſegebräuchen; lauter Dinge, die ihm, wie er ſich einbildete, in der Folge erſprießlich ſehn würden. Maroner konnte vielerlei, und theilte ſeinen Handwerksſatz willig mit, und nicht nur willig, ſondern faßlich und ſchnell. Er gehörte zu den Leuten, die, unvermögend, ihr eigen Glück zu ſchmieden

gern bei andern den Grund dazu legen; ein Sämann auf fremdem Acker, ein Erzähler in fremden Schächten. — Seraphin gebieh mit seiner Hülfe im Innern wie im Aeußern. Den Sehnsüchtigen mitunter zu zerstreuen, waren ihm einige Ueberraschungen bescheert.

Eines Abends kam der Engadiner nach Tarrenz heraus. „Buona saira, Giuven; buona saira, Cuntscha Calzèrs! Komm heraus, Giuven, ich hab' mit Dir zu reden, komm!“ — Sie wanderten mit einander gegen das Schloß Starckenberg. Sie fanden unter blühendem Schlehdorn ein heimliches Plätzchen, und setzten sich daselbst nieder. Egidi begann mit ernsthaftem gesammeltem Wesen: „Du hast Dich verwundert, daß ich Dir in der Maschkra eine Schlaffada angeboten habe? Wenn ich sie Dir gegeben hätte, so würdest Du nicht beim Meister die Ramür gemacht haben, wie ich gehört habe. Ich hatte ein Recht zu der Schlaffada. Hör' die Raschun parchei.“ — „O sey still von der Maschera!“ — „Bein; aber hör' nur. Ich will Dir gestehen, daß ich bin Deines Vaters Bruder.“ — „Ach mein, laß' mich aus.“ — „Ich will Dir ein Sarament darauf ablegen, daß ich sage, was wahr ist.“ — „Geh, geh, Du lügst mich an. Weißt Du wohl, daß mein Vater nur einen Bruder gehabt hat, der in die weite Welt gegangen ist vor langen Jahren? Er hat oft von dem Bruder geredet, aber immer nur wie vom bösen Feind. Es macht Dir keine Ehre, Dich für denselben auszugeben. Da hast Du meine Meinung.“ — „Gie, gie, schon gut; aber doch ist's wahr; ich bin sein frar d'üna Vart, sein Stiefbruder. Ich habe gesündigt gegen ihn; ich bin gewesen ein Rubader da la sia Hierta, ein Dieb an seinem Erbgut. O sönych spindrader! ich bin Ursache, daß er ist ausgewandert und elend geworden. O Dieu! ich hab' viel gesündigt und bereut; aber Rauba dilg Giavel va en Criscas! Unrecht Gut

gedeiht nicht. Hab' alles verloren, bin aus einem Tagli-crapp ein Utschaller geworden, und hab' mit vieler Mühe wieder ein paar Krizer ersparen können. An Dir will ich gut machen, was ich am Vater gefehlt habe. Du sollst sehn mein Sohn, mein Freund, mein hartavell, alles haben, was mein ist, wann ich sterbe." —

Die Zähren, die über die harten Gesichtszüge des Engadiners herabflossen, machten dem jungen Menschen, der so unversehens zu einem Onkel kam, glaublich, was er staunend anhörte. — Es war eine Geschichte von Stiefbrüdern, wie sie in der Welt häufig vorkommt. Einer hatte den andern bei der schwachen verwittweten Mutter um Gunst und Erbtheil verkürzt. Lenhard war davongelaufen; sein Bruder hatte Alles durchgebracht, und sich endlich, wie der Erstere, nach Tirol gewendet, und dem Vogelhandel sich ergeben. Egid Flugl, wenn schon bereuend und zahm geworden, hatte kein Bedürfniß gefühlt, den zürnenden Bruder in Bogen aufzusuchen, wohin sein Weg ihn niemals führte. Als den Lenhard seines Lebens Ereignisse nach Planail versetzt, war Egid stets besorgt gewesen, ihm nicht unter die Augen zu kommen. Darum hatte er's immer eingerichtet, daß er zur Nachtzeit in Burgeis eintraf; darum hatte er, aus Furcht, dem Plaschur etwa zu begegnen, seine Herberge bei dem Grödner genommen, der, ein Verwandter der Crescenz, mit Plaschur sehr übel stand, und von der Verwandtschaft zwischen ihm und Egid nicht das geringste ahnte, weil in Graubündten eine Menge von Leuten denselben Familiennamen führen, ohne im Mindesten sich näher anzugehören. Zudem hatten Lenhard und Crescenz, die den bösen Stiefbruder nur aus ihres Mannes Erzählungen kannte, immer geglaubt, der ehemalige Steinmez sey als Soldat in fremde Länder verschlagen worden, und sein Gebein bleiche schon in irgend einem Winkel jenseits der Alpen oder gar jenseits des Meers.

Die Geschichte war für Seraphin — so einfach sie erzählt werden mochte — eine bittere Pille. Die Wurzel des Unglücks, das Blaschur's Leben vergiftet hatte, schmeckte dem anhänglichen Sohne schlecht. Doch rief er seine Gutmüthigkeit zu Hülfe, erinnerte sich der Ermahnung jener alten Töchterin, Allen zu verzeihen, die ihm Uebles bereitet, und gab dem Onkel die versöhnliche Hand. „Der Vater ist todt,“ sagte er, „ich darf wohl nicht daran zweifeln?“ — Egidi senkte das Haupt, zuckte die Achseln. — „Aber ich zweifle auch nicht,“ fuhr Seraphin fort, „daß er schon vor seinem Ende Dir vergeben hat, und daß er im Himmel für Dich ein gutes Wort reden werde, wenn Du Wort hältst, und mir ein getreuer Freund bist. Schau, Du hast gut angefangen, weil Du mich vom Gröbner wegnahmst. Verlaß mich ferner nicht mit Rath und That, und ich will sur Dich beten und im Alter für Dich sorgen, wenn ich's zu etwas bringe in dieser Welt.“

„Curascha!“ rief Egidi erfreut, seines Neffen Hand dankbar schüttelnd: „so thust Du mir gefallen. Ja, ja: igl mund ei s'cūna scala, die Welt ist wie eine Treppe; der Eine geht ansi, der Andere angii. Du wirst hinaufsteigen, und ich hinunter. Denk: ich hab' einen Plan mit Dir, und um ihn auszuführen, wollen wir, wie ich bisher gethan, von unserer Parentella schweigen. Cludeit la bucca! verstanden?“ — „Laß mich den Plan wissen.“ — „Wir haben in Engiadina ein Sprichwort: „Una bona Maridotta paga tutt la spesa; eine gute Heirath bringt Alles wieder ein, zahlt alle Kosten.“ — „Eine Heirath?“ — „Sieh, ich hab' mir in den Kopf gesetzt, einen Mann aus Dir zu machen, der findet seinen Platz in der flur da Marcaù.“ — „Wie das?“ — „Ich will Dich in zehn Jahren zum Schiender von Meister Tammerl machen.“ — „Zum ...?“ — „Zu seinem Tochtermann.“

„Oho! oho!“ plakte Seraphin heraus, und musterte argwöhnisch seines Oheims leichtfertiges Gesicht, in der Meinung, der abgedrehte Engadiner habe seine innersten Gedanken unbarmherzig ergrübelt. Bald sah er jedoch, daß dem nicht also war. Denn, an den Fingerspitzen zählend, rechnete ihm Egid mit der Selbstgefälligkeit eines ersten Erfinders die günstigen Aussichten her, die sich ergeben möchten, Seraphin zum dereinstigen Schwiegersohn des Meisters zu befördern: die außerordentliche Vorliebe Tammerls für den jungen Vogelwärter; die Erfolge, die Seraphin, von seinem erfahrenen Onkel unterstützt, im Vogelhandel, als Reisender und Verkäufer, erzielen werde und müsse; die hübsche Persönlichkeit, die sich in Seraphin entwickle; die Zuversicht, die Egid habe, den glücklichen Vogelhausfirer einst als Mitgenossen in Tammerls Handel zu begrüßen; zum Schluß endlich die Gelegenheit, schon zur Stunde durch ein gefälliges und dienstfertiges Benehmen die Gunst der Frauen in Tammerls Hause zu gewinnen, und selbst im Herzen der ausblühenden Martina einen Vorsprung vor allen zukünftigen Freiern zu erobern. Egid redete von den tausend und abertausend Beispielen, wie ein armer Junge zum Glück und mit der Tochter seines Padrone zum Altar gekommen, und endigte seine lange Rede mit den Worten: „Merck wohl, ich will nicht, daß Du mit der Juventschella spielen sollst eine *fabla romana*; das hilft zu nichts. Du sollst handeln wie ein kluger Pürschell, im Aug haben das Geld und ein sorgenfreies Alter, und benutzen die Qualitades, die dir an Leib und Seel' der Himmel gegeben, um zu nehmen die Fortuna p'ls Capells. Du wirst sagen, das seyen abenteuerliche Gedanken; aber nein: ich baue nicht Castells e'gl Luft, ich mein' nur, daß ein kluger Mensch schon in der Frühe sein Bett machen soll, um sich hineinzu legen a temps. — Adieu; schlaf über Alles wohl und

folg' mir als ein Sohn. Vorzüglich schweig' vom Aug und vom Nipote. Ich hab' die Spargaments nicht gern. Wir können uns besser helfen, wenn wir uns für fremd ausgeben. Adieu, buona noic, Giuven!" —

Seraphin hatte gar nichts gegen die Luftschlösser und abenteuerlichen Gedanken seines unternehmenden Onkels einzuwenden. Er betrachtete ihn als einen willkommenen Verbündeten. Eine Hülfe wie die seinige that dem jungen Ehrgeizigen Noth. Zwar gefiel ihm nicht, daß er seine Verwandtschaft mit Egid verheimlichen sollte; er — gänzlich verwaist in den Augen der Welt — hätte gern mit einem handfesten, wohlversuchten Oheim ein bißchen geprahlt; doch ehrte er die Gründe, die Egid haben mochte, und that nach seinem Willen. — Es sollte ihn aber bald eine zweite Offenbarung und Uebersaschung heimsuchen.

Nur ein paar Tage nach den vertraulichen Eröffnungen des Engadiners klopfte Jemand an's Fenster des Hauses von Tarrenz. „He, Seraphin!“ rief der Schubflicker in die Vogelfammern hinauf: „komm geschwind herunter; 's ist ein Bintschger da, der mit dir reden will!“ — „Ein Bintschger!“ wiederholte Seraphin erfreut: „gleich, gleich!“ stand auch in der nächsten Sekunde mit fröhlichen Augen vor dem Landsmann, dessen Anblick ihm tausend Vergnügen machte. — Die Werktagstracht der Obervintschgauer war dazumal weder bunt, noch malerisch, aber dem Sohn des Blaschur gefiel sie doch, als ob sie das schönste auf der Welt wäre, da er jetzt, nach geraumer Zeit, ihrer wieder ansichtig wurde. Der Bursche, der zu ihm redete, steckte im sogenannten Wollenhemd von schwarzgrauem Loden mit rothen Aufschlägen; Brusttuch, Hosen und Strümpfe waren von demselben Stoff, mit Leder gebunden; eine Lederbinde ging um den Leib, ein breiter Hut saß auf dem Kopfe des Burschen. Der ganze Anzug war von der Art, daß

ein Schneider bequem in einem Tage den Kunden kleiden konnte. Aber Seraphin hätte einen von Gold starrenden Lakaien oder Portier gar nicht angeschaut neben dem lodenen Kerl aus der Heimath. Es war ein Bruder der Hohenegger-Christine von Burgeis. „Du!“ sagte er; „der Grödner will heut' nach dem Essen zu Dir herauskommen. Daß Du fein zu Haus bist! Er hat Dir was zu geben. Leb wohl unter der Zeit.“ — „Oho! wohin so geschwind? Hast Du Eile? Erzähl' mir noch ein Bissel von Burgeis!“ — „Das wird schon der Schwager thun; ich muß geschwind zum Büchsenmacher oben im Dorf. Hab' da ein Gewehr, dem's wo fehlt, und es sollte doch bei der Hochzeit recht schnellen.“ — „Welche Hochzeit?“ — „Ei des Grödners, mit meiner Schwester. Uebermorgen über vierzehn Tage.“ — „So, so. Was sagt der Maurer-Wastl dazu?“ — „Hm, es ist ihm recht. Der Grödner hat ihm weiß gemacht, er und der Grödner sehen Einer und derselbe, und da komme es auf Eins heraus, ob Der oder Jener die Christine heirathe. Behüt' Gott den armen Narr'n. Leb' wohl, Seraphin!“

„Das Heirathen muß doch ein apartes Ding sehn, weil der Grödner so geschwind wieder dazuthut,“ bemerkte sich Seraphin, nachdenkend an sein Geschäft zurückgehend: „Ich wollte, der Krämer brächte mir auch etwas Apartes.“

Christinens Hochzeiter ließ sich nicht lange erwarten. Er stellte sich ein mit dem zufriedenen Gesicht eines Menschen, der auf Erden alles, was er gewünscht, erreicht hat. Der Schubflicker war ausgegangen, um eine Arbeit fortzutragen; daher machte sich's der Grödner auf dem Dreibein so bequem als möglich, belobte Seraphin wegen seines gesunden Aussehens, und sagte nach den ersten Fragen hin und her: „Du weißt, daß ich wieder Hochzeit mache. Es liegen mir jetzt so viele Dinge im Kopf

und auf dem Hals, daß ich mich nicht länger mit der Aufbewahrung der Siebensachen, die ich nach dem Tode Deiner Mutter für Dich vorgesunden, beschäftigen mag. Ich will sie nicht dem Egidi geben, der sich stellt, als wäre er mit Dir nahe verwandt, was ich aber nicht glaube, indem er es nicht wissen lassen will; — ich glaub's auch aus andern Gründen nicht — und eben so wenig mag ich mit dem Tammerl etwas zu thun haben, da er mir nicht einmal das Wort um Dich gegönnt hat. Zudem bist Du selber klug und anständig, und wirst merken, was Dir frommt. — Da hast Du, erstens, den Trauschein Deiner seligen Mutter und ihren Ring. Zweitens hast Du hier Deinen Lauffschein, den ich zu Bogen selbst erhoben, und der, wie Du siehst, um ein Jahr älter ist, als der Trauschein Deiner Mutter — merke wohl auf diesen Umstand. Ferner übergeb' ich Dir da ein paar Gulden, die aus der Verlassenschaft der Seligen gelöst worden sind, und zwei funkelnagelneue Dukaten, die von dem Dragoner kommen. Endlich hier ein Pacll Briefe an Deine Mutter, da sie noch ledigerweise in Bogen in Diensten gestanden, und dieses Schächtelchen mit einem schweren goldenen Halsbaßl. Die Briefe und das Baßl sind Hauptsachen für Dich. Schau den Seitenfleck an, womit das Kleinod umwickelt ist: kannst Du lesen, was darauf geschrieben steht mit einer Dinte, die für die Ewigkeit gemacht ist?" — „Ja, warum nicht, Grödner. Die Schrift heißt: „ein Andenken für die tugendhafte Jungfer Crescenz II. von ihrem dankbaren E. v. D.“ — „Ganz recht. Bemerkst Du, daß das Datum um ein gutes älter ist, als der Trauschein, und ungefähr zusammenfällt mit demjenigen Deines Lauffscheins?" — „Ja, Grödner, das seh' ich.“ — „Jetzt schau diese paar Briefe fleißig an. Die einen sind von früher und von Bogen selber ausgestellt, sind zärtliche Briefe; der letzte ist von Innsbruck datirt, und später als Dein Lauffschein?" — „Nun ja.

„Aber was gehen mich die Briefe an?“ — „Schatz ferner die Unterschrift Eugen von Dobrosław? Es ist dieselbe wie auf dem Halsbaßl. Du kurzfristiger Bub! der Herr ist Dein eigentlicher Vater.“ — „Grödner! das wird nicht sehn!“ — „Warum erschrickst Du? Thut Dir nicht etwa leid, daß Du der Sohn eines vornehmen Herrn bist?“ — „Um mich thut's mir nicht leid, aber um meine arme selige Mutter.“ — „Warum denn, Tschoggl? Solche Zufälligkeiten sind überaus häufig in der Welt, und wenn Deine Mutter selig eine Sünde begangen hätte, so wäre dieselbe schon lang abgebußt. Die arme Haut ist schon während ihres Ehestands bei lebendigem Leib im Fegfeuer gewesen. — Ferner hab' ich mich erkundigt: der Herr von Dobrosław ist zu jener Zeit als ein Marschhoffizier in Bozen lange Zeit gewesen; er hat Deiner Mutter den Hof gemacht. Die ersten Briefe reden nur von Liebe und Zärtlichkeit, und klagen, daß Crescenz seit einiger Zeit nicht so vortheilhaft gestimmt sey, wie wohl früher; dann kommt das Halsbaßl als ein Geschenk des dankbaren Herrn. Merk' wohl auf. Er war dankbar, daß Crescenz ihm Gehör gegeben. Von Innsbruck, wohin ihn der Dienst gerufen, betheuert er nochmals, Deine Mutter habe ihn glücklich gemacht und seine Erkennlichkeit werde nicht aufhören. Ob er nachher noch oft geschrieben, oder wie er sich wegen Deiner mit Deiner Mutter oder dem Lenhard abgefunden, der mit vielem Geld nach Planail aufzog, das ist mir nicht bekannt geworden; aber ich hab' erfahren, daß der Herr noch heute zu Innsbruck befindlich ist, und will Dir rathen, einmal mit dessen Briefen in der Hand ein Recht als Sohn bei demselben anzusprechen.“ — „Ihr macht mich ganz verwirrt. Steht denn in den Briefen, daß ich der Sohn des Herrn sey?“ — „Das wohl eigentlich nicht; doch geht's aus kluger Betrachtung aller damaligen Dinge und Begebenheiten klar hervor, und ich selber würde bei

dem Herrn eine Anfrage gestellt haben, wenn mich einmal mein Weg nach Innsbruck geführt, und wenn nicht jezo meines eigenen Hauswesens Veränderung mich angespannt hätte, wie einen Ackergaul in den Pflug. Genug: Du wirst selber einmal in die Welt gehen, und da vergiß nicht, Dein Glück beim Schopf zu fassen. Wenn jener Herr nur ein bißel väterlich gegen Dich gesinnt ist, wenn er je Deine Mutter selig lieb gehabt hat, so schaut gewiß für Dich so viel heraus, daß Du mit einem wohlstehenden Bauer gleich und gleich spielen kannst. Ich hoffe auch, Du werdest alsdann meiner nicht vergessen. Ich hab' viel Sorg' und Mühe mit Dir gehabt, viel von meiner Alten wegen Deiner leiden müssen; hab' manchen Brief nach Bogen geschrieben, um alle Umstände zu erheben, und nicht wenig baare Auslagen gehabt. Ein Handelsmann muß in die Zukunft sehen; ich rechne auf Deine Dankbarkeit und wünsche, daß Du mir einst mit billigen Zinsen vergelten mögest, was ich bisher für Dich gethan. Gelt, Seraphin, Du versprichst mir das in die Hand?" — „Das will ich wohl in jedem Fall, wenn mir der Himmel zu einem Glück helfen sollte. Aber am unliebsten käme es mir von jener Seite; von dem Herrn von Dob . . . Dob . . ." — „Dobroslaw, Du närrischer Bursch, der sich mit Grillen quält, die einem falschen Ehrgeiz, einem wahren Hochmuth die Flügel verdanken.“

Seraphin schüttelte traurig den Kopf, betrachtete das Kleinod verdrießlich, und entgegnete: „Nein, Grödner, meiner seligen Mutter Ehrwürdigkeit ist nicht eine Grille oder ein Gespenst. — Jedoch, weil sie in ihrer bitteren Armut das goldige Stück in Ehren gehalten und aufgehoben, ob sie gleich öfters hungerte, so mag auf dem Gold schon etwas besonders seyn, und deswegen will ich's ebenfalls nicht weggeben, sondern von heut an auf der Brust tragen als ein Amulet. Sorgt nicht, Grödner, daß ich's je verspiele oder vertanze oder verhandle. Es soll mir heilig

sehn um der Mutter willen; denn ich meine, es sey ein Andenken an irgend eine rechtschaffene Handlung von ihr; und nicht eine Belohnung für ein leichtsinniges Werk. Sie wird ja doch nur aufgehoben haben, was sie mit Freuden hat ansehen können, und jener Herr — wenn alles so wäre, wie Ihr sagt — würde ihr ein Dorn im Gewissen gewesen seyn. Die Briefe mag ich jedoch gar nicht lesen, und will sie in einem Winkel gut aufheben, daß nicht Sonn' nicht Mond darauf scheint; denn ich kann den Schreiber unbekannterweise schon nicht leiden; den Herrn Offizier, den Herrn von“

Seraphin wickelte die Briefe rasch zusammen, indem er zwischen den Zähnen brummte: „Ich möchte wohl wissen, wo mir der Polackename schon vorgekommen ist?“ — Der Grödner, der mit Bewunderung der grundehrlichen und kindlichfrommen Rede des jungen Blaschur zugehört hatte, konnte der Rührung nicht widerstehen. Er umarmte seinen ehemaligen Mündel, und sagte aus der Tiefe seines Herzens heraus: „Wahrlich, Bub', Du hast ein superfeines Gemüth, so viel verständig, so viel brav und gottesfürchtig, wie es wohl wenige gibt, die, so zu sagen, in der Wildniß, sich selber überlassen, emporschießen, wie die kerzengeraden Tannen. Ich mag mit meinen Gedanken und Vermuthungen Deine Gesinnung nicht aus dem Geleise bringen. Unser Herrgott sey mit Dir, und lasse Dich nicht in Deinem schönen Wachsthum verkrüppeln. Ich weiß gar nicht, wer auf Erden Glück haben soll, wenn nicht Du, Du rarer Kerl. Schau, ich schäme mich jetzt beinahe, daß ich Dir zugerathen habe, wie ein eigennütziger Mensch. Ich kann halt manchmal das Rechnen nicht lassen, und ein bißel Schmutzerei ist mir von der Alten anhängen geblieben. Aber — kannst Dich darauf verlassen, daß ich von Dir gehe als ein wahrer Freund, als wärst Du von meinen Jahren, und als wär' mir's recht, wenn wir Haus und

Hof und Felder miteinander gemeinschaftlich hätten. Gott behüte Dich, er führe, er segne Dich. Wenn Du nach Burgeis kommst, jung oder alt, arm oder reich, krank oder gesund — geh' des Grödners Thüre nicht vorüber; und wär' der alte Grödner nimmer auf Erden, so geh' nicht vorüber seiner Grabstätte. Deine Fürbitte wird ihm nützen am Tag des Gerichts." — Der gute Mann, vergessend seiner Bräutigams- und Reichemannshoffart, weinte in den Armen des Seraphin und fragte ihn: „Sag, wackerer Kerl, womit kann ich Dir eine Freude machen?“ — Worauf Seraphin, bewegt wie er, ihm zutraulich antwortete: „Ihr habt von Euerm Grab gesprochen, Grödner, und das war viel zu früh. Der Herr wird Euch noch lang und zufrieden am Leben lassen. Aber — Grödner — Ihr wärt so viel brav, und ich hätt' Euch so viel lieb, wenn Ihr meinem Mutterl ein feines Kreuz auf dem Gottesacker setzen ließt . . . ! thut das, ich bitt' Euch schön, thut's bald, eh' das liebe Grab zusammensinkt, das hölzerne Kreuz verfault, und am Ende niemand mehr weiß, wo es gestanden. Thut's! ich komm' vielleicht lange nicht mehr in's Bintschgau; aber, wenn ich komme, so bring' ich, wär' ich übrigens auch noch so arm, gewiß so viel mit, daß ich Eure Unkosten ersetzen kann; — oder, wißt Ihr was? nehmt gleich diese Dukaten, dieses Gold als einen Abschlag auf das Kreuz von Stein für die brave Frau.“

„Behüte, behüte!“ rief der Grödner: „behalte Du die Dukaten, und leg' sie an, daß sie Dir Glück bringen. Was Du wünschest, soll ohnehin geschehen. Ich verspreche nichts, das ich nicht zu halten entschlossen bin, und damit basta! Leb wohl!“

Nachdem sich Grödner und Seraphin unter gegenseitigen Glückwünschen getrennt, und die aufgeregte Empfindung des letztern etwas verfühlt, überlegte er, einsam

spazierend, was ihm abermals begegnet war, und das Ergebniß seiner Betrachtungen war: „Wenn ich schon nichts davon plaudern darf, daß Egidio mein Onkel, so will ich um so weniger mich breit machen mit dem Herrn Vater, den mir der Grödner zum Präsent gemacht hat. Ich schäme mich aber für beide Männer, daß sie, gerade um wo möglich von mir in der Zukunft etwas Gutes zu genießen, — wenn anders mir armen Schelm selber was Gutes bevorsteht — mir ihre Freundschaft und ihr Vertrauen geschenkt haben. Doch ist der Egidio, wie der Grödner, was sie einen „braven Mann“ heißen. Wie müssen aber erst die schlechten aussehn, wenn schon die „braven“ so hinterlistig und verschlagen und auf ihren Vortheil bedacht sind? Es wird am Ende nicht übel seyn, wenn ich des Maroner fürsichtiges Sprichwörtl annehme: Frau, schau, wem? — Das will ich, und gar keinem Menschen recht zuversichtlich vertrauen, nicht einmal der herzigen Martina, die mir jetzt vorkommt, wie ein falsches Vögellein, das gerade dann, wenn ich ihm noch so wehmüthig sein Stückl pfeife, oder noch so geduldig zuredete, den Schnabel nicht aufmacht, als nur um leichtsinnig in den Wald zu schreien, oder das herumhüpfend sich anstellt, als ob's auf meine Musik gar nicht horchte.“

Am künftigen Sonntag, da er wieder einmal Erlaubniß hatte, gen Innt zu kommen und in Tammerls Hause sein Mittagsmahl zu verzehren, wollte er sein Mißtrauen walten lassen, und mit kaltem, aber durchdringendem Auge erforschen, wie es Alle dort im Hause wohl mit ihm aus dem Grunde ihrer Seelen meinten. Der arme Narr! Seine junge Wissenschaft wurde alsobald zu Schanden. Mit Tammerl hatte er leichtes Spiel; der Meister war ihm redlich zugethan, lobte ihn nach seiner Weise, und gab ihm auf, drei schöne Spezialvögel auszusuchen, die ein Handelsmann von Innsbruck für einige Damen jener Stadt expreß bei ihm bestellt hatte. — „Der Meister hat

mich aufrichtig lieb," sagte sich der Forscher Seraphin im Stillen. — Dagegen traute er der Frau Martha eine mildere Gesinnung zu, weil er so glücklich gewesen, ihren alten fetten Hund von einem Anfall des Podagra vorläufig zu befreien. Aber gerade im Gegentheil grollte ihm die Mama noch immer, wenn sie auch gleißend mit ihm that. — Martina war erschrecklich kalt und einsilbig, und Seraphin verlor wieder einmal alle Hoffnung; dennoch war ihm das Mädchen gut, wie sie noch gar nie gewesen, und hätte ihn gern umhalsset und für ihre Sprödigkeit um Verzeihung gebeten. — Der Tante und ihrem kühlen Gesichte traute er am allerwenigsten; demungeachtet war sie freundlicher mit ihm beschäftigt, als er sich einbildete. — Einen kleinen Ersatz für so viele Kälte und drohenden Ernst bot dem jungen Vogelwärter die besondere Gutmüthigkeit, die Frau Marianne, auf deren Gunst ihm viel ankam, dem schüchternen Menschen erwies. Aber — wie tief wäre sein Zutrauen gesunken, wenn er, nach Tisch gen Tarrenz eilend, um die bestellten Vögel auszuwählen, sich hätte träumen lassen sollen, von welcher Art eine Unterredung war, die ungefähr zur selben Zeit, während Martina zu Beverl auf Besuch gegangen, Frau Marianne mit ihrer Schwester Magdalene im Kämmerchen der letztern hatte.

Die Tante war beschäftigt, einen Brief zu schreiben. Ihre Arbeit lassend, fragte sie die eintretende Marianne: „Willst Du mich zur Kirche abholen?“ — „Lassen wir heute die Kirche bei Seite,“ erwiderte Frau Tammerl, indem sie sich matt und müde in den Armsessel versenkte: „Bleiben wir zu Hause. Meine Glieder sind wie abgeschlagen.“ — Sie faltete die Hände über dem Gürtel, woran sie die Schlüssel des Hauses trug, und seufzte einigemal ziemlich schwer. Die Tante, die sie genau kannte, wußte nun schon, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, womit

ste nicht zögern würde, anzurücken. — In der That hob bald Marianne an, um den Brei zu gehen, und warf hin: „Du bist glücklich, Lenerl. Du hast einen Frieden, wie ich mir ihn wünschte.“ — „Das ist nicht Dein Ernst, Marianne,“ versetzte die Tante ruhig. Die Tammerl redete weiter: „Grad jetzt hab' ich einen Augenblick zum Verschmaufen. Der Herr schläft wie gewöhnlich; die Frau Mutter betet und läßt mich ungeschoren; die Martina . . . schwagt mir auch die Ohren nicht voll, weil sie nicht daheim ist . . . jetzt könnte ich mir, frei vom Hausgeschäft, etwas Gutes thun; aber . . .“ — „Aber, liebe Marianne?“ — „Wenn die Sorgen nicht wären, liebe Magdalene!“ — „Kein Mensch ist ohne Last und Plage,“ sagte Lenerl, die nun ihrerseits auf den Busch schlug: „Du bist besser daran, als viele andere. Was kann Dir so schwer im Sinne liegen?“ — „Ach, schau, Lenerl, die Kinder, die Kinder sind das lebendige Kreuz für die Mutter!“

Da Frau Tammerl, obgleich sie die rechte Saite angeschlagen, nicht für gut fand, darauf fortzuspielen, stellte sich Magdalene geschickt an, als ob sie von selbst darauf einginge, und versetzte: „Nun ja, da haben wir wieder das alte Lied von dem Peter in der Fremde. Ich wünschte bald selbst, daß der verdrießliche Junge endlich einmal aus der Lehre käme, wenn schon er sie kaum angetreten, damit nur Deine Kummerniß um ihn ein Ende hätte!“ — „Nun, warum soll ich nicht bekümmert seyn um den guten Peter, da er doch einmal mein Sohn ist, und am Heimweh fürchterlich leidet? Es ist ein Unglück, daß ihr ihn nicht leiden mögt, weder Du noch der Alte selber, und daß ihr behauptet, mein Peterl sey ein Strohkopf, und habe ein schlimmes Gemüth. Das macht mir auch gar oft Verdruß und Kummer, denn das Peterl ist ein braves Kind; ich kenne ihn besser. Aber für den Augenblick liegt mir weniger der Peter am Herzen, als die Martina, die von euch allen verzogen und verhätschelt wird, und die übertrie-

lene Vorliebe gar nicht verdient.“ — „Das wäre zu beweisen, Marianne. Was gibt's aber mit der Martina?“ — „Em, sie wird eben doch ein paar Jahre aus dem Hause müssen, so schwer es mich ankommt, von all meinen Kindern mich zu trennen.“ — „Ei, ei! wohin soll sie?“ — „Ich denke, nach Meran, zu den englischen Fräulein. Sie seyen gar zu brav, hat man mir geschrieben und gesagt von allen Seiten. Erst kaum zehn Jahre sind sie zu Meran, und haben sich schon alle Achtung und Liebe erworben, zählen etwa sechzig Schülerinnen, und erziehen sie vortrefflich.“ — „Gib das Vorhaben auf, Marianne. Die Martina taugt nicht in's Kloster. Ihr lebhafter Geist würde dort Anstoß, vielleicht Mergerniß geben, oder würde sich verheucheln und verwandeln, wie Du selbst es nicht gut heißest.“ — „Bah, das sind eitel Vorurtheile und irrige Gedanken, Venerl. Es können nicht alle Mädchen in gräßlichen Häusern erzogen werden, und was dabei herauskömmt“

Marianne verschluckte den Schluß ihrer Anspielung, weil sie sich erinnerte, daß Kränkung aus Schwester- munde sehr weh thut, und weil Magdalenens Blick sich still zu ihr aufrichtete, mit einem sanften Vorwurf, der sie schweigen machte. — Nach einer Pause sagte Marianne entschlossen: „Und doch muß das Madl aus dem Hause, und zwar je eher, je lieber.“ — „Sie ist Dein Kind, Marianne. Dein Herr und Du, ihr habt zu befehlen. Sag' mir indessen, was das arme Ding verbrocken hat, daß sie von den Eltern, aus der Heimath in die Fremde und zwar in's Kloster versetzt werden soll?“

Frau Tammerl nahm einen Anlauf, und stieß mit nicht geringem Kampfe heraus: „Daß Gott erbarm'! es ist eine Schande es zu sagen; aber . . . stell' Dir vor: das kleine Weibsbild, der Frag, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist . . . , sie ist verliebt, verliebt, die abscheuliche Kreatur!“ —

Die Tante fuhr zusammen. Wie hatte die Mutter das erfahren? Was hatte sich wieder ereignet? Was hatte sie gethan, die ungerathene Martina, die seit dem unsinnigen Donnerstag von ihrer Tante gehütet worden war, wie ein Ei, wie ein Auge, wie ein Heiligthum? Martina, die ihrer Tante die beste Aufführung, die größte Zurückhaltung versprochen hatte? „Das wird nicht seyn!“ stammelte Venerl wahrhaft entsetzt, und der Aechtheit dieses Entsetzens vertrauend, ging Marianne unverholen mit der Farbe heraus.

„Der wunderliche Tiefsinn des Mädels,“ sagte die Mutter, „war mir schon lang aufgefallen. Ich meinte jedoch, es habe damit eine andere Bewandniß. Nun komme ich aber gestern, die Langschläferin aufzuwecken, damit sie die Kirche nicht versäume; da schläft sie fest, als wie ein Stück Holz und rührt sich nicht. Aber, sobald ich sie nur ein wenig angeschaut, fängt sie an, die Arme auszustrecken, und im Schlaf zu sagen: „Küsse mich noch einmal! he?“ —

„Ha, ha, ha!“ lachte die Tante, wenn ihr schon nicht viel um's Lachen war: „da haben wir's. Auf das leere Wort hin willst Du das Kind, das blutjunge Mädchen, beschuldigen? Das ist wahrlich nicht zum verantworten. Muß die Martina grade von einem Mannsbild geträumt haben? Warum nicht von Dir selber, oder von ihrem Vater, oder von mir, der sie gar oft ihre Küsse anträgt?“

„Weiß mich nicht zu besinnen, daß weder mein Alter, noch Du, noch die Frau Mutter, noch meine Wenigkeit selber den Namen „Seraphin“ in der Taufe erhalten hätten.“ — „Seraphin!“ — „Ja doch, ja doch! Küß' mich noch einmal, Seraphin! hat das gottvergessene Kind gesagt, so deutlich, als ich Dir's jetzt wiederhole. Und hat dabei gelacht, als verdiene sie dafür eine Belobung; als legte sie sich damit das schönste Bildl bei

ihren Eltern ein! Und als sie erwachte auf mein Anrufen, so wußte sie noch perfekt, was sie geträumt hatte, denn sie wurde plötzlich, da sie mich sah, wie, wie.... ein Granatapfel hat nicht röthere Backen!"

Die Tante hatte, während die Mutter ihrer Redseligkeit den Lauf ließ, nachdem das Eis gebrochen, sich von ihrem Schrecken erholt. „Geh, geh,“ sagte sie, eine verdrießliche Miene vornehmend, „ist das gescheit? Was können wir denn für unsere Träume? Und träumen wir nicht gerade am häufigsten von Dingen, woran wir im Wachen nicht denken? Soll das Madl da für einen Traum büßen! Hast sie gewiß gleich angefahren nach Deiner Art, Du böse Mutter, die den falschen Peter zum Herzblattl erwählt hat, und das saubre Dirnl ungerechterweise nicht ausstehen kann?“

Nicht zu beschreiben ist der feine gesalzene Spott, mit welchem Frau Tammerl aufstand, das Fürtuch auseinander spreitete, den kleinen Finger jeglicher Hand äußerst geziert ausstreckend, einen tiefen Knix vor der mißbilligenden Schwester machte, und triumphirend lächelnd sagte: „Kuß die Hand, liebste Jungfer Venerl, bin aber nicht so einfältig gewesen, wie Du mir's zutraust. Ich habe nichts, gar nichts gesagt; ich habe niemand, gar niemand angefahren, und Dein Herzblattl würde noch ferner in Ruhe schlafen können, und meinetwegen vom Prinzen Eugen sich küssen lassen nach Gefallen, wenn ich nicht — nach einem nähern Beweis stöbernd — tief unter der Martina Sachen versteckt — in einer niedlichen Schachtel dieses Herz gefunden hätte, welches Dir bezeugen mag, daß der geträumte Seraphin lebt in Fleisch und Bein, und daß zwischen den Tragen ein, will's Gott unschuldiger, aber doch nicht zu duldender Techtelmechtel stattfindet.“

Siegreich legte Marianne das bewußte papierne Wechsel-Herz vor Magdalenen's Augen nieder. Die Tante

las, ärgerte sich, lächelte dann über der Kinder Einfalt, wurde dann von der Zuneigung, die sich in Beiden so früh entwickelt hatte, gerührt, so daß sie mit feuchtem Blick und scherzendem Munde zur Schwester sagte: „Ja, gewiß setze ich für die Unschuld des kleinen Techtelmechtls meinen Kopf zum Pfande. Die Kinder lieben sich vielleicht herzlich, und das kommt aus ihnen selber; das hat ihnen niemand eingeblasen. Wer weiß, was ihnen die Zukunft bescheert?“ — „Wohlgesprochen, aber die Gegenwart will versorgt seyn.“ — „Man hat Exempel, liebe Marianne . . .“ — „Exempel hin, Exempel her. Nimm mir's nicht übel, Generl: Du bist etwas leicht in Deinen Gedanken, und träumst von allerlei wunderlichen und seltsamen Begebenheiten, die alle tausend Jahre einmal oder besser gar nicht vorkommen; die nur in denen dicken Büchern stehen, von denen hin und wieder der Vater Guardian predigt, und zwar nicht zu ihrem Vortheil; in denen Büchern, die von müßigen und nichtsnützigen Fabelhasen geschrieben werden, um den Leuten das Hirn zu verwirren. Gott sey Dank! in unser Haus sind sie noch nicht gekommen, und haben noch nicht die Legende und das Bethuch ersetzt. Wir Bürgerleute leben noch mit der Welt, wie sie ist, fürchten Gott, ehren unsere Eltern und wachen über unsere Kinder. Das will ich thun, Generl, und niemand soll mir darein reden.“ — „Nun, nun, Marianne, sey gut: Ich meinte nur, daß die Kinderei nicht verdient, daß Spektakel deshalb gemacht werde.“ — „Ich will auch nicht Spektakel machen; ich will die Wurzel des Uebels im Stillen ausgraben. Das kürzeste wäre, den Buben wegzujagen; aber dazu bin ich zu barmherzig, und der Bub' ist, seine Dummheit mit dem Madl abgerechnet, zu brav. Also ist's am besten, daß die Martina Platz mache. Ein Jahr oder anderthalb — das ist eine lange Zeit für die

Jugend. Aus den Augen, aus dem Sinn Gib mir doch das saubre Herzlein wieder, Lenerl."

Die Tante suchte vergebens darnach. „Der Luftzug muß es zum Fenster hinaus geweht haben," sagte sie ruhig. — Desto unruhiger erwies sich Marianne. „Eine schöne Geschichte!" rief sie: „da liegt die Bescheerung auf der Gasse, und mag sie finden, wer da will, so ist in einer Viertelstunde die ganze Dummheit in den Mäulern aller Leute!" — Sie eilte hinaus, das Papier von der Gasse aufzuklauben; doch war es nirgends zu sehen. Ungeduld und Verdruß wollten ihr schon zu Kopfe steigen, als sie Magdalene hörte, die leise aus dem Fenster rief: „'s ist nichts, komm nur herauf. Der Pirat hat das Ding gefressen!"

Als Marianne wieder bei Lenerl erschien, war richtig der kleine Hund beschäftigt, Papierschnitzel zu verzehren, und Marianne hatte nur die Nachlässigkeit der Schwester und die Gefräßigkeit des Thiers zu bedauern, da ein kostbares Beweisstück durch sie zu Grunde gegangen. — „Das thut jedoch nichts," sagte sie, bald gefaßt: „besser daß der Hund es gespeist, als daß es im Markt herumgeschleppt worden. Weiß ich doch, was ich weiß, und meine Anstalten werden bald getroffen sehn." — „Uebereile Dich nicht mit dem Kloster," ermahnte die Tante nochmals: „beschaue Dir die Sache von allen Seiten, ehe Du etwas, das im Grunde kein Verbrechen, erst schlimm machst." — „Das werd' ich," lautete die Antwort: „ich werde überlegen und reiflich überlegen, wie's einer Mutter zusteht. Weil Du jedoch eine Jungfer von Ehre und Zucht und Frömmigkeit bist, so fordere ich Dich auf, meinem Beispiel folgend, der Martina nichts merken zu lassen." — „Das soll sehn, ich gebe Dir die Hand darauf." — „Und daß der Bube nichts erfahren darf, versteht sich per se." — „Das mein' ich auch," versicherte die Tante ernstlich, und Marianne ent-

fernte sich, um über die Sache weiter nachzudenken, mit dem nochmaligen Versprechen, den Handel und ihren Beschluß nicht über's Knie abzubrechen, und jedenfalls letztern zuvor der Tante mitzutheilen, ehe er zur Ausführung käme.

Wie geneigt indessen Marianne war, ihren Beschluß alsogleich vorzubereiten mit dem nächsten besten Mittel, das ihr der Zufall, oder was der Tag brachte, liefern mochte, stellte sich noch an demselben Abend heraus, und zwar in einer Verhandlung mit ihrem Mann. Sie war Selbstherrscherin genug, um ihre jetzige Beschwerde ganz für sich zu behalten und Herrn Tammerl zu verhehlen, der entweder einen unnöthigen furchtbaren Lärm gemacht, oder, je nachdem gerade seine Laune beschaffen, sein Herzblattl vertheidigt und mit den Besorgnissen der Mutter allerlei Scherz und spöttische Kurzweil getrieben haben würde. Doch bot sich ihr eine allzugute Gelegenheit dar, ihr Trennungsprojekt und daneben so ganz von ferne die Zurückberufung ihres geliebten Peterl einzuleiten, als daß sie versäumt hätte, sich ihrer zu bemächtigen. — Herr Tammerl stand eben entzückt vor den drei Canarienvögeln, die mittlerweile Seraphin von Tarrenz hereingebracht hatte. Der arme Narr hatte sein zweistündiges Hin- und Herlaufen nicht mit einem freundlichen Worte Martina's vergolten gesehen. Er hatte das Mädchen zwar an Weber's Fenster bemerkt und ehrerbietig gegrüßt; aber kaum hatte sie vornehm genickt, und wie mit einem Messer im Herzen war er nach Tarrenz zurückgekehrt. —

Vor den Vögeln stand also Tammerl und sagte mit vergnügten Blicken: „Schau, Marianne, Vögel wie diese gibt's weit und breit nicht mehr, und der Seraphin hat an ihnen ein Meisterstück geliefert, womit mein Correspondent gewißlich mehr als zufrieden seyn wird. Das ist ein Schlag, so glatt und gleich, als wie geschmiert, und ein jeder pfeift ein andres Stückl; der den Schützenmarsch

— hör' nur einmal zu, Marianne — he? dieser das ungarische Husarenlied, — horch, da fehlt auch keine Note! aber der dritte, der schwarzbehaubete . . . es ist schon eine Pracht . . . der macht den Zillerthaler Hosennaggler auf, daß einem das Feuer schier in die Behen spritzt, und daß ich gerade die Füße auflupfen möchte!"

„Geh, Peter, geh, schäm' Dich; das würde zu Deinem Alter und wampeten Wesen nicht zum besten stehen! Ich finde, daß Du im Winter wieder gewaltig zugenommen hast.“

„So?“ fragte Tammerl mit einem besorgten Blick auf seine Korpulenz — er fürchtete Schlagfluß und Wasser sucht: „ich mache mir eben viel zu wenig Motion.“

„Das könntest Du besser haben, Peter. Wir sind jetzt in der schönsten Jahreszeit. Wenn Du täglich zweimal nach Tarrenz hinausgingst und wieder herein, und Deine Vögel selbst besorgtest . . . Du solltest schon sehen, daß Dir bald das Gewand weiter würde. Glaub' mir, und probire dieses nur ein acht oder vierzehn Tage lang.“

„Wär' mir nichts lieber,“ sagte Tammerl, indem er seine Ehefrau mit großen Augen ansah: „Was fällt Dir ein? Wozu hätt' ich den Seraphin, wenn ich selber draußen den Vogelwärter vorstellte?“

„Du sollst es ja nicht für alle Ewigkeit, Peter: höre, was mir einfällt. Der gute Kerl, der Seraphin, könnte auch wohl einmal für alle seine Plage und guten Dienste eine kleine Freude haben.“ — „Meinetwegen. Welche?“ — „Mit welcher Gelegenheit willst Du die Vögel da nach Innsbruck schicken?“ — „Uebermorgen mit dem Silzer Fuhrmann. Von Silz wird sie alsdann der Worle-Hoifal in die Stadt tragen.“ — „Gib acht, Du hast mit den Vögeln Unglück. Was weiß der Kuech von Fuhrmann von der Abwart, die sie brauchen? Dann bleiben sie vielleicht in Silz mehrere Tage stehen, bis der Hoifal eintrifft; und im Wirthshaus, bei versäumtem Fressen und Saufen,

und getragt von allen neugierigen Gästen, möchten sie leicht verderben, oder, was sie können, liederlich vergessen.“ — „Hm, das wär' nicht unmöglich. Aber was meinst Du eigentlich, Weib?“ — „Ich hätte so gedacht: laß den Seraphin die Bögel nach Innsbruck tragen. In fünf oder sechs Tagen kann er wieder recht bequem zurück seyn. Während dessen würdest Du Dich etwas ausmagern, und der Bub' hätte die Freude, ein Stück von der Welt und die schöne Stadt zu sehen, einen Tag oder zwei dort zu rasten, dem Peter die Strümpfe und die Schlafhauben, die ich für ihn verfertigt, zu überbringen, und ihm haarklein zu erzählen, was in seiner Heimath vorgegangen ist. Denk' Dir des Peterl Vergnügen, mit einem Menschen seines Alters von Imst schwazen zu dürfen! das würd' ihn kuriren und aufmuntern, und der Seraphin würde nachher noch einmal so fleißig und brav seyn. Was meinst jetzt Du, hm?“ — „Der Spaß würde mich viel mehr kosten, als die Fracht an den Silzer und den Wörle-Hoifal.“ — „Schäm' Dich, ein Kimmelspalter zu seyn, wenn's darauf ankommt, Deinem eigenen Kind und Deinem braven Dienstuben ein Vergnügen zu machen. Meinetwegen jedoch. Laß' indessen nur gleich den Bader kommen. Dein Angesicht gefällt mir ganz und gar nicht, roth und aufgetrieben, wie es ist.“

Frau Marianne stellte sich an, als wollte sie hinausgehen. Tammerl hielt sie auf. „Was Du immer mit meinem Gesichte und dem Bader hast!“ zürnte er; aber sein Zorn war nur die Maske seiner Angst: „Das ewige Blutlassen! Ich werde noch die Wassersucht kriegen. Der schwäbische Doktor von drüben aus dem Boralberg hat mir freilich lang gesagt, das Wassertrinken und eine starke Bewegung wären mir gesünder, als Dein unaufhörliches Aderlassen; aber ich hab' ihm nicht recht getraut. Die Ausländer alle sind falsche Christen und arge Windbeutel; ich kann sie nicht leiden. Indessen mag der Schwab doch

nicht so unrecht haben. Und der Seraphin — ich möchte ihm wohl ein Spaziment gönnen, wie mir eine bessere Gesundheit. Aber schau, Weib: das sind drei Kapitalvögel; Spezialvögel sind's. Das hat gar viel auf sich. Wenn der Bub' sie leichtsinnig hinwerden ließe wenn er sich die Vögel stehlen ließe drei Spezialvögel wenn er das Geld für die Thierchen verlöre oder gar verwirte?“

„Nun, nun, bist Du bald zu Ende?“ fragte die Frau, ihres Siegs gewiß: „es ist eine Schande, Dich so reden zu hören. Du erbarmst mich! Ist Seraphin nicht rechtschaffen und klug, wie ein Alter, ja noch flüger? Willst Du ihn nicht einmal, wie die andern Vogeltrager, auf viele hundert Meilen hinaus schicken, mit dreihundert Vögeln und noch mehr, mit Geld und Waare, und willst ihm jetzt nicht einmal auf einen Razensprung von dreizehn Stunden oder weniger die paar Vögel und ein paar Gulden anvertrauen? Meinethwegen. Aber hör', was ich Dir sage: Wenn Du den fleißigen Buben noch lang als wie einen Gefangenen draußen in Tarrenz halten willst, ohne ihm ein bißel Freiheit zu vergönnen, so wird er sich durchmachen bei der ersten Gelegenheit, und all' Deine wunderlichen Hoffnungen auf ihn sind alsdann in's Wasser gefallen, wo's am tiefsten ist.“ —

Ob nun Tammerl alsobald nachgab, oder ob er sich noch eine Weile wehrte, ist zu wissen unnöthig; aber gewiß ist, daß er noch am nämlichen Abend Bericht nach Tarrenz schickte, der Vogelwärter habe am nächsten Morgen ganz frühe bei ihm zu erscheinen, und sich auf eine kleine Fußreise vorzusehen. Wenn schon von seiner Frau gebeten, kein Aufhebens von der Vergünstigung zu machen, konnte sich Tammerl doch nicht versagen, die Schwägerin zu fragen, ob sie nichts nach Innsbruck zu bestellen habe. Seraphin würde hingehen und alles bestens besorgen. Die Tante erwiederte erröthend: „Ei ja, ich hab'

etwas für ihn. Schick' mir der Schwager den Buben nur so früh als Er will in meine Stube. Ich werde aufgestanden seyn, und ihm einhändigen, was er für mich bestellen soll."

Wie die Tante Lenerl es gewünscht, so geschah es auch. Seraphin stellte sich bei ihr ein, zu einer Stunde, da noch wenige Jungfern von Imst ihrem Bette entschlüpft waren. Aber bereits war Magdalene sauber und zierlich angekleidet, als hätte sie einen halben Vormittag vor ihrem Spiegel zugebracht. Der junge Bursche bemerkte diese Ordnung und Sauberkeit mit Vergnügen. Er fühlte seine Angst, vor der Tante unter vier Augen zu erscheinen, schnell dahinschwinden. Seine Zuversicht wuchs. Die Morgenrosen auf seinen Wangen erblühten noch schöner, noch munterer wurden seine Augen, die nicht von fern ahnen ließen, daß ihr Besitzer eine ganz schlaflose Nacht hingebracht habe. Freilich war sie schlaflos gewesen vor Zufriedenheit, vor Entzücken; denn wie vom Himmel gefallen, und zwar wie eine vom Himmel gefallene Wohlthat, wie eine vielverspätete, aber doppelt reich eingebrachte Miklausbescherung, war ihm der Befehl zur Wanderschaft in seine begnadigte Kammer geregnet. Er verwußte sich nicht vor Freuden, und der Freudenschimmer machte ihn so hübsch, daß er sogar der strengen Jungfer Magdalene gar wohl gefiel. Sie redete ihn daher freundlich an: „Willst Du mir einen kleinen Dienst erweisen, Seraphin? — „Ei,“ antwortete er treuherzig: „zwanzig für einen, und immer einen lieber als den andern, Jungfer Lenerl.“ — „Ist das auch Dein völliger Ernst?“ — „Eh, ich lüge nicht. Es sollte mir um einen Finger an jeder Hand nicht leid thun, wenn mir bei der Jungfer etwas einschläge.“ — „Was denn?“ — „Daß Sie mir ein bißel gut wäre.“ — „So? glaubst Du denn das Gegentheil?“ — „Eh, ich sollt's fast meinen. Die Jungfer hat mir immer noch nicht die Dummheit vom Fasching

verziehen, und die Martina, fürchte ich, hat's auch nicht gethan, und — schau die Jungfer, ich bilde mir halb ein, daß die Jungfer daran schuld ist." — „Du bist ein Narr. Ich bin Dir vielleicht mehr zugethan, als Du Dir vorstellst." — „Das sollt' mir lieb seyn. Aber das ist gleich: ich will jedenfalls treulich verrichten, was mir die Jungfer aufträgt." — „Gut, nimm dieses Päckchen. Wem es gehört, ist darauf geschrieben. Gib das in Innsbruck fein ab. Du wirst entweder dort oder dann von mir eine gute Belohnung erhalten." — „Ach mein, das braucht's nicht. Ich will's schon verrichten." — Seraphin schob das Päckchen in die Reisetasche, die ihm Tammerl umgehängt hatte, und worinnen allerlei für den Sohn Peter enthalten war. Die Biederkeit und das verständige Wesen, das sich in Seraphins Zügen und Benehmen kund gab, gewann ihm Lenerl's Gunst immer mehr. — „Reise glücklich und komm bald wieder," sagte sie gütig, und als der junge Mensch noch immer zögerte, fragte sie: „Hast Du mir noch etwas zu sagen?"

Seraphin knetete sein Hütl hin und her und erwiderte verschämt: „Ich hätt' eine gar schöne Bitte." — „Welche?" — „Wenn die Jungfer Tante die Ma Ma Martina ein bißel von mir grüßen wollte?" — Dem armen Buben kam das Wasser in die hellen Augen, und der empfindsamen Tante wär's bald nicht besser ergangen, indem sie bedachte, was ohne Zweifel baldigst den beiden unschuldigen Herzen bevorstand. Schnell entschlossen entgegnete sie: „Wart ein bißel, ich komme geschwind."

Sie verließ hastig die Stube, und ehe noch der gute Knabe dem Himmel danken können, daß er die Tante so gut und freundlich hatte aufstehen lassen, war sie wieder da, an ihrer Hand Martina, die von der eiligen Tante dem Morgenschlummer entrissen worden war. „Da," sagte

Generl bewegt: „da, gebt euch die Hände, sagt euch ein Lebewohl. Martina, der Seraphin geht auf ein paar Tage nach Innsbruck; Seraphin, Du wirst die Martina einige Zeit nicht sehen. Sagt euch ein frommes „behüt Dich Gott! . . .“ und betet für einander um ein fröhliches Wiedersehen.“

Die Tante vermochte kaum, mit Fassung zu endigen, und drehte sich ein bißchen zum Fenster, daß nur der Morgenstrahl ihr feuchtes Auge sah. Die Unbefangenheit der kindlichen Verliebten gestattete ihnen keine ernstere Deutung des Abschieds. Sie gaben sich herzlich die Hände, und blickten sich an mit klarer unschuldiger Zärtlichkeit, ohne Rückhalt, ohne Furcht vor zukünftigen Ereignissen. „Bleib' gesund, denk' an mich, komm' bald wieder!“ sprach Martina. — „Die Zeit wird mir lang werden, aber ich bin geschwind wieder da,“ sprach Seraphin. — „Ich will Dich in mein Gebet einschließen, vergiß mich nicht,“ sagte wieder Martina. — „Es wird mir wohl gehen, weil Du mir gut bist,“ sagte alsdann Seraphin: „vergiß auch Du mich nicht, und wenn das Rothkröpfel singt, so stell' Dir vor, ich sey's.“ — „Geschwinde, geschwinde, ehe die Mutter nach Dir ruft!“ ermahnte die Tante ihre Nichte. — Nun gaben sich die Beiden beide Hände, und drückten sie, und sagten wie aus einem Munde: „Auf glückliche Wiederkehr, auf glückliches Wiedersehen!“ und in den paar Worten verstand ein jedes von ihnen so viel, als hätten sie einen ganzen Tag lang mit einander geredet. — Seraphin ging seiner Wege. Martina schlüpfte mit der Tante wieder in ihre Kammer.

Bald war Seraphin gerüstet, hatte die kleine Kraxe mit den Vögeln auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, eine warme Suppe, die ihm Frau Marianne gekocht, im Magen, und wanderte getrost aus dem Hause. Ueber seinem Haupte klöpfelte es am kleinen Fenster,

Hinter dem Gipfel des geblühten Vorhangs nickte ihm noch einmal die schöne Frühlingsblume zu, die ihm so wohl gefiel; er schwenkte sein Hütl und nach wenigen Schritten war er schon auf der Straße in die Welt hinaus.

Tammerl wartete seiner vor dem Markte und begleitete ihn bis zum Brennbüchl. Dort versah er den Wanderer noch mit manchem Unterricht, munterte ihn auf, und versprach ihm alles Gute, wenn er seine Geschäfte gut verrichten und sich tauglich erzeigen würde zu dem Leben, wozu ihn Tammerl bestimmt hatte. — Hierauf, nach wenigen Minuten, war Seraphin allein; hinter ihm lag Imst mit seinen Hoffnungen, mit seiner Liebe, aber vor ihm, der jugendlichen leichtbeweglichen Seele zum Trost, lag die ganze Welt mit ihrem reichen Schatz von Freuden. Traurige Gedanken kamen nicht in Seraphin auf. Die Sonne schien hell, die Lerchen sangen munter, die prächtigen Gebirge standen heiter umher, der Strom wälzte frisch die schaukelnden Wogen durch's Land: alle diese herrlichen Erscheinungen fanden einen Wiederhall, einen Abglanz in des gesunden Burschen Kopf und Brust. Die Bürde auf seinem Rücken war federleicht, noch leichter sein Blut. Es könnte ihm nicht fehlen, sagte er sich fröhlich immer wieder, und hätte nicht getauscht mit der jubelnden Lerche, nicht mit der schnellen Woge; war er doch frank und frei wie sie.

Den Menschen fällt ihr Erdenloos ungleich. Bevorzugt erscheinen, oberflächlich betrachtet, die Kinder der fetten Ebenen, wo das Korn wächst und auf unermesslichen Wiesen die Heerden und ihr Futter zugleich gedeihen, wo die leichte Mühe mit dem reichen Ertrag nicht im Verhältniß. Glücklich nennt sich auch der Bewohner der Flußgebiete und der Meeresküsten, der nur sein Netz zu werfen braucht, um mit dem Segen der Fluth schwerbeladen heim-

zukehren, der nur seines Leuchtturms Lampen anzuzünden, nur seiner Häfen Ketten zu öffnen hat, um aller Welttheile Kostbarkeiten um sich versammelt zu sehen, von denen er spielend goldenen Zoll erhebt. Wer pries nicht, als lustiger Wanderer an Nebenhügeln vorüberziehend, auf welchen die freudenbringende Traube glüht, wer pries nicht den Herrn jener Nektarquellen, den fröhlichen Weinerzeuger, dem die Sonne stets in's Auge lacht, der singend ihre Strahlen eingefangen hat in's dunkle Faß, in's helle Glas? Nicht Einer von den Dreien, nicht der Mann aus dem Flachland, vom Meeresstrand, aus dem Gau der Reben — wenn schon nicht gar so glücklich, als die von ferne schauende Menge wohl glauben mag — würde tauschen mit dem armen Sohn der Gebirge, der sein Brod nur kärglich baut, der seine Hütte an die Felswand klebt, wie eine Schwalbe ihr Nest an den Kirchturm, der auf der Alpe verwildert, der allen Elementen zugleich die Stirne bieten muß, der acht Monate Winter hat, und die andern vier Monate kalt. — Freilich ist er arm, freilich unwissender oder roher; aber was ihm, dem im entlegenen Thale zwischen Eis und Schnee und Wildbächen Begrabenen an Kenntnissen und an Welton mangelt, wird ihm ersetzt durch jenes ruhige geprüfte Selbstvertrauen, das einem Jeden wird, der mit gesunden Sinnen der Dürftigkeit nicht achtet, und auf jegliche Gefahr vorgesehen ist. Der dreiste Muth, die täglich rüstiger angespannte Kraft, der gerade Sinn und Verstand des Gebirgbewohners sind Reichthümer, die allen klingenden die Wage halten. Er lebt von Entbehrungen und hat daran sogar Freude; umzingelt von drohenden Wettern, steilen Felsspitzen und Ungemach jeglicher Art, scherzt er mit der Gefahr wie mit einer glatten Schlange. Der schwindelnde Pfad ist seinem heitern Kopf gerecht; bei Tag und Nacht, im Schneesturm und Sonnenbrand, ist er zu jeder Stunde bereit, zu gehen, wer weiß, wie weit. Die Finsterniß wie die

Sonne ist seine Freundin; er klettert, wo das Wild kaum aufzutreten wagt; Wald oder Heustadel, Bärenhöhle oder Sennhütte sind ihm gleich liebe Nachtlager; ein Bündel Gras oder ein Felsklumpen zum Kopfkissen fehlt ihm nirgends, und bevor er sich niederstreckt, nicht den Dieb, nicht den Luchs fürchtend, nicht die Lawine, nicht den Murbruch, nicht den Waldstrom, der sein Bett überflutet, spricht er sein Nachtgebet, und juchzet, noch ehe er die Augen schließt, daß Berg und Thal Kunde erhalten von dem einsiedlerischen Schläfer. Wer über die krachenden Felsen schreitet mit sicherem Fuß, wer aus den wirren Schluchten des Felsgebirgs eine verirrte Ziege heraufholt, ohne fehl zu gehen und die Geduld zu verlieren, wer seines Hauses Zimmermann und Maurer, Dachdecker und Kellergräber, Tischler und Schlosser ist, wer nicht achtet, daß mehrere Monate hindurch seine Hütte eingeschneit liegt, wer trotz Regen, Sturm oder Wintergraus allsonntäglich mit Lebensgefahr zur Kirche wandelt, und lächelnd dem mitleidigen Fremden, der schon vor der Erzählung dieser Schrecknisse sich entsetzt, erwidern kann: 's ist halt einmal nicht anders, und das thut uns nichts; der ist gewaffnet gegen alle Mühseligkeiten des Lebens. „Gott hilft dem, der ihm vertraut!“ hat ihm die Mutter über der Wiege gesungen. Seiner Kräfte bewußt geworden, sagt er sich später: „Gott hilft dem, der sich selber hilft;“ und in diesem Satz liegt das Geheimniß des todtverachtenden Muths, des fröhlichen Belandhandseyns, der hohen Vaterlandsliebe aller Gebirgsvölker. Mit Unrecht erstaunt der Fremdling über die letztere; mit Unrecht nennt er das Heimweh nach dem kargen Lande eine seltsame unbegreifliche Erscheinung. Die strengsten Eltern sind meistens die geliebtesten; ihre Strenge entwickelt in den Kindern Eigenschaften, die reiner Gewinn für's Leben sind. Wie sollte der Mann

der Alpen sein Vaterland nicht innigst lieben, das ihm den männlichen Muth bei der Geburt schon zum Geschenke macht; das Vaterland, von dem er den Stolz lernt, der ihm verbietet, vor den Mächtigen der Erde zu zittern! Innerhalb der Riesenmauern der Gebirge gilt ein König nur wie ein anderer Mann; der Richter und der Pfleger müssen sich das gemeine „Du“ gefallen lassen. Von der rauhen Heimath hat auch der Gebirgsmann die gestählten Sinne, den schnellgefaßten Geist, einen nüchtern gewöhnten Leib und einen freien starken Willen. Nicht mehr bedarf's, um der Lebenszukunft Herr zu seyn. Darum sind die Bergsöhne in allen Sättern gerecht, spannen ihre Unternehmungen, klein oder groß, über weites Land, über ferne Meere, und, ob sie ihr Ziel erreichen mit derber geradaus den Weg brechenden Beharrlichkeit, ob sie dahin kommen mit List und Verschlagenheit — wie sie daheim der übermächtigen Raubthiere Meister werden — immer ist's die Eigenthümlichkeit ihres Wesens, ein Erbtheil ihres Vaterlands, die ihnen den Erfolg erzwingt und Glück bescheert.

Seraphin war keine von den hochbegabten Menschennaturen, denen riesengroße Entwürfe im Gehirn keimen, oder die mit Heldenlust und Kraft das Schicksal unterjochen, aber dennoch genoß er in bescheidenem Maaße der Vortheile seiner armen Geburt auf armer Erde. Kaum dem Knabenalter entwachsen, war er schon geschickt genug, mit eigener Hand sein Steuer zu führen. In den Jahren, da ein im Wohlleben aufgesaugter Mensch noch bei jedem Schritte eines Helfers bedarf, war er schon Selbstherr seines Kopfs und seiner Glieder. Mit munterer Dreistigkeit ging er dahin, seinen Antheil von der Welt zu nehmen, und zählte sich nicht als eine Null in der Schöpfung. Das biedere Herz in seinem Leibe, die aufrichtige Zunge in seinem Munde, das Gottvertrauen in seiner Seele, dachte er, sollten

schon etwas werth seyn. Zudem begleiteten ihn Martina's hoffnungsvolles Andenken und der Mutter Geschmeide, das er in der That um seinen Hals gebunden wie einen Talisman, und sein Schutzengel — so glaubte er fest — mußte auch irgendwo in seiner Nähe seyn; er hatte sich des Engels nicht unwürdig gemacht.

Vergestalt ausgerüstet, wanderte er wohlgenuth den beschwerlichen Karreerberg hinan und hinab, ruhte unter dem traulichen Schatten der Obstbäume von Heiming, rastete in dem gastlichen Wirthshause von Silz. Wäre ihm nicht Pflicht gewesen, seine drei gelben Gefährten, die Spezialvögel, sorgsam zu verpflegen, und nicht von ihnen zu weichen, damit kein Mißgeschick in Gestalt einer Kaze oder eines schlauen Diebs über sie käme, so hätte Seraphin in seiner heitern Laune nicht unterlassen, das alte Schloß Petersberg zu besuchen, das unfern von Silz auf einem mäßigen Hügel, umschattet von uralten Lindenbäumen, emporragt. So mangelhaft des jungen Vogelträgers Geschichtskenntniß, so war ihm doch nicht fremd geblieben, daß vor grauen Zeiten die Gräfin Margaretha, die als „Maultasche“ im Munde des gesammten Tirolervolks noch heute lebt, auf dem Petersberg gar oft ihren Hof gehalten, und daß sie ebendasselbst von den Böhmen gefangen gehalten worden, die ihren unbeugsamen Stolz in Kerker einsamkeit zu brechen vermeinten, was ihnen jedoch nicht zum besten gelang. — Seraphin zog für heute vor, bei guter Zeit Stamms zu erreichen, das hochberühmte Kloster, von dem er in seiner Heimath schon Wunderdinge gehört hatte. Mit gläubiger Ehrfurcht betrat er die Kirche des Stifts, unter deren Steinpflaster so manche tirolische Fürsten den ewigen Schlaf schlummern, und betete lang um einen glücklichen Ausgang seiner kleinen Wanderschaft. Erst nachdem er das Gotteshaus begrüßt, und staunend die herrlichen Stiftsgebäude umkreist, suchte er das Wirthshaus auf, wo er

sein Nachtlager zu nehmen gedachte. — Der Abend war unaussprechlich mild, die Luft erquickend, und tausendfältiges Leben rege und wach in Bergen und Wäldern, auf Fluren und Triften. Die Kanariensänger, die sich ungemein wohl befanden in dem warmen durch ihren Kästch spielenden Hauch des Innstroms und der Berge, wollten ihr plauderhaftes Concert nicht einstellen, und auch ihr Träger dachte nicht von ferne an Essen und Trinken und Schlaf. Er saß auf der Bank vor dem Nachtquartierhause, und zählte begeistert die glühenden Spitzen und Regel der Gebirge, und versenkte seinen frischen Blick in das feurige Meer des Abendroths, das den Himmel überströmte. Schöner als heute hatte er noch nie die Sonne ausbrennen gesehen. — Da kam auf einem Feldweg von Inn herauf ein ärmlich gekleideter Bauernknabe, der alle Augenblicke stehen blieb, sich, wie Seraphin that, nach dem Himmel und Abendroth umzuschauen. Dann machte er immer ein paar Schritte mit gesenktem Kopfe, und als er an den Vogelträger herantrat, bemerkte dieser, daß dem fremden Buben die Zähnen über die Backen liefen. Sobald er jedoch gen Himmel sah, lächelte er wieder, und so, bald weinend, bald zufrieden dreinschauend, setzte er sich neben Seraphin nieder, und sprach seufzend; „Auwch, ich bin steinmüd!“

Dieser einfache Versuch zu einer Unterhaltung wurde von Seraphin gut aufgenommen, und er fragte den steinmüden Jungen: „Woher Du?“ — Der andere deutete über den Fluß, nach Landesweise kurz erwiedernd: „Von oben herab.“ — „Wohin?“ — „Auf Oberperfuß.“ — „Wie weit?“ — „Sechs Stunden und drüber.“ — „Wo wirst Du heut über Nacht liegen?“ — „Gar nirgends.“ — „Dho!“ — „Ich will die Nacht durch marschiren.“ — „Warum?“ — „Ich gehe gern zur Nachtzeit. Ich hab' den Mond und die Sterne und den

blauen Nachthimmel so viel gern.“ — „Das wird schon seyn. Aber sagtest Du nicht, Du seyst müde?“ — „Ganz gewaltig müde, ich hab' über den ganzen Tag nichts gegessen, und das thut den Beinen weh.“ — „Du armer Narr, wo fehlt's denn?“ — Der Fremde kehrte zur Antwort seine Taschen um, die völlig leer waren. Dieser stumme Bericht machte Seraphin's Herz auf der Stelle mürbe. „Oho!“ sagte er: „da schaut nicht viel heraus? Bist Du schon weit gelaufen?“ — Der Bube mit der leeren Tasche nannte ein Dorf an der bayerischen Gränze. — „Bleibst Du dort?“ — „Nein, ich bleibe zu Oberperfus. Mein Vater ist dort zu Hause.“ — „Bist gewiß ein Dörcherbub', und bettelst unterwegs, was Du brauchst, zusammen?“ — „Der Fremde erwiederte böse: „Ich werd' Dir gleich eins auf's geben, Du spöttischer Kanarienvogel! Willst's Maul halten? Mein Vater ist ein ehrlicher Bauersmann, und wenn ich keinen Kreuzer im Sack habe, so ist niemand daran schuld, als gerade ich selber. Weißt's wohl, Du Kraxenbub'? — „Du bist schon ein rechter Limmel!“ erwiederte Seraphin, der sich schon geneigt fühlte, mit dem „Auf's geben“ selbst den Anfang zu machen. Doch besann er sich bald, daß er durch ein unüberlegtes Wort dem fecken Nachbar einen Anlaß zum Zorn gegeben, und daß ihm selber — es war noch nicht so lange her — ein ähnliches Wort aus dem Munde der Frau Tammerl Wittib nicht gar besonders wohl in die Ohren geklungen hatte. Daher setzte er gemäßigter hinzu: „aber mit einem Heiter, wie Du bist, muß man's nicht so genau nehmen. Ich hab's schon selbst gemerkt, und werd's vielleicht noch manchmal spüren, wie Einem, der nichts hat, zu Muth ist. Erzähle mir also, was Dir begegnet ist, und ich will sehen, ob ich für Deine Grobheit Dir mit etwas besserem vergelten kann.“

Der Nachbar ließ sich nicht lang bitten. „Du wirst

mir freilich nicht helfen können," sagte er: „aber 's ist keine Schande, die ich zu erzählen habe, wenn schon der Vater mir den Taglohn auf den Buckel messen wird, wie ich nicht zweifle. Der Vater ist ein braver Bauer, und daneben ein Drechsler. Ich hab' das Handwerk ein bißel von ihm gelernt, und wir haben miteinander eine Arbeit für den Zoller dort drüben gemacht, die ich demselben hingetragen. Der Zoller hat mich ehrlich und rechtschaffen bezahlt, und ich bin noch am Abend wieder weggelaufen, um recht bald zu Hause zu seyn, und meinem Vater, der's braucht, das Geld zu bringen, ohne etwas davon zu verzehren. Das war gestern. Ich bin munter durch's Gebirg getrollt, und bin so gegen zwölf Uhr in der Nacht etwa über einen Fochsteig gekommen, wo es gar zu schön war. Die Sterne funkelten, wie sie heut thun werden, in ihrer ganzen Pracht, und der Mond stolzierte mitten unter ihnen, wie der Herr Curat, wenn er bei der Prozession das allerheiligste Sakrament des Altars umträgt. Nun, weißt Du wohl? bin ich ein großer Liebhaber von dem Himmel und seinen Gestirnen. Wenn ich auf der Alm das Vieh gehütet hab', bin ich oft ganze Nächte hindurch auf dem Rücken gelegen, im Freien, ohne zu schlafen, und hab' den Herrn Mond betrachtet, wie er als ein himmlischer Hirt die silbernen Schäflein auf der blauen Weide trieb. So ist er mir ein guter Bekannter geworden, und von seinen Lampeln kenne ich ihrer auch viele und kann sie rufen bei dem Namen, den ihnen die andern Leute geben, oder bei dem, womit ich selber sie getauft habe. Also auf dem Fochsteig war's gar schön, und am Himmel hat's gewimmelt und gestrahlt — es war gar aus. Da hab' ich mich hingesezt und geschaut, und meine vielen Bekannten aus den Gestirnen richtig herausgefunden, und da muß ich drüber eingeschlafen seyn. Denn es ist auf einmal ein schwarzer Mann bei mir gewesen — hat ausgesehen wie

ein Jesuiter — der hielt mich freundlich an der Hand, und zeigte bald da= bald dorthin, und sagte zu mir: „Schau Peterl, alles, was dort oben steht und glizert, und alles, was auf Erden um Dich herliegt, als Berg und Kofel, oder als Feld und Au, das mußt Du noch viel besser kennen lernen, und ich will Dir's anzeigen, wenn Du Lust hast.“ — „Versteht sich,“ hab' ich gesagt, und bin mit dem Mann gegangen, und er hat mir viele wunderbare Dinge gezeigt, und ich hab' seine Gelehrsamkeit recht gut verstanden, wenn ich auch jezt kein Wörtl mehr davon weiß. Das Ende aber ist gewesen, daß ich erwacht bin, und statt des Monds hat mir die lichte Sonne auf die Na'e geschienen, und es muß jemand an mir vorbeigegangen seyn, der auch kein Geld hatte und eins brauchte. Kurz, mein Sacfl war leer, und nicht ein Bierer mehr darinnen geblieben. Zuerst hab' ich gemeint, ich hätte etwa das Geld verzettelt, und hab's heute im Gebirg' hin und her gesucht, bin schier bis zum Zoller zurückgelaufen; aber nichts da. So hab' ich den ganzen Tag mit Auf= und Absteigen vertrendelt, und hab' froh seyn müssen, daß ein paar Leute, die in einer Zillen über's Wasser gefahren sind, mich aus Barmherzigkeit umsonst herübergenommen haben. 's ist zwar kein Spaß, ich werd's schon spüren, wenn der Vater über mich kommt; aber ich kann nichts dafür, und die himmlischen Gestirne haben's auch nicht verschuldet. Ich will sie nicht verschörge, und sie immerdar lieb behalten, die herzigen Edelsteine. Ich wollte auch gern die Prügel aushalten, zwei= oder dreimal, wenn ich nur den ehrwürdigen Jesuiter irgendwo fände, der mir in der Nacht so väterlich zugesprochen hat, daß ich nicht anders glaubte, als der Himmel und die Erde seyen mir auf einmal ganz und gar aufgeschlossen, und der liebe Gott hätte für mich kein Geheimniß mehr.“

Seraphin war im Begriff, die mißtrauische Frage zu

stellen: „Ist alles dieses auch wahr, Peter?“ Aber sein Auge blieb erstaunt auf dem Antlitz des Nachbarn haften, der mit einem wunderbar sinnigen und verklärten Ausdruck gerade jetzt wieder himmelan blickte, und in seinem geliebten Sternenbuch zu studiren schien. Neben aller Einfalt einer ächten Dorfphysiognomie sprach aus Peters Angesicht eine so klare Besonnenheit, und daneben eine so andächtige Sehnsucht, in die Wunder der Schöpfung einzudringen, daß an seinen schlichten Worten nicht zu zweifeln war. Es ging durch Seraphins Seele eine Ahnung, als sitze er neben einem zu hoher Bestimmung berufenen Menschen; als berge der kleine Kopf des unmündigen Sternguckers selbst ein großes Wunder, wie es manchmal vom Allgewaltigen verkörpert zur Erde gelassen wird, um Zeugniß zu geben von seiner Macht, die den Staub unendlich verherrlichen kann, wenn sie es für gut findet. Die stille Ahnung war ein beredter Advokat für den Peter von Oberperfuß, denn Seraphin sagte, ohne viel zu zögern: „Weißt Du was? Mir ist auch einmal geschehen, daß schlimme Buben mein Brantweinfassel ausgetrunken haben, ohne zu zahlen, und daß ein guter Freund mir mit einem Leopoldthaler aus der Patsche geholfen. Ich will heute Dein guter Freund seyn, wenn das verlorene oder gestohlene Geld nicht gar zu viel ausmacht. Sieh, da ist mein ganzes Reichthum. Nimm davon, was Du brauchst; ich komme schon noch unverbungert mit meinen Musikanten nach Innsbruck.“

„Je, Du Narr,“ hob der andere zutraulich an: „was ich verloren, beträgt nicht einmal ein Drittel von Deiner Baarschaft, und ich würd's herzlich gern von Dir leihen, denn der Vater hat kein Geld im Haus, wenn ich nur wüßte, wann und wo ich Dir's zurückgeben kann.“ — „Oho, oho, das hätte noch Zeit,“ bemerkte Seraphin, der ganz glücklich war, dem sonderbaren Sternbuben aus der Noth zu helfen: „ich stehe beim Tammerl zu Inist

in Diensten, und Du kannst mir das Geliebene einmal bringen, oder ich hole es bei Dir ab, und das wird nicht so bald geschehen, denn ich hab noch ein paar Gulden daheim, und auch ein paar Dukaten, die ich dem Meister zum Aufheben gegeben habe." — „Du bist reich," seufzte der Oberperfußer: „wenn ich Dukaten hätte, ich ginge heut noch tapfer auf Sprugg los, und gäb' mich dort bei einem gelehrten Herrn in die Lehre. Bin zwar des Vaters einziger Sohn, hab' nur noch ein paar Schwestern, und werd' einmal das Gütl übernehmen; ich hab' das Vieh gern und mag den Feldbau wohl leiden; aber mir ist halt immer um's Herz, als müßt' ich was anders werden, als nur ein Bauer." — „Nun, wie dem auch ist, nimm's, was Du brauchst, nimm's geschwind, eh' es mich reut." —

Der Knabe blickte dem Seraphin lächelnd tief in die Augen, und antwortete vergnügt: „Ja, es ist Dein Ernst, Du machst mit mir keinen Spaß. So nehm' ich's denn an, und Gott vergelt's derweilen. Wenn Du das Geliebene in einem Jahr' oder in ein paar Jahrln brauchst, so klopfe bei mir an. Mein Vater ist der Ingenieur Anich zu Oberperfuß und ich bin sein Sohn Peter." — „'s ist schon recht; Du bist mir ein viel lieberer Peter, als der, den ich zu Innsbruck auffuchen soll. Bist Du in der Stadt bekannt?" — „Ein bißel, ja. Ich bin ein paarmal hingekommen, wenn die Mutter Haar hineingetragen hat, um es zu verkaufen. Wir sind allemal beim Bäckermeister Wohlrauch eingekehrt." — „Hoi! just zu dem Wohlrauch hab' ich zu gehen. Dort lernt der Peter, von dem ich gesagt habe." — „Den kenn' ich nicht; aber der Meister ist ein wohlbesetzter Mann, ist brav und reich, und macht, glaube ich, die besten Paarln in der ganzen Stadt." — „Schön, dann hab' ich meine Bögel beim Handelsmann Lengrieser abzusetzen. Weißt Du, wo er bleibt?" — „So halb und halb: beim Seiler-

gassel, oder dort herum. Du! der ist ein wunderlicher Heiliger. Sie heißen ihn nur „die theure Zeit und die lange Geduld,“ denn er ist ein rechter Hellerkräzer, und wenn man bei ihm etwas zu kaufen oder zu suchen hat, so dauert's eine Ewigkeit, bis man's nur kriegt. Aber die Leute gehen doch gern zu ihm, weil er so viel fromm ist, und sie meinen, in seinem Gewölb sey alles besser als anderswo.“ — „Nun, nun, ich werd' schon sehen, wie ich mit ihm auskomme. Es ist nicht heikel, hab' ich doch nicht viel bei ihm zu thun. Aber ich freue mich, die Stadt zu sehen.“ — „Das glaub' ich. Ist auch eine schöne Stadt mit Thürmen und prächtigen Kirchen, und das goldne Dach! . . . Du, wenn wir das abräumen dürften . . . da wollt' ich bald viel besser wissen, wie's am Himmel und auf Erden ausschaut. In der Stadt blieb' ich nicht; 's wär' mir dort viel zu dumpf und unlustig. Die Stadtleute sind freilich gepuzt und wohlhabend, und sie schmausen und spielen und spolzieren wie die Storchen; aber auf'm Land, auf'm Mittelgebirg oder auf der Alm ist's alleweil schöner. Da spürt man den warmen Wind nicht, der die Stadtleute närrisch macht, wenn er geht; da ist's nicht so heiß und schwül, und der Himmel ist einem um viele Klafter näher, als in den engen und fünfstöckigen Häusern.“ — „Du bist ein Narr, Peterl; der Himmel ist dort wie hier, und die Erde geht uns Menschen auch etwas an.“

„Ja freilich,“ erwiderte Peter Anich mit schweremüthigem Ernst: „die Erde gibt uns zu essen, aber der Himmel ist doch immer unser Ziel. Der liebe Gott hat nicht umsonst seine goldenen und sibernen Zeichen darauf geschrieben, die immer auf- und abgehen, und uns zuwinken, als sagten sie: komm' herauf, herauf, komm' bald! Gelt, ein müder Wanderer sieht mit Freuden in der Nacht die Lichter des Wirthshauses, wo er ruhen und sich erquicken will, ihm entgegenblinzeln? Gerade

so, mein' ich, soll's uns mit den Himmelslichtern gehen. Die Erde ist gut zum bauen, zum erndten: ist gut, daß man auf ihr gehe und fahre, daß man ihr das todte Erz aus dem Schooße nehme; sie ist die große Werkstatt, die den Menschen ernährt, und seinen Leib, wenn die Zeit um ist, mitleidig zudeckt, damit seine Verderbniß vor lebendigen Augen versteckt werde. Es ist daher recht fein, die Erde kennen zu lernen, um sie auszumessen, einem Jeden sein Plätz einzugrenzen und zu wissen, wo wir daheim sind. Aber der Himmel ist doch etwas Apartes, und zu beneiden sind die Leute, die schon im Voraus — ehe noch ihre Seelen hinauf gehen — ein bißel von den Sternenwelten verstehen, die ober unsern Häuptern sich drehen. Der Herr Pfarrer sagt wenigstens, dort oben sehen auch Geschöpfe Gottes zu finden, und ich glaub's gern, da mir oft zu Muth ist, als müßte ich mit Fleisch und Blut hinaufreißen, und schauen und dort alles finden, was ich wünsche. Aber leider hab' ich keine Flügel, wie Deine Vögel, und mein Kopf ist nicht geschickt genug, um die Flügel zu ersetzen." — „Ich versteh' nur wenig von dem, was Du sagst,“ entgegnete Seraphin: „aber meine Vögel schlafen, und ich denke, wir gehen da hinein und thun dasselbe, nachdem wir gegessen haben werden. Wenn Du geschickt bist, so bleibst Du heut Nacht in guter Ruhe bei mir.“ — „Ich will's thun, weil ich so viel müde bin; sonst...“ — Peter deutete wieder begeistert nach den Gestirnen. — „Laß mich aus,“ sagte der Vogeltrager: „die Sterne sind recht schön; aber wenn sie uns so viel bedeuten, als Du behauptest, warum scheinen sie zu einer Zeit, da die Menschen schlafen?“ — Peter Anich zuckte die Achseln und versetzte kurz: „Es sind in der Welt nur Wenige zum Wachen berufen. Weißt Du die Geschichte von den klugen und den thörichten Jungfrauen?“

Viertes Kapitel.

„In das Haus eines wackern Bürgers gehören drei Pfennige: der Gottespfennig für die Armuth; der Nothpfennig für die unsichere Zukunft; der Ehrenpfennig redlicher getreuer Sitte. Wer diese drei Pfennige besitzt, ist gerade so reich, als der Reichste auf Erden.“

Die Frühlingsabende folgten einander mit derselben Lieblichkeit. Ganz ungewöhnlich für diese Jahreszeit war das herrliche Innthal nicht windlaut. Weder der Sirocco, der aus dem brennenden Afrika über's mittelländische Meer und das schöne Italien seinen Weg so oft nach den Ufern des tirolischen Innstroms sucht, noch der strenge Ostwind, der noch öfter vom „wilden Kaiser“ herauf durch das gesegnete Thal stürmt, zerrütteten den stillen Einklang der wunderlieblichen Witterung. Die wenigen Wölkchen, die wie muthwillig ausgesprudelte Blasen von den Bergen aufstiegen, um im Aether zu vergehen, waren rund und anmuthig gestaltet, statt in der Form von straffen langen Schwertsfischen sturmverkündend über'm Land zu stehen. Das junge Laub in den Auen am Strom, wie auf den Höhen des Mittelgebirges, der lustig sprossende Keim des Türkenkorns auf den weiten Feldern von Wilten spiegelten freundlich im rothen Schein der Abendsonne, die sich hinter den Oberinnthalergebirgen zur Ruhe legte, und mit ihren Strahlen sogar die grauen Hauben der Salzberge bei Hall anmuthig vergoldete, daß man sie mit Vergnügen in's

Auge fassen mochte. — Kein Wunder, daß auch die Bewohner der Hauptstadt Tirols das Freie suchten, um sich zu ergehen auf der fruchtbaren Ebene, oder längs den angenehmen Hügeln von Ambras und Weiherburg. Es war eine feierliche Pracht über die Stadt und das ehrwürdige Stift Wilten ausgebreitet, und die Glocken, die zu den Abendandachten in den Kirchen riefen, klangen schwellend und dennoch weich über das ganze reiche Landschaftsbild hinaus, gerade als hätte nur der linde Hauch der Sonnenuntergangslüfte den Dienst der Mefner übernommen.

Zur selben Stunde wanderte Seraphin auf der Höttinger Anhöhe, wo dazumal die Heerstraße auf dem linken Ufer des Flusses gen Innsbruck führte, Schritt für Schritt näher an die Herrlichkeit der Hauptstadt hinan. Der Wandertag war einer der glücklichsten seines jungen Lebens gewesen. Er hatte das uralte Flauerling mit seinem schloßähnlichen Pfarrwidum gesehen, die reizenden Fluren von Bolling durchschritten, das wunderthätige Muttergottesbild zu Inzing verehrt, an der Brücke von Zirl von seinem Oberperfußer herzlich Abschied genommen, das Bewußtseyn einer braven Handlung im Busen, und von dannen allein den Weg gesucht zu der sagenstolzen Martinswand. Daselbst war ihm freilich eine gute Spanne Zeit müßig hingeschwunden, an der Straße sitzend, und die mächtige Felswand mit ihrer vielbekanntesten Höhle anstaunend; aber seine rüstigen Füße brachten die Versäumniß bald wieder ein. Der Gedanke, dem Ziel seiner Reise so nahe zu seyn, spornte ihn an, wie einen Lauferlehrling. Seine Vögel schienen nicht minder Begierde zu tragen, bald in die schönen Hände ihrer zukünftigen Besitzerinnen zu kommen, und das Paradies eines gefangenen Kanari zu gewinnen. Sie ruhten nicht mit ihren zahrten Kehlen. Hatte der Hansl von dem Orte an, wo der bairische Graf Arco dem Martinsber-

ger-Jäger Anton Schandl neben seinem Churfürsten, für den er gehalten worden, erlegen war, nicht aufgehört, den Oberinnthaler Schützenmarsch zu pfeifen, so versah es auch der Buzl nicht, je schneller Seraphin ging, das Husarenlied zu jubeln, und der Schwarzhaubete, da er durch die auf- und zufächelnde Decke des Kästchs die Thürme der Stadt, die Gärten und Felder, die Menge von Spazierenden inne geworden, that endlich auch den Schnabel auf, und spielte den drolligen Hofennaggler so oft und begeistert ab, als wäre er von den reichsten und muthwilligsten Burschen des Zillerthals angefrümt worden.

Die Vögel hatten gut lustig sehn. Ihrem Träger wäre aber bald Angst und bange geworden, als er nach einer kurzen Verirrung in dem Dorfe Höttingen gegen die Innbrücke herabkam, und sich auf einmal unter einer Menge von hin- und herlaufenden Leuten befand. Die Brücke wimmelte von Spaziergängern und heimkehrenden Handwerksleuten. Seraphin hatte noch nie so viele Menschen auf einem engen Raum versammelt gesehen, wann es nicht etwa einen Jahrmarkt oder eine Prozession gegolten; aber von einem solchen Anlaß war hier gar nichts zu sehen, und die Menschen kamen doch dem Vogeltrager immer auf den Leib, wie sorgfältig er sich auch bemühte, ihnen auszuweichen, und er hatte alle Mühe, seine Spezialvögel vor dem Untergang zu retten. Da gähnte vor ihm das Brückenthor. — Innsbruck war damals nicht die heitere frohmüthige Stadt, wie sie heutzutage sich darstellt, entledigt von dem schweren Mauerpanzer einer alten schlachtfertigen Zeit. Die innere Stadt war damals noch eingefangen von Gräben, Ringwehren und mit Thoren und Thürmen versperrt. — Unter'm Brückenthor schaute ein Unteroffizier vom Regiment Migazzi auf die bestaubten Schuhe Seraphins und auf die Kraxe, und fragte barsch: „Woher, Du Landsfahrer?“ — Seraphin

faßte sich bald. „Das will ich Dir sagen,“ erwiderte er, und wie ein Blitz ging ihm vom Munde, woher, wohin, was er zu Innsbruck zu schaffen. Die Soldaten lachten über seine ländliche Dreistigkeit, und würden mit vielem Vergnügen des Puzl ungarisches Husarenlied angehört haben; aber der eigensinnige Puzl wollte unter'm finstern Thorbogen, der niemals von einem Sonnenstäubchen erhellt oder erwärmt worden, vom Singen durchaus nichts wissen. So entließ denn endlich die Guardia den unbefangenen Buben, und der Trommelschläger zeigte ihm noch obendrein das unfern von der Ottoburg gelegene Haus des Bäckers Wohlrauch. — Der Meister stand unter der Thüre, kaum zu unterscheiden von einem Bäckerknecht, mit aufgestreiften Hemdärmeln, umgeschlagenem Kragen, die nackten Füße in schlechten Pantoffeln. Aber der selbstbewußte Blick, die stattliche Korpulenz und die feine Sammetkappe auf dem gewichtigen Kopf verriethen schon zur Genüge, daß der Mann nicht auf einen Wochenlohn gesetzt war, und daß er, wenn er auch noch mit Eifer arbeitete, dennoch das Arbeiten konnte bleiben lassen, wenn es ihm beliebte. — Dieses Alles begriff Seraphin im Nu, und redete den Bäcker an: „Grüß' Gott, Meister. Sey so gut und sag' mir, wo der Peter Tammerl zu finden, oder laß' mir ihn rufen. Ich hab' einen Gruß vom Vater an Dich, und einen Brief und ein Paßl mit Schlafhauben an den Peter.“ — Der Meister, statt der treuherzigen Anrede freundlich zu antworten, sah stolz und verdrießlich auf den Buben herab, und ließ, wie ein geiziger Zahler das Geld aus seinen Händen, so die zögernden Worte von seinen Lippen gleiten: „Kannst nur wieder hingehen, wo Du hergekommen. Bei mir findest Du den faulen Peter nicht mehr; seit dem Morgenessen ist der Kerl nicht mehr zum Vorschein gekommen; und käme er, ich wollte ihm

gleich den Lehrbrief auf den Buckel schreiben und ihn damit als einen ausgelernten Taugenichts in die Welt hinaus-schicken.“ — „Was sagt der Meister? Wär' der Peter davon gelaufen?“ — „Ich mein's nicht anders. Es hat mir immer so etwas geträumt. Der Bub' hat nicht gelernt; das Schlafen war alleweil sein liebster Zeitvertreib; essen und trinken hat er auch wohl mögen, und die Gefellen durcheinanderheken, und mich anschwärzen bei der ganzen Nachbarschaft. Meine Geduld ist nicht zehn Ellen lang, und ich hab' den grundbösen Buben traktirt, wie er's verdient. Weil er mit den Augen das fichtene Holz nicht vom harten hat unterscheiden können, so hab' ich's ihm auf dem Fell zu kosten gegeben; und das hat dem Muttersohnl nicht gefallen, und heut — ich zweifle nicht — ist er durch wie ein Holländer oder ein andrer falscher Hund. Geh' nur und sag's dem Vater wieder, so brauch' ich nicht lang zu schreiben; und sag' ihm auch, daß ich vom Lehrgeld nicht einen Pfennig herausgeben werde; ich hab's an dem Hackstock und Giftmichel sauer genug verdienen müssen.“ — Hierauf ranzte sich der Meister aus, als hätte er gewaltig Schlaf und Langeweile, zog sich die Schürze fest um den Leib, und latschte ohne „Gute Nacht“ oder „Pfiätigott“ in's Haus. Seraphin sah ihm mit offenem Munde nach. „Na, der ist schon ein Meister in der Grobheit,“ sagte er verwundert: „mit ihm würde der Lammierl selber nicht auslangen. Aber der Peter ist auch ein rechter Galgenstrick, daß er seinen Eltern das Herzleid macht, davon zu laufen wie ein Narr oder Bösewicht. Wenn ich nur wüßte, wo der Ruech steckt; ich wollte ihn bei den Zotteln derwischen, und gern oder ungern heim-schaffen. Das wollte ich. Aber vor der Hand sollten wir uns um's Nachtlager beim Lengrießer anschauen.“

Vom Hause des Bäckermeisters Wohlrach bis zum Gewölb des achtbaren Herrn Lengrießer, oben am Seiler-

gassel, war keine Tagreise, kaum ein^m Rabensprung. Seraphin schob sich fragend und erkundigend durch die düsternden Schwibbogen des Stadtplatzes, lenkte in das Seilergassel ein, und sah bald die Lampen in Lengrießers Gewölbe brennen, spärlich zwar und matt, aber dennoch willkommene Lichtpunkte dem von Sehen und Gehen ermüdeten Wandergesellen. Hastig wurde die Schwelle des Ladens erobert, die Thüre geöffnet, die Klingel schlug Lärm wie ein widerbellendes Weib, das kein Ende finden kann; — Seraphin befand sich an Ort und Stelle.

Der Aufenthalt war fürwahr nicht reizend. Das Gewölbe des Spezereihändlers in der Hauptstadt unterschied sich gerade nur durch die größere Räumlichkeit von den halb unterirdischen Verschleißlokalen zu Mals, Burgeis und Imst. Man hätte nur den Ladentisch und die Waaren daraus entfernen dürfen, um das Gewölbe zu einem festen und dunkeln Kerker umzugestalten. Die Abendbeleuchtung — zwei trübe, karg genährte Ampeln — diente nur dazu, den Graus und Gräul recht anschaulich zu machen. Das feuchte, an vielen Orten ruinirte Pflaster des Bodens trug zu der Mühseligkeit dieses Aufenthalts das seinige bei. Die Gerüche aller Gattungen, die in jedem Spezereiladen einander feindlich entgegenströmen, schienen in Lengrießers Gewölbe einen außergewöhnlichen Grad von Dichtigkeit und Sättigung gewonnen zu haben. Hoch über allen, als ein entschiedener Sieger, schwebte der Geruch des Schnupftabaks, dessen Verbreitung damals just anfing, auch im Gebirge allgemein zu werden, wenn gleich vor der Hand nur in den ansehnlichern Orten. In entlegenen Gemeinden des Landes kannte man nur den Rauchtobak, und mancher dort lebende Seelsorger, der dem Schnupftobak huldigte, mußte Anstand nehmen, öffentlich zu schnupfen, was seine Weichkinder noch für ein Aergerniß gehalten haben würden.

Lengrießer war für die Stadt und einen großen Theil des Innthals der Hauptlieferant des Schnupftabaks. Sein Absatz in diesem Artikel war außerordentlich. Man erzählte sich im Scherz, er gebe der Geistlichkeit sammt und sonders die Waare gratis, unter der Bedingung, daß sie im Beichtstuhle seinen Tabak empfehlen möchte. Doch war's nur Scherz; denn Niemand erinnerte sich einer Gelegenheit, da Lengrießer etwas verschenkt hätte. — In diesem Spezereigewölbe also, worin der Tabak eine Hauptstelle einnahm, hauste ein fabelhaft abgemagerter Gehülfe oder Ladendiener als erster Minister und als einziger seines Gebieters. Seit unbegreiflich langen Jahren führte der gute Mensch ein Leben, demjenigen zu vergleichen, das die Knappen in einer Quecksilbergrube führen. Täglich stand des Ladendieners physische Existenz, sein eigentliches thierisches Leben, in Frage. So oft er Abends, nach dem vorgeblichen Nachtessen, — das im Grunde nur bis zur leeren Ceremonie herabgeschwunden war, — so oft er sein Talgstümpfchen nahm, um seine Liegerstätte aufzusuchen, durften seine Freunde mit Recht fragen: „Wird er auch den morgenden Tag erleben? Wird ihn nicht der chronische Hunger wegraffen noch in dieser Nacht?“ Aber — wie es denn geht — die Krankheiten, woran der menschliche Körper sich zu gewöhnen das Glück hat, verkürzen nicht das Leben, sondern sie wachsen sich in dasselbe als ein so zu sagen nothwendiger Bestandtheil ein. Der Ladendiener Lengrießers hatte sich nach und nach dergestalt abgehärtet, daß die strengste Müchternheit seine Gesundheit wurde, und daß ihn der plößlichste Tod gewiß nicht verschont haben würde, wenn er sich nur einmal in der That satt gegessen hätte. — Dieses Gespenst eines Ladenburschen hatte, zwischen Büchsen und Schachteln mit halbem Leibe auf den Zählstisch hingekauert, die lange Nase in das schmutzige Sudelbuch ge-

steckt, als die Klingel Sturm läutete, und Seraphin hereinstolperte. „Hoi, hoi!“ fragte der überraschte Diener, aufschauend: „Wer kommt noch so spät? Was willst Du? Geschwinde nur. Der Herr wird gleich aus dem Segen nach Hause kommen, und wir machen alsdann Feierabend.“ — „Hoi, hoi,“ antwortete Seraphin: „ich will nichts kaufen; ich bringe etwas.“ Er entledigte sich seiner Kraxe und lüpfte ein wenig die Decke derselben. — „Vögel? Vögel?“ — „Ja doch; Vögel von Imst, die der Lengriesser bei meinem Meister bestellt hat.“ — „So, so. Es ist schon recht. Geh' wieder in Gottesnamen und laß die Vögel da. Kannst morgen wieder anfragen.“ — „Morgen? Du hast gut reden. Der Meister hat mir gesagt, ich würde wohl in Guerm Hause über Nacht liegen können, und eine Mahlzeit friegen. Ich kenne mich in der Stadt nicht aus, und hab' kein Geld für's Wirthshaus.“ — „Das wird schlecht ausschauen. Der Herr ist kein Liebhaber von fremden Leuten, die in seinem Hause schlafen wollen. Indessen.... da hör' ich ihn selber. Mach's mit ihm aus.“ —

Der Prinzipal ließ sich wirklich draußen vernehmen mit einem langen scheppernden Husten, und glitt dann in Person durch die Thüre: ein unendlich großer Mann in einer sträubigen Wildschur, die er gemeiniglich zum Kirchgang anlegte, sogar an wärmern Tagen, um sich vor Erkältung zu schützen. „Benedikt!“ kreischte er mit der Stimme eines Geiers: „Ausziehen! Warum hast Du noch nicht jene Lampe ausgelöscht? Wirft es nie vom Keller zum Gulden bringen, unhauslicher Mensch. Wer ist das? Was will der Mensch da?“

Benedikt zog dem Patron gehorsam die Wildschur ab, blies die Lampe aus, die den stinkendsten Deldunst entwickelte, und gab während dieser Beschäftigungen Bericht von Seraphins Geschäft und Begehren.

Herr Lengriesser, der sich nach Ablegung der Wildschur

in einem rothbraunen, bis an den Hals zugeknüpften Rocke, nach der Mode, die unter Ludwig dem Vierzehnten in Frankreich einheimisch gewesen, darstellte, konnte einige Bewegungen der Ungeduld nicht verbergen. „Wie die Leute so überlästigt seyn können!“ sagte er: „nicht genug, daß Tammerl so verschwenderisch seyn mag, wegen dieser paar Vögel einen besondern Träger an mich abzufertigen, so schiebt er mir auch noch dessen Verköstigung auf den Hals. Es ist ein Unglück, wenn ein Kaufmann weitschichtige Verbindungen hat. Er kann sich der Zudringlichkeiten seiner auswärtigen Freunde kaum erwehren. Was fangen wir mit dem Buben an, Benedikt?“ — „Das wird die Jungfer Agn. wohl wissen,“ erwiderte der Ladendiener, und deutete auf eine Figur, die eben in der Thüre des Ladenstübchens erschien. Es war Lengrißers einzige Tochter, die Cäcilie seines bedeutenden Vermögens, die an jeder Fingerspitze ein Duzend von Bewerbern hatte, deren Herz aber noch bis dato unempfindlich geblieben war in dem Busen, hart wie Marmor, wenn schon nicht so weiß. Die tugendsame Jungfer schien lange Zeit in einer Rauchkammer behandelt worden zu seyn, war wo möglich noch magerer als ihr Vater, trug ein rothbraunes Kleid wie er, die Haare etwas unbildlich, und ihr Auge — sie hatte in der That nur eines; das andere schloß lange schon unter dem niedergesunkenen Augenlid — blickte entsagend mehr in's Jenseits als in's Jammerthal hienieden. Dagegen war ihre Stimme die durchdringendste im Hause, und mit derselben klaren Stimme protestirte sie alsobald gegen die Beherbergung des ungebetenen Vogelträgers. — Seraphin, dieses anhörend, sagte halb spöttisch, halb weinerlich, wie er's von dem Onkel Engadiner gelernt hatte: „Jau stunt fresc! jetzt bin ich sauber angekommen!“ und aus seiner ganzen Haltung redete eine dergestalt störrische Betrübniß, daß, wenn nicht

Jungfer Lämmchen, doch Papa Geier davon gerührt wurde. Er sprach mit ungewöhnlicher Milde: „Lass' gut seyn, Agnes. Der Bursche scheint mir genügsam, und wir können wohl einmal eine Ausnahme von der Hausregel machen, in Anbetracht des Geschäftsfreundes zu Imst, und der späten Abendstunde.“ — „Wie der Herr Vater befehlt!“ entgegnete Agnes bissig, und schlug ihr Auge nieder. Der Ladendiener brummte aber aufräumend zwischen den Zähnen: „Dies irae, dies illa!“ denn ihm war nicht anders zu Muthe, als stände er am Sarge seines Herrn, weil nach dem Volksglauben die unvorhergesehene Freigebigkeit eines Geizigen, dessen baldigen Tod bedeutet. Indessen hatte der wackere Benedikt im Verlauf des Gesprächs Grund genug, seine böse Ahnung Lügen zu strafen. Herr Lengrießer fuhr fort, indem er mit dem Zeigefinger zierlich in die ausgelöschte Lampe tippte, und sein glatt in einen losen Zopf gekämmtes Haar leicht einölte: „Draußen im Gange steht noch die lange Waarenkiste, und sie ist halb voll mit Zuckerpapier und Kaffeesäcken. Ein herrliches Lager für frische, junge und müde Glieder. Ich habe viele hundert Male auf den Bözener Messen in einer Waarenkiste geschlafen, um das Quartiergeld zu ersparen, und es hat mir trefflich bekommen. Das wäre also abgemacht. Jetzt zur Hauptsache. Du wirst nebst der Müdigkeit einigen Hunger im Leibe haben, Bursche?“ — „Recht viel Hunger,“ antwortete Seraphin höchst aufrichtig. — „Da wäre allerdings ein feistes Nachtessen sehr am Plage,“ setzte Lengrießer seine Rede fort: „Was stehst Du da, Benedikt, und fauest Luft, und thust, als ob Dir's Wasser im Maul zusammenlief? Mach' das Gewölb zu!“ — Benedikt gehorsamte mit freudig pochendem Herzen. Die Phantasie des Nüchternen — in diesem Zustande am lebendigsten — gaukelte ihm die abenteuerlichen Umrisse einer vollen Schüssel vor. Indessen redete Lengrießer väterlich lächelnd immer

weiter: „Was meinst Du, Agnes? dieser fröhliche Wanderbursche könnte schon einen tüchtigen Wolkenbruch vertragen? oder besser einen fetten Christenwürger? oder noch besser einen recht steifen und nahrhaften Bizthum?“ *) —

„Aber, Herr Vater . . .!“ unterbrach Agnes mit ihrer Warnungsstimme den Alten. Noch einmal intonirte unter'm Gerassel der Eisenstäbe der Ladendiener sein „Dies irae, dies illa“ mit einer so gewiß schauerlichen Lustigkeit; Seraphin rieb sich vergnugt die Wangengegend, und meinte: „Das wär' gar nicht aus. Weißt was? ich bin mit Allem zufrieden!“

Und beifällig sprach wieder der Kaufmann, ihm die Hand auf den Kopf legend, wie ein Segnender: „Brav, mein Sohn, brav geredet. Der genügsame Mensch ist Gott lieb. Da hast Du, meine Tochter, die Einfalt des Landlebens, die reinen Sitten des Volks, das nichts von Fraß und Völlerei wissen will, und sich gern bescheidet. Du hast Recht, Seraphin. Der Wolkenbruch würde Dir den Magen blöd machen; der Christenwürger möchte Dir allzuviel Durst verursachen; der Bizthum vollends, die schwere Pazeri, würde Dich um allen Schlaf bringen, und Deinen von der Reise angegriffenen Eingeweiden ein wahres Gift sehn. 's ist daher ungleich gesünder, weitaus zuträglicher, wenn Du Dich mit einem Stück grauen Käse und wohlausgebackenen Brods begnügst. Du wirst alsdann nur gerade thun, wie wir; denn ich habe mir heute Mittag an dem Gstraunfleisch **)

*) In der trivialen Sprache der gemeinen Leute von Innsbruck bedeutet „Wolkenbruch“ eine Einbrennsuppe; „Christenwürger“ einen Grieschymari; „Bizthum“ ein Gemisch von Bohnen, Gerste und Kastanien.

**) Gastron; Hammelfleisch.

den Magen verdorben, und Dir, Benedikt, geht, wie ich aus Deinem wiederholten Schluchzen entnehme, die fette Speise ebenfalls noch nach; und überhaupt ist es bei mir Regel, mit kalten Speisen zu Nacht vorlieb zu nehmen. Nicht wahr, Agnes, Du hast nicht etwa andere Vorkehrung getroffen?"

Die Verklärung des holden Mädchens dankte dem Vater inbrünstig für seine Rückkehr zu den wahren Grundsätzen nach der kurzen fantastischen Ausschweifung seiner leckerhaften Beredsamkeit. „Alles steht schon auf dem Tisch," sagte sie freundlich: „und wenn der Bauer da mithalten soll, meinethwegen. Er wird schon vorlieb nehmen." —

Seraphin stand zwar versteinert vor den Trümmern seiner Hoffnungen; doch machte er keinen Einwurf. Durch das Gewölbe schallte aber ein Seufzer, wie von Einem, dem das Herz bricht. Lengrieser sah sich verwundert um, und da er bemerkte, daß Benedikt den Seufzer losgelassen, sagte er mitleidig: „Siehst Du, Benedikt, wie das geile Mittagsmahl unserm Magen mißspielt? für die Zukunft, Agnes, kein Gstraunfleisch mehr, überhaupt so wenig Fleisch als möglich, Agnes. Der Mensch ist ja kein Wolf, kein Tigertyhier, und je gelassener sein Blut fließt, desto glückseliger sein Leben." — Benedikt fühlte sich verstohlen den Puls, um zu erfahren, ob sein Blut überhaupt noch fließe; indessen gingen die Uebrigen zu Tische. — Da stand auf jahlem Tischtuch der hölzerne Teller, worinnen einige Brocken des mißfarbigen Käse, und auf dem Plage eines Jeden lag ein steinhart gebackenes flaches Brod, das zugleich Teller und Nahrungsmittel vorstellte. Dem unvorhergesehenen Gaste brach Agnes die Hälfte von Benedikts Brod, und eröffnete alsdann das Tischgebet, das so lange und eifrig fortgesetzt wurde, als sollte damit ein Wunder, die Verdreifachung der vorhandenen Speisen,

bezweckt werden. Dem war freilich nicht also; die Brocken wuchsen nicht an, das winzige Glas mit Wein, das vor Herrn Lengriesser stand, dehnte sich nicht zur Flasche aus; die Kerze, die den Jammer beleuchtete, brannte nicht heller, wohl aber immer kürzer. — Nachdem das Gebet vollendet, sagte Lengriesser herzlich: „Na, setz' Dich jetzt, als ob Du zu Hause wärst, Seraphin, und laß Dir's schmecken.“ Hierauf nahm er für sich das größte Stück Käse, gab das zweitbeträchtlichste seiner Agnes, und deutete den übrigen an, sich aus dem zu drei Viertel geleerten Holzteller zu bedienen. — Ein Glend, wie dieses, war dem Seraphin noch nicht beim ärmlichsten Todtentrunk des nackendsten Landstreichers vorgekommen. Aber sein froher Muth nahm daran keinen Anstoß. Vor einigen Minuten hätte er weinen mögen; jezo schwang sich seine Laune im Spott über den Mangel empor. Er erzählte munter von den Kunststücken seiner Vögel, von der Freude, die ihm ihr Unterricht gemacht, und äußerte die Hoffnung, daß die armen Thierchen doch in gute Hände kommen würden.

„In die besten von der Welt,“ versicherte Lengriesser: „Ich selbst und meine Tochter Agnes. . . .“ — Er hustete, und Seraphin, der seine Worte mißverstand, zitterte schon für das Leben seiner Zöglinge, wenn sie bestimmt waren, in dem Hungerturme zu verbleiben. Aber Lengriesser beruhigte ihn alsobald: „Ich selbst und meine Tochter,“ sagte er, „behalten keinen dieser Vögel; wir können die gefräßigen und schmutzigen Thiere nicht haben.“ — „Pfui,“ bekräftigte Agnes: „wär' mir nichts lieber. Das erschreckliche Geschrei, die Unsauberkeit und der kostbare Unterhalt! Ich dürfte auf dem Plage *) grad nur das Beste einkaufen, um es den Schreibern in den Rachen zu stopfen.“ — „Versteht sich, Agnes. Also: diese Vögel sind für drei von

*) Platz; Markt.

unsern hiesigen adeligen Damen bestimmt. Der eine für die Frau Gräfin von Rechtenfeld; der andere für die verwittwete Frau Baronin Neuhof; der dritte für die Tochter des seligen Husaren-Obersten, das hochwohlgeborne Fräulein von Cibulka. Ich werde Dir erlauben, Seraphin, morgen die Vögel den Damen in's Haus zu tragen, damit Du den Letzteren auch sagen kannst, wie die Vögel traktirt werden müssen. Die Gräfin zahlt zwei Dukaten für den ihrigen, die Baronin ebensoviel. Aber für den dritten werde ich Dir drei Dukaten berechnen, weil er ein Geschenk von einem reichen Herrn ist, der das Fräulein gern zur Ehe nehmen möchte. Du wirst wohl thun, zur Gräfin Rechtenfeld, wenn sie schon die Vornehmere ist, zuletzt hinzugehen — gegen die Mittagstunde — weil sie schwerlich versäumen wird, Dich am Bediententisch essen zu lassen, wo Du jedenfalls besser traktirt werden dürftest, als bei mir, denn wir haben morgen einen strengen Privatfastag. Nicht wahr, Agnes? nicht wahr, Benedikt?"

„Gewiß wieder ein Familiensterbtag?“ fragte der Ladendiener dumpf und interwürsig, und schüttelte sich dabei, an verdorbene Stockfische und strebelnde Eier denkend. — Mit der zerknirschtesten Miene erwiderte Lenngriesser: „Der Sterbtag meiner unvergeßlichen Urgroßtante, die, wie ich immer gehört habe, sich um meine Mutter selig ungemein verdient gemacht haben soll.“ — „Tröst' sie Gott!“ setzte Agnes feierlich hinzu, und noch einmal so düster flackerte die Kerze des Mabls. — Seraphin, den Trauergedanken eine bessere Wendung zu geben, nahm dem trüb schauenden Benedikt das letzte Stück Käse unter dem Messer weg, und sagte: „Ich will gern mit meinen Vögeln von Haus zu Haus wandern, wenn sie's nur gut kriegen. Den Bugl mit dem Husarenlied geben wir dem Husaren-Fräulein, und die Andern sollen wählen nach Gefallen. Morgen werd' ich aber schon den ganzen Tag hier bleiben müssen.“ —

„Soll mir nicht darauf ankommen,“ entgegnete Lengrießer großmüthig: „bist auf den Abend wie heute willkommen; will Dir nur bemerken, daß wir an einem Sterbetag gar nicht zu Nacht speisen . . . aber die Waarenkiste steht Dir auch morgen noch zu Diensten, wenn Du Dich heute darinnen gut aufführst.“ — „Das werd' ich schon, will ich hoffen; braucht Dir nicht bange zu seyn. Mir ist nur darum zu thun, die Stadt zu besehen, und, wenn möglich, den Peter Tammerl, der vom Meister Wohlrauch davongelaufen, wieder aufzustöbern.“ — „Ei, ei, das ist eine böse Geschichte mit dem Peter,“ bemerkte Lengrießer gleichgültig.

Den jungen Blaschur wunderte diese Gleichgültigkeit. „Bist des Meisters Tammerl Freund, und hast nach dem Peterl nicht umgeschaut?“ fragte er mißbilligend. — „Das geht mich nicht an,“ hieß die Antwort. — „Hast dem Meister auch nichts davon geschrieben?“ — „Das liegt nicht in meinen Gewohnheiten. Ich schreibe keine Briefe, und nehme keine Briefe an; bin kein Wechselr von Amsterdam, kein Seidenhändler von Augsburg und dergleichen. Meine Geschäfte machen sich glatt ab durch Fuhrleute, Boten und ähnliche Leute. Ich gewinne somit an Zeit, und erspare alle Jahre ein Beträchtliches an Porto.“ — In der That sagte der Mann hiemit die Wahrheit; nicht nur die Stadt, das ganze Land — und darüber hinaus erstreckte sich nicht sein Wirken — wußte um diese Eigenheit des Originalmenschen, und wenn Tammerl und andere ihn bisweilen ihren Correspondenten hießen, so geschah es nur im Spaß, denn außer einem Frachtzettel oder seiner Namensunterschrift unter einer Rechnung u. dergl. schrieb Lengrießer nicht einen Buchstaben.

Seraphin setzte indessen im sorglichsten Anliegen für Meister Tammerl sein kleines Verhör fort: „Ist denn der Peterl Dir nicht anempfohlen worden von seiner

Mutter oder vom Vater?" — „Tammerl hat mir in Bezug auf ihn nur eine Weisung gegeben; nämlich, ihm kein Geld zu verabreichen. Dieses zu thun ist nun kinderleicht, und der Peter hat mir's noch leichter gemacht: er hat nie ein Geld von mir verlangt. Ich hab' ihn nie gesehen, daß ich wüßte. Ich bin nicht der Mann der Welt; entweder arbeite ich zu Hause, oder ich bete in der Kirche. Am Abend suche ich weder Spiel noch Trinkgesellschaft: denn wir widmen uns — wir Dreie — unter einander der Fröhlichkeit und dem bescheidenlichen Genuß der Gottesgabe. Nicht wahr, Agnes? Nicht wahr, Benedikt?" — „Ach ja," gähnte Agnes. — „Mein Gott, ja," seufzte Benedikt.

Auch den unerfahrenen Seraphin überließ die Gänsehaut bei der Vorstellung, die er sich von der allabendlichen Fröhlichkeit in Lengrießers Fastenzwinger machte. Auf den ihm wichtigern Gegenstand zurückkommend, fragte er: „Wie ist's aber? Kümmerst dich denn Niemand um den entsprungenen Buben? Wenn ihm nun ein Unglück begegnete, oder wenn er, irgendwo versteckt, und ohne etwas zu heißen und zu nagen, krank oder gar vor Hunger des Todes würde?"

Den Kaufmann beschlich bei dieser Rede irgend ein ernster Gedanke. Die hartherzige Agnes versetzte bitter: „Hier zu Lande stirbt keiner Hungers." — Den Ladendiener warf's ein paar Zoll hoch vom Stuhle auf, und er bestätigte wie ein vom Grab Erstehender: „Ach nein, sie halten's aus, so lang's geht." — „Das wird wohl so seyn," sagte Seraphin mit einem verdrießlichen Blick auf die einäugige Hauswirthin. Lengrießer war indessen mit seinem ernstern Gedanken auf's Reine gekommen. „Geh," sagte er zu Agnes: „geh' und spinelle einmal das Branntweinfassel I B draußen hinter der Thüre an. Mir ist grade eingefallen, daß mit dem Branntwein etwas vorgegangen seyn möchte. Das Säumervolk hat

kein Gewissen im Leibe. Zieh' immerhin ein Frackl heraus, und laß uns kosten.

Benedikt schmazte. Agnes zog ein garstiges Gesicht, wie immer, wenn ihr etwas aufgetragen wurde, und ging. Indessen fragte Seraphin abermals: „Wird denn auch der Bruder des Tammerl nichts für seinen Brudersohn thun?“ — „Ei, ei, Ischappel, was fällt Dir ein? Du kennst den hiesigen Tammerl nicht. Er ist ein Mensch wie ein Elephant, ohne Herz, ohne Schmerz, ohne Rechtschaffenheit und — was das Schlimmste — ohne alle Frömmigkeit. Er besucht nur die Frühmesse in der Pfarrkirche — so im Zwielichte — wo ihn die ehrlichen Leute kaum zu Gesicht kriegen, und wenn er sich von einer Prozession löschrauben kann, so thut er's mit Freuden. Dafür ist er aber am Abend regelmäßig im Wirthshause, häufig Nachmittags in einem Buschen auf dem Lande, trägt sich in der Kleidung wie ein allamoda, pußt sein Weib, die Heugeige, närrisch heraus, läßt seinem leichtsinnigen Buben Alles hingehen und seinem Fräzen von Madl hält er einen Meister auf dem Pantalon! Auf dem Pantalon! O Du heilige Mutter, ist das eine Narrheit, eine gottvergessene Narrheit! Kurz, an dem Joseph Tammerl ist Chrysam und Tauf verloren. Wie lang, und er hat sich um sein Geldl gebracht, und aus der Narrehei ist geworden eine Armethei? — Agnes, wo bleibst Du? Benedikt, geh' hinaus. Mir ist, als wäre die Agnes draußen in Versuchung gerathen.“

Der mißgünstige Ladenbursche folgte wie ein bissiger Hund dem Befehl des geizigen Vaters, um die Jungfer Agnes beim Kosten des verbotenen Guts zu überraschen. Mitterweile sprach Lengriepfer weiter: „Du wirst nicht glauben, daß ich aus Neid dem Tammerl seine Fehler herzähle; etwa, weil er auch mit Sezereien und Farbwaaren handelt, gerade wie ich? Gott behüte mich; das wäre mir als Kaufmann und noch mehr als Christ viel

zu schlecht. Die paar Pfunde Kaffee und Saffran, womit er die Leute betrügt, schaden mir, Gott sey Dank, nicht im Geringsten. Mein Heiland, wie oft habe ich ihm mit ein paar Loth Ingwer und einem Stänglein Zimmet ausgeholfen, daß er nur seine wenigen Kunden bedienen konnte. Bei mir ist halt der Schnupstabaß Herr, den ich gebe rein und unverfälscht, wie der betrügerische Tammerl noch gar nichts hergegeben hat. Du siehst also, daß ich ihn in seiner Ehrlichkeit unangetastet lasse, und nur auf seinen leichtsinnigen Lebenswandel aufmerksam mache. Hoffe also von einem Menschen der Art nicht, daß er sich um seinen Nepoten bekümmere. Er will vom Vater nichts wissen, geschweige denn vom Sohne. Dennoch wollte ich, Du brächtest den Imster Peter wieder zum Vorschein, daß Dein Meister sähe, welch' ein redlicher Kerl Du für ihn bist. Das gefällt mir gar zu wohl an Dir; und wenn Du Lust hättest, den Dienst zu wechseln, Seraphin — schau', ich könnt' mich wohl entschließen, Dich als einen getreuen Lehrjungen zu mir zu nehmen. Ich wollte das Lehrgeld schon billig stellen, Wäsche und Gewand fielen Dir zur Last, und im Uebrigen weißt Du jezo, wie wir leben; einfach, aber anständig. Wo Dreie essen, wäre auch wohl für den Vierten der Tisch gedeckt. He, was sagst Du zu meinem annehmlichen Vorschlag?"

Seraphin war im Begriff, dem Herrn Lengriesser in's Gesicht zu lachen, und ihm zu sagen, daß er lieber sein Leben lang ein Wildemanns-Gewand von Baumbart tragen, und Kranewittbeeren speisen wolle, als der Firma Hungerleider und Comp. beitreten; aber der Spezereihändler vergaß schnell auf den Antrag, den er gemacht, und auf den Bescheid, den er erwartet, weil eben Agnes und Benedikt hereintraten. Es war zwischen ihnen zugegangen wie im Volksliede mit dem Budel und Prügel, die einander nachgeschickt wurden und selbander nicht nach Hause kamen. Benedikt hatte allerdings seine junge Prin-

zipalin in der Versuchung befangen und Brantwein nippend gefunden. Statt jedoch ein blinder Vollstrecker seines Befehls zu seyn, war er geschwinde denselben Versuchungsstricken erlegen, und hatte Schluck für Schluck dem Beispiel des Lämmchens gehuldigt. Nun kam er mit gläsernen Augen, Agnes mit leicht gerötheter Nasenspitze. Sie setzten ein Trackl auf den Tisch, und sagten einstimmig: „Der Brantwein schmeckt nach dem Faß.“ — „Wohl und gut!“ zürnte der scharfsichtige Lengriesser: „das hab' ich mir gedacht. Was ich mir aber nimmer eingebildet hätte, ist, daß Ihr Beide nach dem Brantwein schmecken würdet! Ist das eine Aufführung am Vorabend des Sterbetags meiner Urgroßtante? Pfui, pfui! So muß ich denn alle Schlüssel des Hauses an meinem armen Leibe herumtragen? so darf ich nicht einmal meiner Tochter anvertrauen, was ich habe? Ihr werdet mich noch aus einem freigebigen Manne zu einem Geizkraken machen, Ihr leichtsinnigen Leute. Aber Strafe muß seyn. Für Deinen Fehler, Benedikt, wirst Du drei Tage lang nicht frühstücken, und weil Du nicht der Agnes vernünftig zuredet — was Deine Schuldigkeit — weil Du also ihres Fehltritts Urheber gewesen, sollst Du auch an weitem drei Tagen des Frühstücks entbehren. Punktum; ich will Euch lehren! Indem jedoch immerdar, um die Fehler der Bösen auszugleichen, die Gerechten leiden müssen, so befehle ich, daß dieser Brantwein wieder in's Faß gegossen werde, oder besser: ich werd' es selbst thun. Auf diese Weise ist der Ausfall wenigstens zur Hälfte ersetzt, und ich habe, beim Eid, keinen Durst mehr, und Du auch nicht, Seraphin?“ — „Behüte, behüte Gott!“ lachte der Gefragte, der während Lengriessers Sentenz als wie ein ächter Enzianbruder auf gut roblerisch zugelangt, und ein paar tapfere Züge gethan hatte. Er hatte zur Genüge begriffen, daß in einer nothigen Wirthschaft, wie die des Lengriesser, nur ein dreister Handstreich hin und wieder ein Loch in das lang-

weilige Hungertuch aller Tage zu reißen vermochte. — Lengriesser beachtete nicht die Verminderung des Stoffes im Frackl, oder stellte sich, als hätte er sie übersehen, und schickte seine Hausgenossen zu Bette. Er selbst geleitete den müden Seraphin an die Waarenkäfte, und hielt geduldig das Licht, bis der gute Kerl sich halb und halb entkleidet, und in die sonderbaren Elemente, die sein Lager bildeten, versenkt hatte. Vorsichtig hatte Seraphin, was er am Geld noch besaß, nicht sehen lassen; er traute dem Geizhals zu, daß er wohl etwa zur Nachtzeit kommen dürfte, um den schlummernden Gast leichter zu machen, so fremdartig kam, selbst nach den Mangelzeiten der Grödnerin, dem Knaben das Treiben in diesem finstern Hause vor. Den Vogelkäfig zur Seite, streckte sich Blaschur in seiner Kiste aus, und stammelte eine „Gute Nacht.“ Lengriesser schloß den Gang mißtrauisch zu, und ging zu Bette. Seraphin überlegte noch, ob er seinem bellenden Magen nicht das hartgesottene Ei opfern sollte, das er aus dem Mittagquartier mitgenommen, um seine Vögel zu füttern? Die Liebe zu den Thierchen und die Gewißheit, in dem Hause des Kümmerers ein anderes Ei für die Vögel nicht zu finden oder zu bekommen, überwand Seraphins Appetit. Er beschloß, die gelben Sänger stattlich zu füttern, bevor er sie ihren neuen Herrschaften zutrug, damit sie mehr Muth und Ehrgefühl bekämen, und ihren Gesang zur Zufriedenheit der Hörer erschallen ließen. Zunächst beschäftigte den Entschlummernden noch die Sorge, den Ausreißer Peter einzufangen. „Die Frau Marianne würde mir's ewig Dank wissen, und wie gut könnte Martina, könnte ich einmal ihre Güte brauchen?“ Diese Frage begleitete Seraphin in seine Träume hinüber. — Er wachte auch mit ihr, die sich seiner ganz bemeistert hatte, wieder auf; denn die Nacht war ziemlich kurz, und die verzwei-

felle Stimme des hungernden Benedikt weckte in aller Frühe das ganze Haus auf. Mit dem schmäblichsten Spektakel wurde das Gewölbe eröffnet; an eine Ruhe war ferner nicht zu denken.

Seraphin brachte seine geräderten Gliedmaßen nothdürftig in Ordnung, putzte sich heraus, soviel in seinem Vermögen stand, um seine Besuche nicht als ein schmutziger Landstreicher abzustatten, futterte seine Vögel, nahm vorläufig von ihnen zärtlichen Abschied, genoß ein mit der Obsequanz des Hauses übereinstimmendes Frühstück, ein Glas frischen Wassers, und wanderte in den heitern Morgen hinaus. Lengrießers Wohnung mit dem Rücken anschauend, sagte er zu sich selber: „Ja wohl theure Zeit; ja wohl lange Geduld! Wenn alle Menschen in der großen Stadt beschaffen sind wie dieser Spezereikrämer, so mag ich nichts mehr von ihnen wissen, und es thut mir leid, mein liebes Imst verlassen zu haben.“

Es blieb ihm Muße genug, Innsbruck von allen Seiten zu betrachten. Vor Allem suchte er die Hofkirche auf, um darinnen seine Messe zu hören, und ein glückliches Ergebnis seiner heutigen Verrichtungen zu erleben. Die Pracht des Kaisergrabmals blendete und ergriff ihn dermaßen, daß er sich lange nicht zu fassen wußte, und es kam eine feierliche Andacht über ihn, die seine Begierde, den entlaufenen Sohn seiner Dienstherrschaft um jeden Preis wieder herbeizuschaffen, verdoppelte. Seine Seele wußte nicht mehr sich mit andern Dingen zu beschäftigen. Ihm war, als dürste er nicht nach Imst zurückkehren, ohne der zärtlichen Mutter ihr Kind in die Arme zu führen, und als ob von diesem Liebesdienst das Glück seiner ganzen Zukunft abhinge. Alles, was sonst in seiner Erinnerungskammer aufgehoben, trat vor diesem einzigen, sehnlichsten Wunsch in den Hintergrund. Wer sollte ihm jedoch Anleitung

geben, den Wunsch in's Leben treten zu lassen? Er kämpfte mit den wunderbarlichsten Plänen, die Straßen durchstreichend, von Kirche zu Kirche wandernd, bis die vorgerückte Morgenstunde ihm erlaubte, der ersten von den Damen, die er zu besuchen hatte, seine Aufwartung zu machen. Der Sillgasse am nächsten, fragte er sich bis zum Hause, worinnen das Fräulein von Cibulka wohnte. Fußend auf den Unterricht des Meisters Tammerl, der ihn belehrt hatte, daß die Herrschaften in der Stadt an der unbefangenen Treuherzigkeit der Landleute ihre Freude hätten, schritt Seraphin ohne Furcht in das schöne Gebäude ein. Er hatte das dritte Stockwerk zu erklimmen. Auf jeder Treppe begegneten ihm Lakaien oder Dienstmädchen der andern vornehmen Parteien, die im Hause logirten, und des Fragens auf grobe oder spöttische Weise war schier kein Ende. Seraphin ließ sich indessen nicht irre machen, und als hinter der Treppepenthüre des dritten Stocks eine alte, verrunzelte und nicht gar sauber gekleidete Dame ihm den Käfig abnehmen wollte, um ihn zum Fräulein hineinzutragen, sagte er standhaft: „Nein, nein, laß Du die Hand von der Kraxen. Ich muß schon selber mit dem Fräulein reden.“ — „Ei, ich bin des Fräuleins Mutter!“ — „So, so? Aber doch muß ich mit ihr reden; hab' ihr etwas zu übergeben.“ — „Aber, dummer Bursche, sie hat gerade Besuch.“ — „Das thut nichts; ich bin auch ein Besuch, und, will's Gott, einer, der ihr Freude macht.“

Mit diesen Worten die alte Dame auf die Seite schiebend, öffnete Seraphin die vor ihm prangende Flügelthüre, und stand in dem Zimmer des Fräuleins. Das Gemach war groß und hoch, einfach möblirt, und ein erfahrenerer Blick hätte darinnen eine seltsame Verschmelzung von arm und reich wahrgenommen. Für den Vogelträger war es eine Staatskammer. Auf der Bergere unter dem

Spiegel faß, in hochrothe Seide gekleidet, das hübsche und junge Husarenkind; eine bräunliche Schönheit von untersektem Wuchs, wie Husarenschlag es mit sich bringt, mit perlweißen Zähnen, die sie immer lächelnd zeigte, und die noch einmal so angenehm auffielen, da sie von frischen Lippen eingefast und von einem leichten Bärtchen beschattet wurden, das abermals an die Abstammung des Fräulerns erinnerte. Etwas wunderbarlich stach dagegen die leicht durchpuderte Frisur des Fräuleins ab; jedoch merkte man nicht sehr auf den Kontrast, da des Fräuleins neckische und immerdar lustige Beweglichkeit im ersten Augenblick schon fesselte. — Zur rechten des Fräuleins auf einem breiten Sessel blähte sich ein rothbestrumpfter Prälat; zu ihrer Linken stand ein Kavaliere in Uniform, mit goldenen Troddeln auf der Achsel.

„Ach, ach, ach!“ lachte die Cibulka, „wer kommt denn da so frank und frei, uns Gesellschaft zu leisten?“ — Sie musterte mit wachsender Lustigkeit den ländlich zugeschnittenen Besuch, der seinerseits einen Kratzfuß nicht versäumte, und mit dem Hütl wedelte. „So grüß' Dich Gott, Fräulein,“ sagte er unverdroffen: „ich bring' Dir etwas Schönes, und hab' Dir ein Wörtel allein zu sagen.“ — „Allein? nun, das wird etwas Rechtes seyn!“ lachte wieder das Fräulein.

Indessen hatten sich die Herren dem Vogelträger genähert, und der Prälat fragte in gebrochenem Deutsch: „Wer bist Du, Bubbe?“ — „Meines Vaters und meiner Mutter lieblicher Sohn,“ antwortete Seraphin, unterließ aber nicht, dem Geistlichen den Rock zu küssen. — „Wie eiffest Du?“ fragte der Prälat weiter. — „Das ganze Jahr Seraphin.“ — Der leutselige Herr wendete sich zum Fräulein und sprach: „Ein gommischer Mensch; hat sbei Augen voll Spißbüberei.“

Dagegen bemerkte der andere Herr mit verächtlicher Miene: „Ein grober Bursche, der eine Lektion verdiente.“

Sag' mir, Tölpel, wer ist dümmer als ein Bauer?" — Ohne mit dem Aug' zu zucken, antwortete ihm Sera-
 phin trotzig: „Du selber; denn Du fragst mich um etwas,
 das Du nicht weißt.“ — Entsetzt trat der Herr in Uni-
 form ein paar Schritte zurück, aber das Fräulein gebot
 ihm mit einem Blicke Schweigen. „Was bringst Du?“
 fragte sie. — „Einen Kanari und etwas Geheimes.“ —
 „Ich habe keinen Vogel bestellt.“ — „Das ist eben das
 Geheime.“ — „So so? komm' mit mir.“

Sie führte ihn in's anstoßende Schlafzimmer, neigte
 ihre hohe Frisur zu ihm herab, und sagte: „Rede ge-
 schwind.“ — „Ich soll Dir sagen, daß ein Herr, der
 gehört hat, wie Du Dir einmal einen gelernten Kanari
 wünschtest, Dir den Vogel zum Geschenk macht. Da
 hast Du ihn; er heißt Buzl, und ist gar ein gutes
 Viehl. Pfeif', Mandl, pfeif', Mannerl.“

Buzl gehorchte und zeigte sich guter Laune. Das
 Lied machte Eindruck auf die Schöne; sie setzte alsobald
 das Thierl in einen hübschen Käfig, und trug ihn selber
 zu den Herren hinaus. „Ich hoffe,“ sagte sie, „daß
 mittlerweile der Herr Prälat den Herrn Obristwacht-
 meister befänstigt haben werden.“ — „Già, già,“ ver-
 setzte der welsche Hochwürdige: „Alles is wieder in besten
 Schusand.“ — Der Major nickte finster. „Wer schickt
 dem gnädigen Fräulein diesen kleinen gelben Husaren?“
 fragte er dann mit süßem Munde, aber mit einem Blick
 voll von Spannung und Eifersucht. — „Etwas Ge-
 wisses weiß ich nicht,“ entschuldigte sich die Cibulka:
 „doch meine ich, die Galanterie kömmt vom Herrn von
 Dobroslaw, gegen den ich wirklich einst geäußert, daß
 mir ein Vogel dieser Art lieb seyn würde.“ — „Ah, ah,
 ah! von dem Herrn von Dobrosla?“ lachte der Prälat,
 wie närrisch: „von dem Cassandro, dem Marcisso von
 serig Jahre?“ — „Nun, nun, das hat wohl nichts auf
 sich!“ stimmte der Major etwas gezwungen bei, und die

Cibulka wiederholte, ihm mit absonderlichem Ausdruck in die Augen sehend: „Nein, nein, mein gestrenger Herr, das hat gewiß nichts auf sich, und der kleine niedliche Musikant mag mir wohl gegönnt seyn, nicht wahr?“ — Der Major verbeugte sich. Der Prälat, dem, weiß Gott warum, die flüchtige Vertraulichkeit der Dame mit dem Offizier nicht gefiel, runzelte die Stirne, und sagte zu Seraphin: „Geh', geh', mein Sohn. Man brauchen Dir nir mehr hier.“ — Der junge Mensch, der beim Namen „Dobroslaw“ plötzlich in tiefe Gedanken versunken war, fuhr daraus empor, und stammelte: „Das wird schon seyn. Behüt' Dich Gott, Fräulein,“ und nahm seine Kraxe wieder auf. Die Cibulka suchte verlegen in ihren Taschen. „Man sollte doch dem Buben ein Trinkgeld reichen,“ sagte sie kleinlaut. Mechanisch, ohne jedoch viel darauf zu geben, streckte Seraphin die Hand aus, aber er dachte nur in einem fort an den Polakennamen, der unversehens wie ein Gespenst ihn überfallen hatte. Die Herren hatten nicht Lust, der Verlegenheit des Fräuleins mit der That zu Hülfe zu kommen. Der Major sagte brummig: „Geh' hin zu dem, der Dich geschickt, und laß Dir von ihm den Gang bezahlen.“ — Der Prälat machte es milder ab, reichte dem Träger seine fette weiße Hand zum Küssen, mit der andern nach der Thüre zeigend. Seraphin, in seiner Berstreuung, schüttelte die dargebotene Hand, als wäre sie des Engadiners gewesen, und zog ab unterm Gelächter der drei Herrschaften.

„Ich meine,“ sagte er auf der Straße vor sich hin, „daß die Stadtleute noch gröber sind, als wir draußen auf dem Lande. Doch ob sie mich nun auslachen oder nicht, ob sie mir ein Trinkgeld geben oder nicht, das ist mir gleich, wenn ich nur wüßte, warum der Polak mir immer und ewig in's Gedächtniß gerufen werden muß! O, Grödner, Grödner! Du hast mir einen Floh in die Ohren, einen Wurm an's Herz gesetzt, daß Du's vor Gott nicht

verantworten kannst. O meine arme Mutter! Könntest Du mir nur aus Deinem Grabe heraus ein einziges Wort sagen! — Wozu aber? ich glaub' ja nichts Unrechtes von Dir, und der Egidi sagt ja, ich sähe meinem Vater auf's Tüpfel ähnlich. Was geht mich also der Dobrosław an, mit dem mich der böse Feind alleweil neckt und trakt?"

Der Weg zu der Frau Baronin Neuhoß, den er jetzt unter die Füße nahm, zerstreute ihn ein wenig. Die Dame wohnte außer der Innbrücke in einem wohlgelegenen Hause, woran ein hübscher Garten stieß. Das Haus hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß; das Zimmer der Besitzerin war daher nicht wohl zu verfehlen. Es verschlug dem muntern Seraphin wenig, daß das Hausgesinde sammt und sonders in einer Küchenstube einen ziemlich geräuschvollen Landtag hielt, und daß kein Mensch um den Vorüberschlüpfenden sich bekümmerte. Des tausendfältigen Fragens und Hin- und Herüberredens müde, trappelte er wohlgemuth die Treppe hinan, auf den Gang, vorbei dem leeren Bedientenstübel, und machte, des Anklopfens nicht gewöhnt, die ansehnlichste Thüre, die ihm in's Auge fiel, bescheiden auf. Ach, da sah es wohl schön aus! Von Gold und Elfenbein strahlte das prächtige Sitzzimmer, über den ganzen Boden hin lag ein weicher Teppich, worauf zu gehen, wie auf einem glatten Rasen, so fein und leise. Aber in dem Zimmer war kein Mensch. Nachdem sich Seraphin geschwinde in dem Duzend Spiegeln, die in den Wänden saßen, angestaunt und bewundert hatte, schlich er auf den Zipselzehen einem Seitengemach zu, worinnen sich etwas wie eine Menschenstimme vernehmen ließ. Auf der Schwelle behutsam angelangt, stieß er die halb zugelehnte Pforte auf, und hätte bald Hut und Kraxe zur Erde fallen lassen vor Schrecken. Denn auch in dem Toilettezimmerchen wurde ein Schrei des Schreckens laut. Eine lange, schlanke Dame in einem durchsichtigen Négligémantel fuhr bestürzt vom Spiegelstische auf, und

ein Herr, der vor ihr auf einem Knie lag, und einen bloßen Degen in der Hand hielt, schaute sich erblaffend, wodurch sein Gesicht eine wackere Aehnlichkeit mit dem Antlitz eines alten Schafbocks bekam, nach dem höchst unzeitigen Störefried um. „Gelobt sey Jesus Christus!“ stotterte der verzagende Störefried. — Statt dem frommen Gruße zu antworten, wie sich's gehört, sprang die Dame hastig auf Seraphin los, und überschüttete ihn mit Redensarten, wie sie aus einem schönen und vornehmen Munde gemeinlich nicht erwartet werden. — Der Herr erhob sich etwas schwerfällig aus seiner gewagten Positur, steckte den Degen einigemal in der Verwirrung neben die Pergamentscheide, bis er ihn endlich versorgte, wo er am Platz war, und ging mit großen Schritten auf und ab, der Dame die Verständigung mit dem Bauer überlassend.

Nachdem die Frau Baronin sich hinlänglich überzeugt hatte, daß sie eine harmlose Einfalt vom Lande vor sich, und ihr zur Seite einen Poltron vom ersten Kaliber habe, ließ sie die Maske des Zorns fallen, und suchte durch einen vorgeblichen Anfall von Nervenschwäche sich aus dem Spiele zu bringen. „Weh' mir!“ seufzte sie, in ihren Sessel zurücksinkend: „ich bin unglücklich, unglücklich, aber wie! Die grobe Gestalt dieses Bauern beleidigt meine Augen, seine heillose Sprache mein Ohr, seine gräuliche Anwesenheit, meine Sittlichkeit, und Sie, mein Herr, haben nicht einmal ein Wort des Schutzes für mich! Sie wollen mich glauben machen, daß Sie sich in Ihren Degen stürzen werden, und Sie prügeln nicht einmal mit der flachen Klinge diesen Grobian aus meinem Heiligthum?“

Der Herr mit dem Degen schien den nachdrücklichen Aufforderungen der schönen Wittwe Gehör geben zu wollen, aber nun sperrte Seraphin, der wohl errieth, was ihm bevorstehen sollte, den Mund auf, und sagte trocken zu dem Aufgereizten: „Du, lassen wir's gut seyn;

laß Du's nur bleiben, und halt' Deine Flitschen in Ruh'! Schau, ich bin noch so viel jung, und Du bist nimmer grün, aber Du kämst doch im Haggeln zu kurz. Was macht's auch für'n Spektakel? Ich will Dir ja nichts stehlen, Frau. Ich bring' Dir ja nur den Schwarzhaubeten, den Du beim Lengrieser bestellt hast. Hab' ihn aparte und extra für Dich ausgesucht, den Tanzmusikanten, denn Du hast, wie ich merke, viel Galle und großen Verdruß, und bist dabei krank und schwach; und solchen Leuten muß immer ein lustig's Stückl aufgespielt werden." —

„Der Bube hat uns ein wenig zum besten,“ sagte die Baronin halblaut zu ihrem Gesellschafter: „Wir haben's jedoch selbst verschuldet. Den Vogel hab' ich wirklich bestellt.“ — Und mit einer Ruhe, als ob sie in ihrem Leben sich nicht erzürnt und niemals einen Nervenanstoss auszuhalten gehabt hätte, betrachtete die Frau von Neuhof den Kanariensänger, schwatzte mit ihm, ließ ihn mehrere Male sein Stückchen pfeifen, klatschte ihm Beifall, reichte ihm Zucker, und ließ sich auf's Umständlichste über die Pflege und Wartung des Thierchens ein. Nachdem Seraphin seine Weisheit ausgekratzt und seinen Zögling warm empfohlen, beurlaubte er sich, und erhielt von der beschwichtigten Dame eine stattliche Verehrung für seinen Unterricht und seine Mühe. Er küßte der Dame den Rock, kümmerte sich nicht um den in der Ecke schmollenden Herrn, der nicht ein Wort zum Gespräch gegeben hatte, und ging, mit seinen Geschäften zufrieden, wieder in die Stadt zurück. — „Diese waren ein paar Narren,“ bemerkte er sich lächelnd: „Weiß Gott, was sie mit einander vorhatten, als ich ihnen so zu sagen vom Himmel gefallen bin; doch ist das Fräulein oder die Frau endlich waschonig geworden, und das ist die Hauptsache. Der Herr von Delgöz geht mich nicht an. Jetzt wird's Zeit seyn, zu der gnädigen Gräfin zu mar=

schiren. Welch' ein Gewächs wird wohl diese seyn? Du armer Hansl, bist jetzt ganz allein, und wie bald, so hast Du auch Deinen Hofmeister zum letzten Mal gesehen! Wenn Gott will, wirst Du's jedoch besser kriegen, als Deine Kameraden. Das Husarenfräulein, der Schußbartl, wird sicherlich den Buzl vor Hunger krepiren lassen, und der g'wohnt's nicht, wie der Benedikt. Und den Schwarzhaubeten wird die durchscheinige Frau im Verdruß den Hals umdrehen, wenn der gewisse Herr sie einmal wieder mit seinem dünnen Flederwisch geärgert hat. Ich wünsch' Dir ein besseres Glück, und mir auch, lieber Hansl, denn es wär' doch gar so viel fein, wenn ich den z'nichten Peterl noch wo aufhängen könnte!" — Unter diesem und ähnlichen Selbstgesprächen war Seraphin in der Vorstadt angelangt, woselbst die Frau Gräfin von Rechtenfeld, zunächst an der Plottnerai, wohnte. — Die schöne breite Straße, die nur durch die dazumal noch offenen Ritschen *) entstellt wurde, gefiel dem Fremdling aus Imst, als ein heiterer Gegensatz zu der dumpfigen innern Stadt, und Paläste, wie die Häuser in der Vorstadt, hatte Seraphin noch nie gesehen. Das Haus der Gräfin war eines der schönsten, und gerade nur von ihr und von ihrem Gemahl bewohnt, welcher letztere irgend ein Amt bei dem oberösterreichischen Wesen — der Regierung oder Hofkammer — bekleidete. Ein dicker Schweizer lungerte hoffärtig unter'm Einfahrtsthor und machte die Polizei. Ein grämlicher Hektikus in Livree saß oben an der Treppe, und gab den Kommenden, wenn sie geringe Leute waren, eine fürnehme Vor-Audienz, oder katzbuckelte vor denen, die mit Titeln, Ordensbändern und ähnlichen Auszeichnungen sich einstellten. —

Dem Vogelträger wurde nicht katzbuckel, nicht Au-

*) Wasserkanäle.

dienz. Schon der Schweizer hatte ihm grob gesagt: „Marsch hinauf!“ und die Schwindsucht in Livree hüftelte ihm zu: „Aha, aha. Nur warten; Geduld haben. Keinen Lärm machen.“ — zog darauf eine Klingel, auf welches Zeichen eine spitznäsige Kammerzofe ihr Gesicht hinter der Glasthüre zeigte. Der Lakai wechselte ein paar Worte mit ihr. Sie betrachtete geringschätzig den Ueberbringer des Vogels, zuckte die Achseln, und sagte zu dem Lakai: „Die gnädige Frau haben just Gesellschaft bei sich. Solches Volk kann man nicht vorstellen.“ — Worauf Seraphin, feuerroth vor Aerger und ohne sich zu bedenken: „O Du meine liebe Miedel! möcht' mir schier übel werden vor Deiner Glori! Bist doch auch nicht von Seiden gewebt, oder aus Zucker gebacken! Wie kannst nur so buchshäumen reden, und bist selber eine Bauern-Dirn von Haus aus?“ — Das Mädchen lief zornig und scheltend in's Innere des Stockwerks zurück. Der Hektikus rieb sich indessen mit boshaftlächelnder Miene das Schienbein, und ließ sich gnädig also vernehmen: „Du bist ein grober Gesell, mein Bub'; aber Du hast's bei der Affel auf den Zweck getroffen, und mich freut's. Komm' ein andermal; dann führe ich Dich selber zur gnädigen Gräfin hinein.“ — „Thu's gleich, lieb's Mandl; ich thät' recht schön bitten; denn schau', ich thu' vielleicht heut' Abend schon wieder verreisen, und kein Mensch wär' da, um der gnädigen Frau zu berichten, wie man den Hansl zum Singen bringt, und wie er standesmäßig unterhalten werden muß. Die Folge wär', daß der Vogel halt lang stumm bliebe, etwa sein Stückl vergäße, erkrankte und krepirte, ohne daß ihm ein Doktor dabei geholfen hätte.“ — „Das geht mir ein,“ erwiderte der Lakai auf die treffende Bemerkung Seraphins, die dem Hunger und der Aussicht auf eine brave Mahlzeit am Gesinde- oder Gesindelstisch ihre Entstehung verdankte: „Du bist ein nãrri-

scher Kerl, und die Herrschaften können euch Lustigmacher wohl leiden. Wart' ein bißel. Der spitznaseten Fledermaus zum Troß sollst Du gleich vorkommen." — Der gefällige Meiohammel ging alsobald, um sein Versprechen in Erfüllung zu bringen. Seraphin sah ihm etwas scheel nach, und meinte still für sich, daß er dem fixigen Rockausklopfer schon gern etwas auf den „Lustigmacher“ herausgeben würde, wenn er ihm just nicht so nothwendig wäre. Ein Hannswurst zu heißen, war dem Vogelträger unausstehlich; doch erinnerte er sich der Lehre Tammerls: „Nimm die Leute, besonders die vornehmen, gerade wie sie sind; mit allem Verdruß wirst Du sie dennoch nicht anders machen!“ und schwieg kluglich, des fernern gewärtig.

Nicht lange darauf öffneten sich für Seraphin die Pforten, die ihm die Spiznase gern verschlossen gehalten hätte. „Sey nur ganz wie zu Hause,“ raunte ihm der Sektikus zu: unsere Herrschaft lacht gern, wenn sie auch zu andern Zeiten recht schiech thun kann, und die andern gnädigen Damesen sind gar nicht heikel, und warten jetzt auf einen Spaß.“ — „Den kann ihnen ein anderer vormachen,“ brummte Seraphin in den feimenden Bart, und schlenderte lustig auf die Thüre zu, die der Lakai vor ihm weit aufmachte. Er trat in einen schönen hohen Saal, marmorweiß mit Gold verziert. Viele Fenster ringsum; an jedem Pfeiler ein Marmortischchen und ein langer Spiegel; auf jeder Wandfläche ein oder ein paar große Medaillons, aus deren Goldrahmen die abgelebten Rechtenfelde, männliche und weibliche, mit Küras und Allongeperücke, mit Silberhauben und Brokatniedern in die Wirklichkeit herniederschauen. An der Ecke des Saals, ein Meisterstück des welschen Stuccadors, tummelte sich eine Armee von Liebesgöttern, blind und sehend, mit Pfeilen und mit Tauben, mit dicken Köpfen und geschwollenen Beinen. Ein ungeheurer Kronleuchter schwebte über

dem Saale, der Fußboden war spiegelblank und glatt. An der Ehrenseite des Saals lief ein Gewölk von Seidenstoff und Franzen hin, und darunter, auf einer niedrigen Estrade, um einen langen sammetbedeckten Tisch saß in üppigen Lehnstühlen eine zahlreiche Damen-Gesellschaft.

Den guten Seraphin überlief ein bißchen Schauder, denn auf diesen Anblick war er nicht vorbereitet gewesen, und seine Füße glitschten auf dem harten Boden aus, daß er unwillkürlich ein paar Kniebeugungen machen mußte, als ob er einem Altar gegenüber stände. Die Damen saßen da, als hielten sie ein Gericht; ihre Zungen, die bisher wacker an der Arbeit gewesen, rasteten plötzlich, und Aller Augen wendeten sich steif dem Vogelträger zu. Ihre Häupter, hoch frisiert und mit dem winterlichen Puderschnee der Mode gewaltig ausgestattet, mahnten den Bintschger an den Sulzner-Ferner, an den Ortler und seine weißen Kameraden. Dagegen waren die Backen der alten und jungen Herrschaften in seltsam leuchtendes Roth getaucht, und nicht eine einzige war gegenwärtig, die nicht — wie der einfältige Bauer meinte — wenigstens mit zwei oder drei Muttermalern im Gesichte gezeichnet gewesen wäre. Alle Gestirne des Firmaments schienen sich in schwarzen Verkleinerungen auf das Antlitz der Damen herniedergelassen zu haben. Dem Seraphin war's ein wunderliches Schauspiel, vor dem er seine Augen noch obendrein verschämt niederschlagen mußte, denn unter dem mannigfaltigen Schmuck von schwarzen und diamantenen Halsbändern, von Perlschnüren und Spitzenband leuchteten so viele nackte Reize hervor, daß er unwillkürlich der vorletzten Bitte im Vaterunser gedachte. — Seraphins Haltung war gewiß eine ergötzliche; ein fischerndes Rauschen lief bald durch die ganze Gesellschaft. Indessen erhob sich aus dem größten Sessel die Dame des Hauses, eine stolze und feiste Figur in unendlich weit ausgestreiftem Reifrock, und segelte mit wehenden

Bändern und Schleifen dem jungen Menschen entgegen. „Was hast Du da, Kleiner?“ fragte sie herablassend. — Wenn schon geärgert, daß die bildsaubere Frau ihn den „Kleinen“ nannte, zögerte Seraphin nicht, ihr zu erwidern: „Bist Du die Gräfin, der ich den Hansl da übergeben soll?“

Nun war's, als ob vor einem unbefangenen Wanderer plötzlich ein ganzes Volk von Vögeln aus dem Busch auflöge; alle Fächer der Damen rauschten zumal auf, und wedelten heftig hin und her, und hinter denselben verbargen sich die zum hellen Lachen gereizten Schönheiten, und die Zitternadeln in ihren Frisuren nickten wie die Halme, die der Ostwind bestreicht. „Nun?“ fragte Seraphin, nachdem er seine Bestürzung überwunden: „Da ist nicht zu lachen. Der Hansel ist ein Kapitalvogel, und wenn es still seyn wollt's, so will ich enk sein Liedl zum Besten geben.“

Noch eine Salve von Gelächter und Fächerschlagen, dann wurde es ruhig. „Lass' hören,“ sagte die Gräfin. Seraphin setzte ohne Umstände seine Kraxe auf den Tisch, und ermunterte seinen Liebling, der nach manchem ablehnenden „Piep, piep!“ den Schützenmarsch anhub, und ohne Stocken feierlichst bis zu Ende ausführte. Das Stück machte seine Wirkung. Die Damen trugen unter ihren Fischbein-Harnischen im Busen patriotische Herzen, und der einfache Freuden- und Schlachtgesang des kriegsfertigen Tirolervolks erregte ihren lauten Beifall. Die unscheinbare Kraxe mit dem wohlgeschulden Sänger ging von Hand zu Hand; es war ein Gelock und Reißer um den Vogel, daß dem Lehrer desselben vor Vergnügen die Augen übergingen. Er selbst wurde gehätschelt und angedet und examinirt von allen Seiten, bis seine einfache Lebensgeschichte ihm ganz und gar abgefragt worden. Eine alte Dame nannte ihn zuerst einen „herzigen Affen,“ eine jüngere fuhr ihm mit der von Ringen

blitzenden Hand durch die seidenen Haare; eine noch jüngere meinte, er habe Augen wie Karfunkeln, und es sey schade, daß er gerade nur ein Bauer. Die Gräfin stopfte ihm den Mund aus ihrer Bonbonbüchse, und er schluckte geduldig, obschon er gern das parfümirte Zeug ausgespieen hätte. Er befand sich ungemein wohl, war recht artig, ohne es zu wissen, machte Scherz, ohne es zu wollen, und freute sich der Zukunft seines Hansl, die sich unter den besten Vorbedeutungen ankündigte. Die Gräfin gab wirklich alsobald Befehl, einen prächtigen Käfig herbeizuschaffen, bezahlte den Vogel freigebig, und ließ ein erkleckliches Trinkgeld in die Tasche des Vogelträgers fließen, dem einige von den Damen einen nicht unbeträchtlichen Zuschuß beifügten. —

„Das nenn' ich einmal raschonige vornehme Leute,“ flüsterte Seraphin sich zu: „für so viel Güte kann ich ihnen schon das bißchen Lachen verzeihen. Sie verstehen's halt nicht besser, und wenn sie in ihrem Aufzug nach Planail oder Burgeis kämen, so würden sie halt auch ausgelacht, und somit geht Eins von Eins auf.“ — Mittlerweile verflog indessen die Zeit, die Kutschen und Tragessel der Damen wurden nach einander angemeldet, die Herrschaften nahmen von einander den zärtlichsten Abschied, machten Bestellung über Bestellung bei dem „herzigen Affen“ und trippelten in langer Reihe auf ihren fünfzölligen Stöckeln unter'm Geleit der Gräfin von dannen. — Die letztere hatte, wie Lengriesser vorausgesehen, zu Seraphin gesagt: „Geh' hinunter in die Küche, sie sollen Dir etwas zu essen geben.“

Er ließ sich's nicht wiederholen, und begab sich in den Schutz seines heftischen Freundes. — Als die Esstglocke angezogen wurde, fand der Hungrige unten am Tische der Dienstleute ein kleines, gar bescheidenes Plätzchen. Ein gewisser Triumph war ihm vorbehalten. Sein Plätzchen suchend, war ihm das bewußte Kammer-

mädchen begegnet, und hatte sich erzürnt von ihm zum offenen Fenster gewendet, mit den Worten: „Pfui, schon wieder der bäurische Flegel! in dieser Gesellschaft werd' ich heute nichts essen können!“ — Seraphin war guter Dinge, und zum Spotte aufgelegt. Mit einem Blick auf die zum Fenster hinaus lehrende Jose hatte er weg, daß ihr Strumpf einige lückenhafte Maschen aufwies. Er zupfte daher die Schmollende bescheidenlich am Kleide, und da sie sich zürnend umbrehte, und fragte: „Was soll's, was gibt's?“ langte er in die Tasche, zog ein Stücklein Geld hervor, und antwortete mit falscher Demuth: „Seh nicht böse, Miedl. Hab' Dir nur einen Kreuzer zu einer Seide schenken wollen, damit Du das Loch in Deinem Strumpf flicken kannst.“

Das Dienstvolk wieherte laut auf, und zum Glück streckte der Heftikus zur selben Frist die Nase neugierig über Seraphins Schulter, denn auf diese Weise bekam er die Ohrfeige der Kammerkaze, die auf Seraphin gemünzt gewesen war, und verdoppelte die allgemeine Fröhlichkeit. Während er fuchswild der Davonspringenden nachlief, setzte sich die ganze ehrenwerthe Gesellschaft zur Tafel nieder, an deren Ehrenplatz der Portier als der Aelteste den Präsidentscepter führte. Nachdem das Voressen verzehrt worden, sollte Seraphin gehänselt werden; aber er gab den Föpplern so treffend heraus, daß sie es unterließen. — Nach dem Gebratenen sollte er betrunken gemacht werden; er wies jedoch den Wein von sich, und trank nur Wasser; und als die Suppe aufgetragen wurde — damals die letzte Speise an ähnlichen Tischen — waren schon alle Beisitzer darüber einig, daß der Bintschger ein vernünftiger Kerl und somit in Ruhe zu lassen sey. — Neben Seraphin hockten zwei junge Menschen in fahlen Kleidern, die offenbar nicht zum Hause gehörten, mit denen keine Bedientenseele eine Sylbe redete, die ihre Ellbogen nur gar demüthig rührten, und sich kaum

unterstanden, einander ein paar Worte, und zwar lateinisch, zuzuwispeln. Daß sie lateinisch sprachen, errieth Seraphin geschwind, denn er war daheim ein eifriger Ministrant bei der Messe gewesen. Die schwäbischen Mantel, die von den beiden Kahlmäusern an die Wand gehängt worden waren, brachten Seraphin auf die Vermuthung, daß die stillen Esser etwa Studenten seyn möchten. Dem war auch also. Sie gehörten zu der armen Klasse, die irgend ein mageres Stipendium genoß, aber, um sich durch's Studentenleben zu schlagen, auf schlechtbezahlte Instruktionen und auf Freitische angewiesen war. Adelige und bürgerliche Familien zu Innsbruck hatten stets für dergleichen Musensöhne gewisse Kosttage ein- oder zweimal in der Woche zur Verfügung, und diese Freimahlzeiten waren allerdings eine Vorschule der Demuth und Selbstverläugnung für die Jugend, die sich für den geistlichen oder den Beamtenstand zu qualifiziren suchten. Gewöhnlich mußten sie, ohne Ansprache und Ermunterung, das Silentium der Karthäuser beobachten, dem Hausherrn und der Hausfrau, insofern diese mit zu Tische saßen, beim Kommen und beim Gehen die Hand küssen, und, um die Wohlthat des Freitisches dauernd zu erhalten, mit gewissenhafter Treue zu jeder Zeit die besten Schulzeugnisse beibringen. Einem selbstständigen Charakter ist bisweilen vorgekommen, als ob diese oft sehr weit getriebene Abhängigkeit des Studirenden von seinen Nährvätern und Tischmüttern nicht die besten Folgen für den jungen Menschen haben dürfte, allein es sind dennoch so viele ausgezeichnete Köpfe und Biederseelen aus derlei Verhältnissen an's Licht der Welt gestiegen, daß dieser Verhältnisse Vortheile ihren Nachtheilen die Waage zu halten scheinen. —

Seraphins Nachbarn waren vom besten Schlage: heitere, rosenfarbige Gesichter; der Eine von den jungen

Leuten namentlich hatte Züge um den Mund, die da verriethen, daß er auch von Lachen und Fröhlichkeit etwas wisse. Seraphin sah ihn gern an, und meinte, daß er ihn schon früher einmal gesehen. Nach einigen halblauten Fragen kam heraus, daß der Student ein Landsmann Seraphins war, ein gewisser Mayr-Michael, ein Vetter des vor zehn Jahren blühenden damaligen Gemeindefaltners von Burgeis, des wohlbekannten Oswald Bliem, der ein Schalk und Leutnantführer gewesen, wie selten einer, und von dem das Lugeneck zu Burgeis den Namen erhalten, weil er an selbigem Blazze gewohnt war, den leichtgläubigen Bauern allerlei Märlein aufzuheften, immer eines toller als das andere. Michael stand im Rufe, da er noch daheim zur Schule ging, von seinem Vetter Oswald das schnackige Wesen gelernt zu haben, und wohl eher zu einem Cortisan*) zu passen, als auf die Kanzel, wohin ihn seine Angehörigen zu stellen gedachten. — Daher verwunderte sich Seraphin über das gar stille und zimperliche Betragen des vordem so aufgeweckten Menschen, und fragte nach der Ursache. Michael stieß ihn aber, in der Kunde gäh umschauend, ob niemand die unbescheidene Frage gehört, mit dem Fuße an, und murmelte über seinen Löffel hin: „Halt's Maul, wir sind hier strenger daran, als im Kloster. Die Gräfin dürfte nichts merken, oder . . .“ —

Seraphin schüttelte den Kopf, und fragte sich nun selber, was Schlimmes daran sey, wenn ein junger Mensch seinem Muthwillen ein wenig den Lauf ließe. Dann sagte er: „Du, ich hab' Respekt vor der gnädigsten Gräfin, ein schöneres Weibsbild hab' ich gar noch nicht gesehen, und sie hat ein Herz wie Butter so mild und gut. Sie kann gewiß keinem Hundl ein Leid anthun, und ihre Augen scheinen so sanft in die Welt

*) Hannswurst der umherziehenden Quacksalber.

hinein, daß man grad' d'rinnen sitzen möchte als wie in einem weichen Bettl. Gewißlich hat sie in ihrem Leben noch keine Galle gehabt, just als wie ein Täubl ohne Falsch." — Dem verschlagenen Michael spielte das Lachen noch bemerkbarer um die Lippen. Er zuckte die Achseln, und murmelte wieder über den Löffel: „Das von den Tauben ist erlogen; sie sind die allerbösesten Thierlein, und wenn sie noch so hül und lieblich ausschauen." —

In demselben Augenblick hob der Portier die Tafel auf und alle verließen ihre Stühle. Die beiden Studenten griffen wie auf's Kommando, sobald das Gebet gesprochen, nach ihren Mänteln, und Seraphin besann sich, was jetzt für ihn zu thun sey, als die Thüre des Bedientenzimmers aufging und die Gräfin in Lebensgröße hereinkam. Das Bedientenvolk entfernte sich ehrerbietig, die Studenten hielten betroffen still, und bückten sich tief. Die Gräfin ging höchst leutselig auf Seraphin zu, und fragte: „Wie ist Dir's ergangen? Haben sie's Dir an nichts fehlen lassen?" — „Warum nicht gar!" — erwiderte Seraphin dankbar und spiegelte sich in den blauen Augen, die ihn wohlwollend ansahen wie zwei Sonnen: „Du bist halt eine gute Gräfin, ein Mensch, so herzensgut als sauber dabei, und ich dank' Dir gar schön für das brave Essen. Jetzt kann ich den Lengriesser und seinen Fasttag auslachen." —

Auch die Gräfin lächelte angenehm, und duldete gern, daß ihr der junge Blaschur den Rock küßte. Die Studenten näherten sich, der Gönnerin dieselbe Huldigung darzubringen. Sie streckte die Hände hin, und sprach den Gefährten des verschlagenen Michael an: „Sag' Er mir, was ist an der Komödie, die heute von denen Studenten aufgeführt wird? Die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu versäumen keinen Anlaß, uns ein Ver-

gnügen zu machen.“ — „Excellenz,“ erwiderte der Student: „das Stück ist vortrefflich, das Laster wird bestraft und die gemißhandelte Tugend erhöht. Der reverendissimus Pater Rector selbst hat die Chöre im Text verfaßt, und sie sind in Musik gesetzt worden von dem ehrwürdigen“

„Also trefflich, schon gut,“ unterbrach die Gräfin den Weitschweifigen, drehte sich dann zu dem nebenstehenden Michael, und fragte wieder: „Was hab' ich denn so eben hören müssen?“ — Michael wechselte die Farbe; Seraphin verstand nicht, warum. Die Gräfin, ohne davon Notiz zu nehmen, fuhr fort: „Der Oberist, der Luigi Maratti, soll sich heute früh selbst entleibt haben?“ — „Leider ist's so, gnädigste Excellenz,“ antwortete Michael, der mit Vergnügen vernahm, daß die Gräfin keinen Verweis gegen ihn in petto hatte: „der Mann hat sich mit einer Pistole todt geschossen.“ — „Ja, ja, so ist dieses Volk,“ nahm die Gräfin wieder das Wort: „in Sünden gelebt und in Sünden gestorben.“ — „Ich glaube, daß Kränklichkeit und Dürftigkeit an der vorschleunigen That schuld gewesen,“ bemerkte Michael unterthänig. Worauf die Gräfin streng: „Wie? Er nennt vorschnell, was eine gräuliche, ja die gräulichste Sünde ist? Schäm' Er sich. Laß' Er mich das nicht wieder hören. Wer hat Ihm gesagt, daß der Maratti wegen Kränklichkeit und“ — „Ich hab's von einem feinnigen Kameraden“ jagte Michael, verwirrt werdend. „Wie kommt er mit selbiger Bagage zusammen?“ fragte die Gräfin unerbittlich weiter. Immer verwirrter stotterte Michael: „Nicht ich selber, Excellenz nicht ich die dritte Hand“ — „Schweig' Er. Er sollte von einem miserablen Theaterfänger um's Geld nicht das geringste wissen.“ — „Vergeben Eure Excellenz,“ fuhr Michael unbesonnen heraus: „der Luigi Maratti ist nicht ein miserabler Sänger gewesen, sondern ein Sänger von

viel Stimme und Musik; man wußte zudem gar nicht, worinnen er wohl mehr sich hervorthat, in der Action oder im Gesang. Ich versichere Eure Excellenz, wenn er heraustrat als Raimundo in seinem Harnisch, ganz von Silberstüben und mit dem stolzen Federhut“ Plötzlich, aber leider allzu spät, hielt der hingerissene Sprecher inne, und Seraphin gewährte mit bangem Schrecken, daß der Gräfin Taubenaugen sich in solche verkehrt hatten, wie die selige Grödnerin sie führte, oder wie noch ein einziges in Lengrieser-Lämmchens Antlitz vorhanden.

Mit der heftigsten Erbitterung blizten diese Augen den ertappten Studenten schier zu Boden. Der Donner blieb nicht aus, und rollte folgendermaßen aus der sanften Gräfin Munde: „Er impertinenter Bursche, Er Heuchler und Lügner! mußte es so kommen, daß ich Ihn endlich ertappe? Woher weiß Er, wie der Maratti ausgelesen, wie er gesungen? woher Seine Begeisterung, wenn Er nicht den Komödianten auf den Brettern gesehen hätte? So ist also wahr, daß Er in die Oper geht, die da ist ein höllischer Abgrund für alle jungen Leute? Und nun glaub' ich erst von Herzen, was mir schon zu Ohren gekommen, daß Er sich hin und wieder nicht entblödet, in besagter Opera für Geld, und um der Niederlichkeit zu fröhnen, den Essigkrug*) zu machen. Ja, ja, läugne er nicht, halt' Er das Maul. Er weiß, daß im gräßlich Rechtendorfschen Hause für die armen Studenten-Kostgänger ein Gesetz ist, weder Schenken noch am allerwenigsten das Theater zu frequentiren. Er hat dagegen gesündigt, und von heut' an in diesem Hause nichts zu suchen. Scheer' Er sich augenblicklich hinaus, und Er, Gabriel, wenn Ihm an der gräßlich Rechten-

*) Essigkrug: Scherzname der in den Jesuiten-Komödien vorkommenden Statisten.

dorf'schen Gunst etwas liegt, nehm' Er ein Beispiel, und eine Warnung sey Ihm dieses heuchlerischen Komödianten Exempel!"

Da war nicht zu handeln, nicht zu markten; es mußte dem Befehl gehorcht werden. Einige falsche Thränen im Auge schob sich Michael aus der Thüre; Gabriel folgte mit zerknirschter Reberenz, und so wie öfters, wenn ein Knabe davongejagt wird, auch die andern sich durchmachen, in der Meinung, die Reihe werde noch an sie kommen, so wollte Seraphin ebenfalls gekrümmten Rückens den Studenten nachschlüpfen. Aber die Gräfin, die schnell ihre Taubenaugen wieder gewonnen hatte, rief ihn zurück, und sagte ihm: „Du Patscher, das geht Dich ja nicht an. Hie und da muß man schon mit den abgedrehten Schmarozern auf solche Weise abfahren. Das hat aber nichts auf sich, und ist gesund für die Herren aus der Schule. Was Dich betrifft, so geh' jetzt in Frieden und Gottesnamen, wenn Du willst. Hast Du einmal wieder etwas Schönes, so komm' dreist, es mir zu zeigen. Dein Hansel ist schon im Kästch wohl aufgehoben, und die Kraxe wirst Du beim Portier finden.“ So entließ die Gräfin Seraphin auf's anmuthigste.

„Boß Stern!“ sagte Seraphin, davongehend: „Da hab' ich mich geschnitten mit den Tauben und mit der Sanftmuth. Die gnädige Gräfin kann ja, wenn sie will, so gemein seyn, wie die gemeinen Leute. Wer hätte das gedacht?“ — „Ja wohl,“ sagte ihm eine Stimme in's Ohr. Es war der Hektikus, der neben ihm stand. „Wer hätte auch gedacht, daß ich heute statt Deiner eine Maultasche würde einstecken müssen, Du Rebell und Malkontenter?“ — „He! was heißt das Alles?“ fragte Seraphin, und der Andere versetzte: „Das heißt, daß Du in einem vornehmen Hause nicht mehr laut denken sollst. Wenn die Fledermaus Deine letzten Worte gehört hätte,

Du würdest nur mit blauem Buckel davonkommen. Ich will ihr aber keine Freude machen, und darum geh' in Frieden, und danke dem Himmel, daß heute der Büchsenspanner mit dem Grafen über Land ist, sonst hättest Du der Spitznase das Loch in ihrem Strumpf nicht unvergolten vorgeworfen. Er ist ihr Liebhaber und *salva venia* Bräutigam, und führt eine respectable Faust. Adieu, Kleiner."

Seraphin schlenkerte die leere Kraxe auf seine Schulter, pfiß vor sich hin, und sein Liedlein klang: „Das ist ein schönes Gesindel übereinander; Schuhbürste und Besen können sich nicht leiden, ist Eines so schlimm als das Andere. Und die Herrschaften . . . daß Gott erbarm'! Der arme Landsmann ist sauber in die Patsche gerathen. 's geschieht dem falschen Bruder schon ein bißel Recht, aber doch nicht ganz. Ein wenig Nachsicht würde der Gräfin fein angestanden haben, und es sollte ja in der vornehmen Zucht selber liegen, daß sich die Herren und Damen nicht so blank und gäh dem Bohn überlassen, wie die armen und dummen Leute. Aber nach der Erziehung wird, wie es den Anschein hat, nicht viel gefragt; die Hauptsache ist, von Adel und Ansehen zu seyn. Die Tante Venerl zu Imst wäre eine weitaus manierlichere und christlichere Gräfin geworden, als die Rechtenfeld'sche."

So wie der Name der Tante Martina's ihm befiel, stand Seraphin betroffen still, schlug sich wie ein Vergeßlicher, der sich auf das Versäumte erinnert, vor die Stirne, und suchte alsdann hastig und unruhig in seinem Hängranzel. „Es kann doch in ganz Schwabenland einen heillosern Drotteln nicht geben, als ich einer bin," zankte er sich aus: „Da lehne ich schon vierundzwanzig Stunden lang in der Stadt herum, in allen vier Ecken und Weltgegenden, laufe von Haus zu Haus, balge mich in Gedanken mit der garstigen Raupe, dem Peter Tam-

merl, herum, denke nur halb an mein liebes Schatzl, und habe die Tante Lenerl ganz und gar vergessen. Wo ist denn das Packl von der Tante?" Er suchte fleißiger, und fand es unter den für Peter bestimmten Schlafhauben versteckt. „Ich will's gleich bestellen," sagte er: „wohin gehört's denn?"

Eine Adresse befand sich auf dem kleinen Päckchen, und sie war recht leserlich geschrieben, die Adresse: dennoch sah es aus, als könne Seraphin sie nicht entziffern. Er las und las wieder, und drehte das Päckchen hin und her; immer blieb die alte Aufschrift, wie sie gewesen, wurde nicht länger, nicht kürzer. Seraphin mußte sich endlich gestehen, daß er nicht träume oder konfus im Kopfe sey, und daß eben in Wirklichkeit die Aufschrift lautete: „An Sr. Hochwohlgeboren, den gnädigen Herrn von Dobrosław; abzugeben im Frierger'schen Hause nächst Mariähülf."

Seraphin starrte die vertrackte Adresse noch lange an, und rief im hellen Zorn: „'s ist viel, wenn das nicht ein höllischer Spuck von der Gröbnerin oder vom Hexenmeister Liebl ist, um mir allen Appetit an der Stadt Innsbruck zu verderben! Muß denn der verwünschte Name mir überall vor die Augen kommen? Kann ich's denn nicht dahin bringen, dem Herrn, den ich einmal nicht leiden kann, auszuweichen? Da möchte Einer doch gleich....!" Wenn auch der gut christliche Blaschur die Verwünschung verschluckte, die sich ihm auf die Zunge gedrängt hatte, so war doch keineswegs seine Gesinnung friedfertiger geworden. Er warf murrig seine Kraxe in Lengrießers Gewölbe ab, und wollte schon dem hungrigen Benedikt einen Kreuzer schenken, damit jener den Brief bestelle. Aber plötzlich reute ihn der Entschluß, sein Ehrgefühl behielt die Oberhand; er wollte selber ausrichten, wozu er sich anheischig gemacht, und sich nicht mehr kindisch ärgern und fürchten. „Der Mann kennt

mich ja nicht," sagte sich Seraphin zum Troste: „weiß gewiß kein Wort von des Grödners abenteuerlichen Grillen.... und was fürchte ich denn eigentlich? daß er in der That sehn möchte, wofür ihn der Grödner ausgeben will? Pfui, Seraphin. Deiner Mutter Andenken sollte Dir heiliger seyn, als daß Du nur eine Minute lang zugäbest, was der Grödner in den Tag hinein distelt und pläzедert. — Ha, ha, ich freue mich sogar, einmal den Herrn zu sehen. Ist er nicht der alte Schatz von der Tante Lenerl? Wichtig; und haben nicht heute die Herren bei dem Husarenfräulein von ihm geredet, und zwar, wie mich dünkt, nicht sehr zu seinen Gunsten? Ha, ha, ich könn e ihm nebenbei ausrichten, wie das Fräulein sein Geschenk aufgenommen? Aber pfui doch, was geht das mich an?“

Die Sache war, daß sich allerdings Seraphin noch immer vor einer Entdeckung fürchtete, die ihn bedrohte, wie ein gräßliches Gespenst; daß er innerlichst wünschte, den fraglichen Herrn gar nicht zu Hause zu finden; und daß er seinem Ziele zuschlich, wie ein Lamm der Schlachtbank. — Das Friegeger'sche Haus lag sehr ländlich und angenehm, etwas oberhalb der Mariähilfskirche, die als ein Denkmal des Danks der tirolischen Landstände für die glückliche Abwehrung der Kriegsplage zur Schwedenzeit und für die Wohlthat des westphälischen Friedens errichtet worden ist. Ein anmuthiges Gärtchen umgab das Haus, mit Gängen von Nebenlaub beschattet. In dem Gärtchen saß eine schwarzäugige, etwas leichtfertig sich geberdende Frau, ein Stück von Haushälterin, und schwatzte traulich mit einem vor ihr stehenden jungen Mann, den der bunte Troddelsack unter'm Arme als einen ehrsamem Badergesellen auswies. Auf die Frage Seraphins nach dem gnädigen Herrn erwiederte die Frau mit einem flüchtigen, aber wohlgefälligen Blick auf Seraphin: „Geh' nur hinauf. Der gnädige Herr ist gerade zu Hause und zu

sprechen.“ — Seraphin entgegnete wieder verlegen: „Schau', 's wär' mir halt so viel lieb, wenn Du so gut wärst, und wolltest dem Herrn das Päckl hinauftragen.“ — „Schau',“ entgegnete ihm ihrerseits die Haushälterin, „schau', wie ein junges Blut so faul sehn kann, die Beine über die Treppe zu schonen! Spring' nur hinauf, und mach' Dir selbst den Kammerdiener. Bist nicht zu gut dazu!“ —

Es blieb in Gottesnamen nichts Anderes übrig; in den sauern Apfel mußte gebissen werden. Seraphin murrte hinansteigend mit seinem Geschick: „Ist denn dieses nicht zum Berspritzen vor Aerger? 's ist die verkehrte Welt. Ueberall, wohin ich heute gewollt habe, bin ich abgewiesen worden oder zur Unzeit gekommen, und hier, gerade hier, wo mir das Abweisen recht gewesen wäre, eben hier finde ich alle Thüren im Voraus offen!“ Trugig streifte er seine Schuhe vor der obern Stube ab, trugig nahm er das Hütl unter'n Arm und das Päckchen in die Hand; mit dem verdrießlichsten Gesicht ging er zu dem gefürchteten Herrn hinein.

Es sah doch nicht so furchtbar und entsezlich in der Wohnung des Herrn von Dobrosław aus. Im Gegentheil war Alles darinnen und daran sauber, reinlich und von übertriebener Nettigkeit. In dieser Beziehung hätten der gnädige Herr und die Tante Venerl überaus trefflich zusammengepaßt. Da war nicht ein Stäubchen zu sehen, nicht ein Federchen klebte an irgend einem Gegenstand. Der Schreibtisch glänzte, wie das Kanapé; die Falten in den Vorhängen waren noch so unberührt, als wären die Vorhänge erst von der Nadel gekommen; die Gefässe an den Fenstern, worinnen Hyacinthen und Tulpen blühten, schienen eben erst aus dem Ofen des japanischen Porzellan Künstlers gezogen worden zu seyn. Das Schlafzimmer zur rechten Hand hätte mit dem einer Stutzerin um den Rang streiten können; das Schmollzimmerchen

zur linken Hand war von Seide von oben bis unten und ein herrlicher Winkel zum Faulenzen und zum traulichen Gespräch. — Als Seraphin in die stille und nette Behausung trat, befand sich der Herr derselben wirklich faulenzend im Schmollwinkel, und streckte sich behaglich auf dem türkischen Divan, entledigt von der Stadtkleidung und angethan mit einem weißen Kamisol, das von rosarothern Bändern zusammengehalten wurde. — „Was bringst Du mir, Junge?“ fragte er, des Boten ansichtig werdend, heraus.

Seraphin zuckte auf, als hätte ihn Martina gezwickt. Mit gespitzten Ohren sagte er, noch im mittlern Zimmer verweilend: „Ich hätte da etwas von Imst für den gnädigen Herrn.“ — „Gib's nur herein,“ hieß die Antwort. Neugierig tappte Seraphin in das Kabinet, überreichte sein Bäckchen, und trat wieder bescheiden in's Mittelzimmer zurück. An's schnelle Fortgehen dachte er jetzt nicht mehr. Eine gewisse Ueberraschung, aber auch eine gewisse schadenfrohe Heiterkeit strahlte aus seinen Augen. Indessen zog der Herr von Dobrosław, um die Depesche zu öffnen und zu lesen, den niedergelassenen Vorhang auf. Seraphin, im beständigen stillen Zweisprach mit sich selber, nickte zufrieden, nachdem er den Herrn noch einmal angeblickt, und sagte: „Jetzt bin ich schon ruhig. Die Mutter hat im Leben etwas Besseres zu thun gewußt, als sich in den alten Heiter da zu verlieben. Mag freilich dazumal noch jünger und sauberer gewesen seyn, das rare Mandl, aber gewiß nicht weniger ein hasenfüßiger Komödiant, wie er heute gewesen. Denn, ich irre mich nicht, das ist dasselbe alte Herrl mit der Flitschen, das heut' am Morgen dem durchsichtigen Weibsbild so viel Galle gemacht hat. Schau', schau', wie die Leute zusammenkommen! O Du traurig's Mannerl! o Du dalketer Grödner!“

Auch wenn diese Betrachtungen laut ausgesprochen worden wären, hätte Dobrosław sie schwerlich gehört,

denn er war ganz versunken, wenn nicht gerade in Lenerls Brief, so doch im Anschauen der kostbaren Weinkleiderschnallen, die sie ihm als ein Geschenk zu seinem jüngstverwichenen Geburtstage in den zärtlich freundschaftlichen Brief eingeschlossen hatte. „Die Steine sind schön, die Fassung ist reich, die Geberin hat Geschmack,“ äußerte Dobroslaw in seinen Gedanken: „der Brief ist, wie er seyn soll, wenn eine alte Jungfer, die ihre Strenge bitter bereut, ihn einem Manne, wie ich bin, schreibt. Auf dieses hin könnten wir fußen und zu erreichen suchen, was uns fehlt.“ — Mit einem obenhin entworfenen Plan im Kopfe trat Dobroslaw zu dem Briefboten. „Gehst Du bald wieder heimwärts?“ fragte er denselben. — „Morgen.“ — Der gnädige Herr fing an, den jungen Menschen bedächtig von Kopf bis zu den Füßen zu betrachten. Zögernd fuhr er inzwischen fort: „Wolltest Du auch mir einen Brief an die ehrsame Jungfer Brombergerin bestellen?“ — „Das kann schon seyn.“ — „Du scheinst ein rüstiger Bube zu seyn. Wir kennen uns schon, wenn ich nicht irre?“ — „Ich glaub's.“ — „Ja, ja, ich besinne mich. Du bist heute bei der Frau von Neuhof eingetreten, und hast mich in einer verdammt lächerlichen Stellung gefunden.“ — „Ja wohl; zum Lachen war's.“ — „Weißt Du, wie ich dazu kam?“ — „Nein.“ — „Ich will Dir's sagen, damit Du es der Jungfer Brombergerin erzählen kannst.“ — „Ei, das geht mich nicht an. Ich bin nicht so gemein mit der Jungfer Lenerl.“ — „Desto besser,“ murmelte Dobroslaw in seine weit vorstehende Hemdkrause, setzte aber nichtsdestoweniger seine Rede fort: „Ich wollte mich eben niedersetzen, da brach mein Tegengürtel, die Klinge stürzte aus der Scheide, und, schnell gebückt, sie aufzuraffen, fiel ich selber halb zu Boden. Der ungebetene Spaß hat mich mein schönes blauseidenes Weinkleid gekostet, das auf dem Knie zerplatzte.“ — „Mußt halt ein ander-

mal den Bratspieß fester anbinden," erwiderte Seraphin trocken. Die Erzählung kam ihm sehr glaublich vor. Was wußte er auch von den überschwenglichen Liebeserklärungen auf einem oder auf beiden Knien, mit dem bloßen Degen in der Faust abdeklamirt? Derlei ist von jeher nur in Städten Sitte gewesen. Das Volk auf dem Lande kniet nur vor Gott, am Sterbebette seiner Blutsfreunde und vor dem Feinde, wenn um „Pardon“ geschrieen werden muß, welches Letztere den Tirolern nicht oft begegnet ist.

Der gnädige Herr las die Unbefangenheit des Wintschgers mit leichter Mühe von dessen Stirne, und hob abermals viel gefaßter an: „Thut nichts, ich bin Dir dennoch gut, wenn Du mich schon in der lächerlichen Positur gesehen hast. Weil Du aber morgen schon zurückgehst, und der vielgeehrte Brief der Jungfer Prombergerin mit große Freude gemacht hat, so halte ich es für meine Pflicht, ohne Verweilen eine Antwort darauf zu geben. Setz' Dich indessen ohne Umstände in jenen Stuhl; ich bin in kurzer Zeit fertig.“ — „Kann schon warten, wenn's nicht gar zu lang dauert.“

Dobroslaw begab sich an den Schreibtisch, und Seraphin, statt Platz zu nehmen, betrachtete neugierig das blanke und geschniegelte Hausgeräth des gnädigen Herrn, der selber, in seinem koketten Négligé, das Muster eines achtzünftigen Mitihmsalters *), wie eine alte verkleidete Jungfer im Mittelpunkt seines zierlichen Nestchens saß. Alles an dem guten Herrn hatte den Anschein des Künstlichen. Seine rothen Bäckchen waren wie geschminkt; seine wohlbesorgten Zähne hätte man leicht für falsche halten können; man fühlte sich versucht, seine Waden mit der Stecknadel zu sondiren. Was von den Vorzügen einer jugendlichen Zeit ihm übrig geblieben, stimmte

*) Hagestolz.

nicht mehr zu der trippelnden Ohnmacht des verbrauchten Lebemannes. Seraphin fühlte das, ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn, und immer stolzer nahm in ihm die Zueversicht, dieser Mann könne nun und nimmermehr sein Vater seyn, ihre Ehrenstelle in seiner Seele ein. Da kehrte er sich einmal, den Blick von den gestreiften Tulpen abwendend, dem Kanapé zu, und ein Bild über demselben fiel ihm in's Auge: das Bildniß eines Offiziers in stattlicher weißer Uniform mit grünen Klappen. Ei, das war ein Mann! so unähnlich dem am Schreibtisch Sitzenden, und dennoch ihm wieder so ähnlich. — Die Grundzüge im Antlitz des Schreibenden waren auch die des Gemalten, aber wo in den erstern Schlawheit, lag in denen des Andern eine große Thatkraft; die Augen des Porträts waren nicht feucht und verglasend, sondern feurig und durchdringend, der Mund kühn aufgeworfen und nicht verderbt durch fader Gemeinplätze und Süßlichkeiten unaufhörliche Ergießung. Stirne und Kinn waren voll von Zeichen der Kraft einer markigen Natur. Ein Anflug von Schwermuth verdüsterte die erstere, kriegerisch sprang die letztere hervor. Des schreibenden Dobrosław Stirne hingegen war ein unbedeutendes Rechenbrett von Elfenbein; sein Kinn das neugierig gestreckte einer klatschenden Wase.

Dennoch sagte der gnädige Herr, der sich eben einmal nach Seraphin umgedreht hatte, mit Wichtigkeit und Stolz: „Das Bild stellt meinen Bruder Eugen vor. 's ist hütsch gemalt; was meinst Du?“

Den armen Jungen überließ es heiß. Da war auch der Vorname jenes Offiziers, den er fürchtete. Das war also der Mann, der jene Briefe geschrieben, der das Geschenk gespendet, das jetzt feurig wie eine Kohle in Blut auf Seraphins Brust lag! Dieser Mann hatte also Seraphins Mutter geliebt; von diesem Manne also behauptete der Grödner . . . ? — Hastig fragte der junge Pla-

schur: „Wo ist denn jetzt Dein Bruder? Lebt er noch, oder . . .?“ — Ihm wäre recht gewesen zu vernehmen, daß der Offizier in irgend einer Schlacht ehrenvoll geblieben, aber der Herr Bruder antwortete gleichgültig: „Frei-lich lebt er, und hat's ungemein gut getroffen; nachdem er vor Jahren lange zu Bogen sich aufgehalten, hat er eine reiche Heirath gemacht, ein Rittergut in Mähren ge-kaufte und den Dienst verlassen. Nach dem Tode eines Onkels seiner Frau ist er, die reiche Erbschaft einzusam-meln, nach Holland gegangen, und so viel ich weiß, da-selbst verblieben.“ — „So viel Du weißt. Ihr seyd Brüder, und doch einander fremd.“ — „Ach Du Narr! wie es eben geht in der Welt. Das verstehst Du nicht. Wir sind halt von einander verschieden, wie das Feuer vom Wasser. Haben uns nichts von Belang zu sagen. Wa-rum also schreiben? Das Bild ist von einem berühmten Maler gemacht, und ein wahres Kapital, wenn ich einmal einen Liebhaber dazu finde.“

Dobroslaw schrieb noch eine Weile fort, und Se-raphin hatte Zeit, sich Gedanken zu machen über die Kälte und Lieblosigkeit der vornehmen Stadteute, und über die seltsame Hartnäckigkeit, womit das Schicksal oder die Macht des Zufalls darauf bestand, ihm ohne Unterlaß den Namen und das Bild und Gedächtniß eines Mannes vor die Seele zu führen, von dem er gar zu gern nicht das geringste jemals gehört zu haben wünschte. — Indessen, wie Alles in der Welt, so ging auch des Herrn von Dobroslaw Brief zu Ende, wurde noch einmal stille überlesen, mit billigendem Kopfnicken approbirt, gestiegelt mit einem ansehnlichen Wappen, und mit den besten mündlichen Komplimenten, auch einem ziemlich anständigen Präsent an den Ueberbringer zur fernern Bestellung übergeben. — Seraphin machte, daß er geschwinde aus dem Eau de hongrie dufenden Dunstkreise des gnädigen Herrn kam; es war ihm schwül

und ängstlich zu Muthen geworden neben dem jugendheuchelnden Cassandro, und vor dem lebenskräftigen Bildniß, das gleich wie mahnend und herausfordernd den guten Jungen angesehen hatte. Aber auf der freien Straße, unter dem reinen golddurchfunkelnden Himmel angekommen, warf Seraphin schnell seine Sorgen und Befürchtungen mit jugendlicher Schnellkraft über Bord, und widmete sich ausschließlich dem Bestreben, wo möglich noch etwas von dem Peterl Tammerl zu erfahren, und seinen Heimzug vorzubereiten.

„Noch einmal denn zum Bäcker Wohlrauch!“ sagte er: „der Mann ist zwar grob, aber nur von ihm kann ich vielleicht noch hören, was mir taugt. Ein rupfenes Hemd ist auch grob; es hält aber deckter warm.“ — Auf dem Wege zum Hause des Bäckermeisters mußte er die Brücke passiren. Da stuzte auf einmal des ehrlichen Knaben Fuß und Auge. — Ein paar Schritte von ihm entfernt, spazierten im Nachmittagssonnenschein in ihren gravitatisch umgeschlagenen Philosophenmänteln mehrere Studenten, und hörten eifrig der Erzählung zu, die Einer aus ihnen eifrigst und gestikulirend vortrug. Der Erzählende war der Mahr-Michael, und was er berichtete, unfehlbar die traurige Geschichte seiner Verweisung aus dem Rechtenfeld'schen Hause. — Aber nicht dieses Michaels Anblick war's, der Seraphins Aug' und Ohr und Fuß stuzen machte, sondern die Figur des Studenten, der auf dem rechten Flügel ging, und zu dem vorzugsweise der Michael redete, beschäftigte ihn ganz und gar. Denn — es war nicht zu läugnen — selbiger Student war der Peter Tammerl mit Haut und Haar, vom Scheitel bis zur Zehe, nur um ein gutes Stück größer geworden seit der Begegnung auf der Zerzeralp, deren sich Seraphin wohl erinnerte. Aber wie ein junger Mensch binnen acht oder neun Monaten aufschließen kann, wußte Seraphin von sich selber zu sagen. — Wie kam

jedoch der Peter aus dem Bäckerhemde in den Studentenmantel, unter den kleinen dreispizigen Hut, in die zierlich gestärkte langzipfliche Halsbinde? Das Räthsel zu lösen, mit Herzpochen und wachsender Begierde, folgte Seraphin den steif spazierenden jungen Herren in die Stadt hinein. Der Peter ging dreist an des Wohlrauch Behausung vorüber, den Stadtplatz hinauf, als wäre ihm gar nichts Uebles beigefallen, und der Michael würgte noch immer an seiner Leidensgeschichte Vortrag, und konnte dessen kein Ziel und Ende finden, so daß die innere Stadt von der Gesellschaft durchschritten, und bereits die heitere Neustadt erreicht war, ehe noch der redselige Michael zum „Amen“ gekommen. — Ungeduldig wie Seraphin, der nur dieses „Amen“ erwartete, um vermittelst eines beliebigen Vorwands die Gesellschaft der Studenten anzureden, unterbrach der Peter Tammerl den Mahr-Michael, und sagte kurz: „Nun, nun, nun, was ist denn daran? Ist da etwas zu lamentiren? Die Gräfin ist nicht die Welt und für den Kosttag will ich schon sorgen, wenn Du kein anderes Haus weißt. Ich sage meinem Herrn Vater nur ein Wort, und damit basta. Du kommst wenigstens bei uns nicht an einen Tisch, wo der Hauspummerl den Vorlegelöffel führt.“ — Seraphin, diese Worte hörend, gab seine letzten Bedenklichkeiten auf. Ja, das war des Peters Stimme, die bald im hellen Diskant redete, bald in den rauhen Hochbaß überschlug, ja, das war seine Manier, zu sprechen, kurz und herb und abgestoßen, als ob er mit seiner Zunge Gfott schnitte. — Von diesem Augenblick an konnte Seraphin sich nicht mehr halten. Ohne ferner vor dem Studentenmantel sich zu scheuen, voll von Eifer, seiner Herrschaft einen wichtigen Dienst zu leisten, drängte er sich zwischen den auf gut spanisch aufgestemmtten Ellenbogen der jungen Herren hindurch, und fiel den Gegenstand seiner

Beobachtung mit der Freundlichkeit eines Hundes, der seinem Meister unverhofft begegnet, an: „Ach, so grüß' Dich Got, Peter Tammerl! find' ich Dich endlich nach mancher Sorg' und Pein? Ei, wo treibst Du Dich herum, daß die ganze Welt Dich für verloren ausgeben muß?“ —

„Mein, mein, wer ist denn der Bub', was will der Narr?“ fragte der Angeredete entgegen, und wußte nicht, ob er zu lachen, ob zu schelten habe. „Er heißt Seraphin, und ist ein Bintschger, mein Landsmann just, von dem ich Euch erzählte,“ antwortete der Mayr-Michael: „ein wunderlicher Kauz voll Salz und Einfalt.“ — „Thust Du nicht verwundert, und wir haben uns doch auf der Berzeralp gesehen, es sind kaum drei Vierteljahre vorüber? Hast ein kurz' Gedächtniß, aber ich kenne Dich ganz wohl, hast auch von meinem Enzian getrunken, wenn schon nicht gar viel. Sag' geschwind, daß Du mich kennst, Peterl.“ — Worauf der Andere mit Gelächter: „Nun brav, meintwegen, 's wird schon sehn. Sey nur zufrieden, Seraph, und sag' mir, was Du willst.“ — „Für's Erste soll ich Dich grüßen von Deinem Vater, und alsdann noch etwas besser von der Mutter, und da hab' ich einen Brief von ihr an Dich und ein paar Schlafhauben und einige paar Strümpfe. So. Die Martina hat mir nichts für Dich aufgetragen und die Tante Lenerl auch nicht. Es ist mir auch nicht befohlen worden, Dich auszumachen; die guten Leute dort haben halt noch nicht gewußt, was Du angefangen, und daß Du vom Bäckerofen weg unter die Studenten gegangen. Nun, Gott sey Dank, daß Du noch wenigstens unter halbehrliche Leute gerathen bist; Du hättest es noch weit ärger treffen können, und es hätten Dich etwa die Ueberreiter beim Schopf, und quartierten Dich als einen Landläufer beim Brügelvater ein. Aber dennoch kann ich's nicht lassen, Dir den Leviten herunterzu-

lesen, sobald Du nur einmal den Brief zu Dir genommen haben wirst.“ — Seraphin bemerkte in seinem Eifer nicht, daß die Studentengesichter um ihn her mit krampfhaften Zuckungen kämpften, bald roth, bald sogar blau anliefen, und nur mit äußerster Mühe das allgewaltige Lachen zurückhielten, das rebellisch aufpuffte, und gänzlich auszubrechen drohte. Der Peter allein behielt sein Phlegma bei. „Weil Du es so haben willst, werde ich den Brief meiner Frau Mutter alsogleich aufbrechen,“ sagte er, und that, wie er gesagt. — „O Du Narr,“ raunte Michael dem Seraphin zu: „wohin denkst Du? den Brief hättest Du ihm nicht geben sollen.“ — „Warum denn nicht?“ fragte Seraphin laut entgegen: „ist er denn nicht der Peter Tammerl?“ — „Ja freilich ist er's,“ rief Michael, riefen die Andern. — „Nun denn, was für ein Maul hat also der Mahr-Michel? Du bist halt doch der verschlagene und abgedrehte Gesell, den die Burgeiser aus Dir machen, tragst auf beiden Achseln, und schießest aus jedem Büchsel, wenn's nur schnell.“ — Das Gelächter der Studenten wollte heftiger werden; Peter hob indessen an, den Brief laut vorzulesen, und mit der Aufmerksamkeit stellte sich Ruhe ein. — „Herzliebster Sohn Peter! Du glaubst nicht, wie verzagt mein mütterliches Herz geworden ist, seitdem Du hast von Imst verreisen müssen. Ich habe nichts von Dir bei Handen, als zerrissene Kleider und schmutzige Fegen, aber so oft ich sie ansehe, möchte ich Blut weinen. Was ist denn an einer Mutter, die ihr liebstes Kind nicht mehr an der Seite hat? Ich schließe Dich alltäglich in meine Andacht ein, und habe mich wegen Deiner einstigen glücklichen Anherkunft der heiligen Mutter-Gottes und Wunderthäterin von Trens verlobt. Sie ist die hülfreichste unter allen Muttergottesen auf viele Meil' Wegs um und um. Sey nur ruhig, Peterl, Du wirst

schon bald wieder heimkommen, ich will's schon machen. Es ist nur eine von Deines lieben Vaters Sekten, daß er Dich das Bäckerhandwerk will erlernen lassen. Zu welchem Ende? frage ich. Ich wollte eher, daß Du studiren möchtest" — „Das thu' ich ja,“ schaltete der Leser ein, und die Zuhörer trippelten vor Lustigkeit, und Seraphin war von der Zärtlichkeit des Briefs tief gerührt — „wenn wir nur hier zu Imst Gelegenheit dazu hätten; denn ich lasse Dich nun und nimmermehr von meiner Seite fort, wenn Du einmal zurückgekehrt seyn wirst. Wie gesagt, ich will's schon machen, und weil Du mit der Schwester bis dato noch nicht gut auskommen magst, werd' ich Dir einen Platz rein kehren, damit Du nicht sekkirt werdest.“ — „Hab' ich doch bis jetzt noch nicht gewußt, daß ich mit meiner Schwester über's Kreuz bin!“ unterbrach sich der Leser abermals. — „Weiß ich doch jetzt noch nicht,“ wurde der Lesende seinerseits von einer tiefen Männerstimme unterbrochen, „wo Du gelernt hast, einen armen Buben böshaft zum Gespött zu machen, und dir Briefe zuzueignen, die nicht für Dich geschrieben wurden!“ —

Zwischen dem erschreckten Seraphin und dem erblasfenden Peter stand ein ansehnlicher Mann, der sein ursprünglich gutmüthiges Gesicht in ein recht drohendes verzogen hatte, und dem ertappten Muthwilligen die Epistel unwillig aus den Händen riß. — „Geschwind in's Haus herein!“ befahl er: „ich will nicht den Passanten einen mit Recht erzürnten Vater voragiren! Komm auch Du herein, Du einfältiges mißbrauchtes Schaf.“ — Seraphin folgte verduzt der strengen Einladung. Beim Auftritt des ungebetenen Zuhörers hatten die schwarzbeman- telten Essigkrüge der Straßenkomödie sich flugs nach allen Seiten zerstreut, und daher befanden sich nur die beiden Hauptakteurs in dem Hinterstübel eines Spezereigewölbs vor dem Richterstuhl des Herrn Joseph Tammerl; denn

kein anderer als eben er war der zornige Vater, und der Student sein leiblicher Sohn. — „Peter, Peter, was hast Du gethan? Schämst Du Dich nicht von Herzen vor diesem armen Burschen?“ fragte Herr Joseph mit allem Gewicht der Betrübniß, die seines Sohnes unzeitiger Spaß ihm machte. — „Der Herr Vater wolle mir verzeihen, ich will's gewiß nicht wieder thun,“ entgegnete der Sohn unterwürfig. Aus seinem Gesicht sprach die aufrichtigste Reue und der Schmerz, des Vaters Unwillen verdient zu haben. — „Jetzt seh' ich wohl, daß Du der rechte Peter nicht bist,“ sagte Seraphin treuherzig: „so gut und ehrlich, wie Du jetzt aussehest, vermag der Peter, den ich meine, schwerlich auszusichauen. Aber geh! eine solche Aehnlichkeit, wer hätte sich dieses einbilden können? Verzeih' der Herr nur immerhin dem Muthwillen. Ich selber hab's an den Peter da gebracht.“ — „Du bist eine gute Seele,“ versetzte Joseph Tammerl: „der Bursche hat sich bei Dir zu bedanken. Ich habe freilich auch schon gehört, daß er meinem Brudersohn sehr ähnlich seyn soll. Nun, mein Bruder und ich sind auch so ziemlich von einer Positur. Wären wir nur einerlei Sinnes gewesen von jeher! Aber da hat's allerlei Hacken gegeben, von frühester Jugend an, und aus den Hacken ist eine tüchtige Feindschaft geworden, ich weiß nicht recht warum und wie? Ich wäre schon längst geneigt gewesen, den Frieden herzustellen, aber mein Bruder hat niemals die versöhnliche Hand reichen wollen. Nun, wenn's Gottes Wille ist, wird's doch noch vor unserm beiderseitigen Ende geschehen. Wie geht's denn dem Bruder und der Frau Mutter, und der Schwägerin und meiner kleinen Nichte? Ich habe die Kinder noch mit keinem Auge gesehen. Der Imster-Peter hat nicht einen Fuß in mein Haus gesetzt; es wird ihm verboten gewesen seyn. Doch kann ich mir das

Kreuz denken, daß sein Davonlaufen den Eltern machen wird.“ —

Seraphin gab, wie er's vermochte, Bescheid von den Imster-Verhältnissen, und zum Dank traktirte ihn Herr Joseph mit einer wackern Merende, bei welcher das Ebenbild des schlimmen Peterl recht gut Freund mit dem Wintschger wurde. Auch die Frau des Spezereihändlers und seine Tochter Pauline wurden herbeigerufen, und unterhielten sich angelegentlich mit dem Boten, der ihnen so viel Neues von ihren nahen und dennoch feindlichen Verwandten zu erzählen wußte. Seraphin hatte nebenbei Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß „die theure Zeit und lange Geduld“ keineswegs die Wahrheit von Herrn Joseph und seiner Familie gesagt hatte. Joseph war ein schlichter Biedermann, sein Weib eine ehrliche stille Frau, der Sohn dem Vater liebevoll anhänglich und die Tochter recht hübsch, verständig und wohlgezogen. „Es ist gut,“ gestand sich Seraphin etwas verwirrt, „daß die Pauline der Martina nicht so ähnlich sieht, wie ihr Bruder seinem Vetter; sonst weiß ich nicht, ob ich mehr aus diesem Hause und aus Sprugg gehen möchte?“ — Die gefällige Pauline spielte dem neugierigen Fremdling ein paar Stückchen auf dem Klavier vor, das Herr Lengriesser aus eigener Autorität für ein lärmendes Pantalon ausgegeben; der Bruder schenkte ihm, seine Narrheit wieder gut zu machen, einige feinere Wäsche, und der Vater zeigte ihm mit einiger Selbstgefälligkeit die saubere Einrichtung und die großen Vorräthe seines Gewölbes, worinnen zwei Ladenbursche beschäftigt waren, die unaufhörlich ab- und zugehenden Kunden zu bedienen. „Du magst es wohl meinem Bruder und meiner Frau Mutter und etwa auch Dinem Herrn Lengriesser sagen,“ äußerte sich Herr Joseph Tammerl, „daß auch mein Gewerbe einen guten Boden hat. Ich versorge die angesehensten Herrschaften der Stadt, und bin nie-

maß genöthigt gewesen, zu einer Ausbülfe von dem Lenggriesser meine Zuflucht zu nehmen. Mein Geschäft geht auf zwei Beinen, und eben darum halt' ich nicht für nöthig, mir und den Meinen allen Lebensgenuß abzuschneiden und zu fargen, wie ein Geizhals. Sollte ich denn, nach dreißig oder vierzig Jahren jammervollen Dabens und Schabens, mich unmuthig zum Sterben hinglegen, und trauern, meinen Manmon verlassen zu müssen? Wofür hätte ich dann gelebt, und mich und mein Weib und meine Kinder gekreuzigt, wie die Märtyrer? — Ein ächter Bürger ist meines Bedünkens im Lande, um sein Haus zu pflegen, seine Kinder zu versorgen, seiner Wittve einen Ehrensitz zu hinterlassen, aus seinem Groschen einen Thaler zu machen, oder mehr, je nachdem ihm das Glück will. Aber er muß nicht seyn, wie ein Schwamm, der alles einsaugt und alsdann vertrocknet, wenn ihn nicht eine harte Hand auspreßt. So er von seinen Mitbürgern leben will, muß er auch dieselben leben lassen; muß auch der Armuth gedenken und zwar nach Kräften, denn es ist die Armuth vieler, die ihm erlaubt, reich zu seyn. Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, aber gebt auch Gott, was Gottes; das ist mein Wahlspruch, und doch bin ich kein Betbruder, der Kirchen bereichert und dafür seine Familie verkürzt, bin kein Mangia Paradiso, wie die Lenggriesser und Consorten. Aber ich will an jenem großen Tage, dem wir alle entgegengehen, mit dem Meister der himmlischen Waage schon eben so gut auskommen, wie diejenigen, die mich etwa verlästern, weil sie's nicht besser verstehen. Nun aber basta; ich bin da in's Predigen hineingekommen, und bin doch sonst kein aparter Freund davon. Die Hauptsache wäre, Du getreuer Seraphin, zu wissen, wohin der leichtsinnige Peter gekommen, denn ich gäbe schon etwas darum, wenn ich dazu helfen könnte, meinem Bruder, den ich gewißlich von Herzen liebe, wenn er

auch mich nicht leiden mag, zu seinem Sohne zu verhelfen, ehe derselbe in böse Gesellschaft geräth und etwas anstellt, das ihn vielleicht sein Lebenlang gereuen dürfte.“ —

Einer der Ladendiener, der in der halb offenen Thüre stand, und die Rede des Prinzipals vernommen hatte, sagte: „So eben hält ein Molefiner vor dem Gewölbe, der einige Kisteln nach Matrey mitnehmen will. Er sagt, der junge Mensch, von dem der Herr spricht, sey gestern mit ihm und zwar bis Matrey gefahren; er habe sich zu ihm unterwegs als Passagier auf den Bock gesetzt und sich bald zu erkennen gegeben, viel über den Wohlrauch geklagt und geäußert, er wisse eine seinige Base zu Matrey, bei der er bleiben wolle, bis ihm sein Vater, dessen Zorn er fürchte, erlauben würde, wieder nach Hause zu gehen.“ — „Der Kutscher ist ja gerade wie auf Himmelsbefehl hier angefahren!“ rief Herr Joseph voll Freude; „er soll hereinkommen. Wenn der Peter sich noch zu Matrey befände . . . ich weiß, dort wohnt ja die alte Sabina Feilig, eine unserer Verwandten, aber leider eine schier blödsinnige Person . . . es wäre möglich, daß der Peter dort noch aufzutreiben . . .!“ — „Ja, wenn das wäre,“ rief auch Seraphin freudig und schnell entschlossen: „wenn das ist, so weiß ich, was ich thue. Ich ließe vom Fleck weg dem Peterl nach, und wollt' ihn schon wieder umkehren machen.“ — „Eine Gelegenheit wäre da,“ sagte der herbeigekommene Molefiner lächelnd: „kannst nur grad aufsitzen. Ich fahre leer, und so wie aufgepackt ist, geht's fort.“ — „Ich thu's, ich thu's; es geht mir im Geiste vor, daß ich den Buben beim Flittich derwische! wart' nur, Fuhrmann, wart', bis ich vom Lengrieser zurück bin!“ Seraphin tanzte vor Freuden und bat den biedern Joseph inständig, bei dem Kutscher alles aufzubieten, daß er warte. — „Versteht sich,“ antwortete Tammerl: „schleune Dich nur, es dem Lengrieser zu melden. Ich selber bezahle Deinen Platz

und wünsche Dir gutes Glück.“ — „Und ich würde Dich begleiten,“ fügte der Sohn Peter hinzu, „wenn ich nicht heute Abend in der Komödie singen müßte.“ — „Viel Dank, viel Dank!“ entgegnete Seraphin diesen freundlichen Reden: „aber ich bin mir schon selbst genug, und es wird gehen, ich spür's in allen Gliedern. Aber, wenn ich's bedenke, so hab' ich gar nicht zum Lengrieser zu gehen, wenn's der Herr Joseph ihm sagen lassen will. Ich lasse lieber das Geld, das ich eingenommen, in des Herrn Josephs Verwahrung, als bei der „theuern Zeit,“ und morgen bin ich ja schon wieder da, zu Fuß oder zu Pferd. Der Lengrieser wird mich nicht mangeln, und in seiner Kuchel än ert mein Wegbleiben auch nichts. Mich pißelt's jedoch in Händ' und Füßen, und ich wollt', ich wäre schon dem Dickkopf, dem Peter, auf dem Absatz. So, den Brief her, das Paßl her; mein Ranzl ist immerdar fertig. Leb's wohl, ihr guten Leutln!“ — Was ihm Joseph und dessen Familie noch nachriefen, bekümmerte ihn nicht, ja er hörte es nicht einmal. Sein heißester Wunsch war, daß die schwerfällige Kutsche einmal sich in Bewegung setzen möchte, und das that sie auch endlich. Der Kutscher klatschte mit der ungeheuern Peitsche, die schellenbehangenen Gäule zogen an, die Achse seufzte: die Reise war angetreten. — —

Fünftes Kapitel.

„Es hat zur Zeit einen Hund gegeben — gehörte
„dem Junker Zollikofer von St. Gallen —
„der seinem Herrn, als derselbe auf Botschaft
„an den König in Frankreich geritten und
„den Hund bei Hause gelassen — auf's Ge-
„rathewohl nachlief, wiewohl der Herr be-
„reits drei Tage Vorsprung gehabt, Gleich-
„wohl hat der Hund von St. Gallen nach
„Basel, von Basel nach Belfort, von Bel-
„fort nach Paris des Junkers Spur verfolgt,
„und ihn an der Hofstatt des französischen
„Königs glücklich wieder gefunden. Ein Lob
„für Herrn und Hund.“

Wenn Seraphin darauf gezählt hatte, vermittelt des Molestners sein Ziel schneller zu erreichen, so hatte er sich ungemein verrechnet. Die Kutsche war freilich geräumiger und sauberer, als die vier oder fünf Marterkasten, die zu jener Zeit im Oberinntal bei dem Landadel zu finden gewesen; aber die Schnelligkeit war nicht ihre Sache, und nicht der Pferde Aufgabe, und nicht des Kutschers Bedürfniß. Da der letztere nicht weiter zu fahren hatte, als bis Matrey zum Schlosse, das dem Fürsten von Trautson gehörte, und später an die Auersberge fiel, so eilte der ehrliche Mann nicht sehr, und wäre um keinen Preis zu später Nachtzeit in Matrey eingerückt. Zudem — welche Hindernisse auf dem kurzen Wege? Der Aufenthalt in Wilten, wo der Fürsezer gleich in Anspruch genommen wurde, um dem Fuhrwerk mit Vorspannpferden und

Praxer den Berg hinan zu helfen; die böse Straße, die den müden und den ausgeruhten Säulen nur den gemächlichsten Schritt erlaubte; der einbrechende Abend, der eine baldige Nachtherberge wünschenswerth machte, und doppelt grauenvoll die unheimliche Waldstraße von Unternberg den Schönberg hinan gestaltete; endlich noch die liebfreundliche Kellnerin im Wirthshause auf dem Schönberg, die dem Kutscher gewogen war, und nicht zugegeben hätte, daß er in finsterner Nacht die Strecke nach Matrey zurücklegte. — Das Ergebniß all dieser zusammenwirkenden Umstände war, daß der Molesiner eben nicht weiter, als drei Stunden, als bis zu seiner liebfreundlichen Kellnerin fuhr, und auf dem Schönberg Quartier nahm. Auf dem Wege, so lange noch der Abendschein die langsame Kutsche geleitete, zerstreute sich Seraphin hinlänglich, der mit Wohlgefallen die wechselnden Ansichten der Sill beschaute, die durch die Bergschluchten herabkömmt, wie eine launenhaft sich krümmende Schlange. Daneben horchte er auch eifrig dem Kutscher zu, der ihm von dem flüchtigen Peter erzählte: von dessen Verwünschungen gegen den Bäcker Wohlrauch und trotzigen Aufpochen auf seine eigene zukünftige Wichtigkeit und die standhafte Vorliebe der Mutter, die schon dem harten Vater den Kopf zurechtsetzen würde. Der Kutscher äußerte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe schon manches handscheue Roß im Geschirr gehabt und zur Vernunft gebracht; aber ich getraute mir nicht, den ständigen und kollerigen Sinn jenes Burschen zu bändigen. Ich wollte wetten, daß er einst keines natürlichen Todes sterben werde, denn seine eingefleischte Bosheit ist groß und von einer Frechheit unterstützt, die mir die Augen übergehen machte. Noch ein großes Glück, daß des Peters Thätigkeit und Muth seinen übrigen bösen Eigenschaften nicht entspricht. Hätte er Schneid', wie man sagt, er würde ein weitaus gefährlicherer Bube seyn. Dennoch glaub' ich, daß er einmal

nicht in seinem Bette den Geist aufgeben wird, und zwar ohne die heiligen Sterbsakramente. Er hat allzühöhnisch von seinen biedern Eltern gesprochen, und wer das vierte Gebot nicht hält, steht schon mit beiden Füßen in der ewigen Verdammniß." — Seraphin schauderte, dergleichen von seiner Herrschaft liebem Kinde zu vernehmen, und er sagte: „Wie hat aber der Peter in so kurzer Zeit also bodenlos verderbt werden können?" — „Da ist," antwortete hierauf der Molesiner, „zuerst der Müßiggang, der da ist des Teufels Ruhebank, und sodann die böse Gesellschaft. Des Wachslers Sohn zu Innsbruck ist ein mehr als leichtes Lüchel, und die beiden sind immer bei einander gesteckt. Der junge Wachler ist auch schuld, daß der Peter jetzt schon davongelaufen, indem er selber von seinem Alten nach Roveredo in die Leyre geschickt worden ist, und der Peter ohne ihn nicht mehr in der Stadt hat bleiben wollen. Hat mir auch dieser von weitem merken lassen, er werde bei seiner Base zu Matrey nur kurze Zeit verweilen und Bericht vom Wachlerbuben erwarten, der nur einen Tag vor seiner verreist ist; es könnte möglich seyn, sagte er, daß er selber nach Welschland ginge, bis sein Vater zum Verstand gekommen seyn würde. Aber die Base brauche er, damit sie ihm Geld vorstrecke. Gewiß hat er auch bereits die gute blödsinnige alte Jungfer geplündert." — „Ach Du mein Gott," seufzte Seraphin, „wenn das geschehen, so ist er auch schon über alle Berge, und was soll ich alsdann thun?" — „Ihn laufen lassen," rieth der Kutscher sehr kaltblütig. Der junge Mensch jedoch, dem noch vermöge der Hingebung seiner frühen Jahre die ganze Welt am Herzen lag, sagte verdrießlich: „Das ist lieblos, hörst Du? Und wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre, ich hätte den Peter wieder von Matrey zurückgehen gemacht; das war Deine Schuldigkeit." — „Wie Du's verstehst," lachte der Koffebändiger: „ich hätte im Jahre viel zu thun,

wenn ich mich all' der Landstreicher, groß und klein, die mir auf der Straße vorkommen, annehmen wollte. Da könnte ich bald Hunde nach Bauzen führen. Wer dankte mir's? Wo steht's geschrieben? Was geht mich die ganze Welt an, wenn ich doch keinen Auftrag habe, ihr aufzupassen? Sehe Jeder, wie er daraus kommt. Die Väter und Lehrherren sollen nur brav die Augen aufmachen, und die Mütter sollen nur keine Abgötterei mit ihren Fragen treiben; hernach werden die verlornen Söhne bald rar werden, wie jetzt grade der Mondschein. Steig' ab, Bub', und geh' zu Fuß den alten Steig hinauf. Wo Dein Weg mit dem meinigen zusammentrifft, wartest Du fein." Seraphin kletterte unerschrocken durch die Waldesnacht beim matten Schein der Sterne den Fußweg zum Gipfel des Schönbergs empor, und seine Betrachtungen über die leidige Gleichgültigkeit der Menschen unter einander, verkürzten ihm den beschwerlichen Weg. Er hatte, an der Wegscheide angekommen, vollauf Muße, auf einem umgestürzten Baume sitzend, seinen Gedanken fürder nachzuhängen, denn es dauerte lange, bis die Kutsche mit Vorspann von Unternberg herangekrochen kam. — Sodann waren die Reisenden freilich bald in Schönberg; aber dem eifrigen Seraphin gefiel die Ankündigung, daß er hier über Nacht liegen müsse, ganz und gar nicht. Voll Furcht, den gewissenlosen Ausreißer zu verfehlen, hätte er mit einem Sprung in Matrey seyn mögen. Was war jedoch gegen die Befehle des allgewaltigen Molesiners einzuwenden? Wäre Seraphin der schnellste Renner gewesen, er wäre doch immer nicht zur rechten Zeit im Flecken angelangt. Die Jungfer Feilig ging mit den Hühnern zu Bette. Und sollte eine Nacht in Ungeduld und Pein zugebracht werden, so konnte es ebenso gut in Schönberg als wie in Matrey geschehen. Darum ergab sich Seraphin, wie alle Menschen thun, seufzend ins Unvermeidliche, nicht zu Aendernde. Das Beste war noch, daß der Kutscher bei seiner Freundin

dafür sorgte, daß Seraphin gut mit Speise und Trank bedacht wurde, und ein erträgliches Lager erhielt, worauf er, wiewohl dann und wann gestört von dem Lärm einer nebenan zechenden Gesellschaft von Eisenarbeitern aus dem Stubay=Thal, erträglich ausruhte, denn die Strapaze des Tags war größer gewesen, als die Mühseligkeit der Reise von Imst gen Innsbruck. — Am nächsten Morgen bei guter Zeit wurde Seraphin von seinem Führer in dem Flecken Matrey abgeladen, und die Wohnung der alten Jungfer Feilig war bald gefunden. —

Er trat mit einem schüchternen „guten Tag“ in das Zimmerchen der alten Person, das von der Bertäferung roch wie ein Sarg, und die Sabina, die darinnen am Spinnrad saß, glich auch nicht wenig, aus einiger Entfernung gesehen, einer blassen Leiche. Indessen sollte Seraphin alsobald erfahren, daß die gute Jungfer allerdings noch lebte, und er war nicht wenig überrascht, sich, den Wildfremden, empfangen zu sehen, als wäre er der willkommenste Gast. Kaum war der Gruß über seine Lippen, als schon Sabina mit vergnügten Augen vom Spinnrade auftaumelte, ihm entgegen kam, ihn in die Arme nahm, und mit kindischem Weinen ausrief: „Ei sieh! ei sieh! Du liebes Bubele, ei sieh! bist Du wieder da? Nun, Gott schenk' Dir eine glückliche Ankunft; ich hab's ja von ehe gewußt, daß Du geschwind wieder bei mir ankehren würdest!“ —

Der bestürzte Plaschur erwehrte sich ein wenig der Umarmung und sagte verlegen: „Ich dank' der Jungfer schön, ich dank' ihr noch einmal; aber die Jungfer ist gewiß am Unrechten?“ — „Ei Du böses Kind!“ hieß die Antwort: „thust auf einmal so fremd mit mir? bin ich auf einmal die Jungfer schlechtweg geworden, und heißest mich nicht mehr deine Base? Geh, geh, Du lieber Peterl, willst mich zum Narren haben? Aber, es ist recht gut, recht tausendmal gut, daß Du wieder da bist; gib mir

doch die zween Thaler wieder, die Du mir abgebettelt hast. Du stellst Dir nicht vor, wie mich der Blaas ausgemacht hat. Gib mir sie wieder, daß ich sie dem Blaas zeigen kann, Du herzigs Narr!“

„O weh! o weh!“ lamentirte jetzt Seraphin! der zu begreifen anfang, daß die schwachsinnige Alte ihn für den landläuferischen Better ansah: „wie wird das werden? Ich habe die Thaler nicht und finde auch den Peter nicht mehr. Das ist ein Elend; und die Jungfer wird mir, versteht sich, auch nicht sagen können, wohin er gerathen ist, der Höllebrand mit Ihren Thalern?“ — Er fügte trocken bei, daß die Jungfer im Irrthum sey.

Nun war das Erstaunen auf Sabina's Seite. Sie betrachtete am Tageslicht die Züge Seraphins, kopfschüttelte immer heftiger, wollte nicht recht glauben, was er sagte, gab es dann wieder für ein paar Augenblicke zu, und die Unordnung ihrer Sinne wurde immer deutlicher bemerkbar. — „Wer bist Du denn? für wen gibst Du Dich aus?“ fragte sie endlich argwöhnisch, und durchbohrte ihren Gast mit ihren Blicken. Die Störung ihrer Geisteskräfte verlieh ihren eingesunkenen Augen ein recht unheimliches Feuer, vor dem Seraphin gar nicht wohl zu Muth wurde. — Doch sagte er der Alten kurz und derb und laut, was sie erfahren mußte, und fragte dringend, was aus Peter geworden. — Sabina entgegnete mit dem pfliffigen Lächeln, das öfters dem kindischen Greisenalter zu Gebot steht: „Was aus ihm geworden? Ja, das mußst Du am besten wissen, Peter. Du bist ja — war's gestern oder vorgestern, oder vor längerer Zeit, davon gegangen, und hast mir den Thaler mit dem Erzherzog Ferdinand und den andern mit dem Bischof abgebettelt. Oh! oh! wie hat der grobe Blaas gethan! hat er nicht Augen gemacht, wie der Metzger auf das Lamm? komm, komm; gib mir sie wieder heraus, die schönen Thaler; ich will Dir einmal Nüsse dafür schenken. Was macht Dein Vater,

Peterl? Hat er Dich wieder zu Gnaden angenommen? Ja, ja, Elternherzen sind weich, butterweich; und ich wäre auch gut, gar so viel gut, wenn mich nur der Blaas nicht so streng und kurz hielte.“ Abermals weinte das alte Kind, und dann lachte es gleich wieder, und wollte die Taschen Seraphins untersuchen, und die bewußten Silberstücke schäckernd herausziehen. — Ungeduldig werdend versetzte aber der mißmuthige Reisende: „Laß mich doch aus, Du konfuse Person. Was gehn mich Deine Thaler und der Blaas an? Wer ist denn der Blaas? Was soll ich mit dem Blaas? Sag' mir lieber, wo der Peter steckt, der Peter Tammerl?“ — Er hielt die Jungfer, die ihm auf den Leib gegangen war, mit beiden Händen strack von sich ab.

Sabina schaute ihn verwundert an, dann wurde sie gleichgültig, endlich tiefsinnig und ließ den Kopf hängen. Auf einmal ließ sie den Buben los, und wirbelte einem eintretenden handfesten Manne, der einem Maurer ähnlich sah, entgegen. Mit wetterfinstrer Stirn rief sie denselben an, und zugleich mit den Geberden einer Hestiggekränkten: „Da schaut's einmal an, Blaas, da schaut's einmal an. Kommt da nicht der fremde Zigeunerbub, und gibt sich für den Peterl aus? Hat man denn in der Welt so etwas gesehen? für mein kleines Vetterl Peter? für den Sohn meines Herrn Veters Tammerl? Schaut ihn nur an, den Schnabel, und sagt, ich hab's euch gesagt, Nachbar Blaas. Da habt Ihr's jeko. Immer schimpft's auf den Peterl, und der Peterl hat gar nichts gethan, und die Thaler hat er auch nicht, aber wohl der Lugenbeutel, der Schnabel da!“ — Die gutmüthige Alte hatte sich plötzlich in einen zornblinden Drachen verstellt; warum? Das wußte die Arme freilich selber nicht. — „Gebt's Euch nur zu gute,“ erwiderte der Maurer, der eine Art von Gerhab oder Curator bei der schwachsinnigen Jungfer vorstellte: „Wir wollen's ihm schon geben, dem Schliff. Er soll's gleich aus dem Salz kriegen.“

„Oho! oho!“ ließ sich Seraphin bestürzt und heftig vernehmen: „Ist's an dem, daß ich jetzt den Eckstein abgeben soll, woran Ihr zwei beide euch reiben wollt? Falle ich doch als ein ganz unschuldig Schaf in diese verrückte Wirthschaft herein, und soll jetzt die Suppe allein ausessen?“ — „Mur stat, nur stat,“ brummte ihm der Maurer mit vertraulichem Augenwinken zu: „Siehst wohl, die Alte ist nicht recht im Blei. *E pazza, la poveretta.*“ — Seraphin verstand den Mann, der zu seiner Zeit in Brescia das Mauern und Pflastern gelernt hatte, nebst dem bischen Wälsch, und entgegnete: „Das seh' ich schon, und glaube auch zu bemerken, daß Du ein vernünftiger Mann bist, der mir berichten wird, was mir dient.“ — „Dienen, dienen?“ fragte Sabina, die mit untergestemmen Armen zwischen den Mannsleuten stand, und mit wundersamer Beweglichkeit ihre neugierigen Blicke herüber und hinüber schoß: „Hier ist gar nichts zu Deinen Diensten, Schnabel, wenn Du nicht meine Thaler herausgibst. Gelt, Blaas: Ihr seyd auch der Meinung? Eine arme Wittib, wie ich bin... hi, hi!“ Sie weinte große Tropfen.

„Gebt doch nur Fried',“ ermahnte ein junger Seminarist von Brixen, der gleich einem langen schwarzen Ungethüm hereinschlich. Auch er war ein Verwandter der Feilig, und machte etwas wenigens den Erbschleicher bei ihr, so oft er von Brixen abkommen mochte: „Seyd Ihr schon wieder im Irrthum? Eine Wittib Ihr, die eine unbescholtene Jungfer geblieben...?“ — Indessen flüsterte Blaas dem Seraphin zu: „Die Haut meint dann und wann, sie sey eine Wittwe, weil der Mensch, der sie vielleicht geheirathet hätte, vor langen Jahren von den Baiern erschossen worden ist.“ — Sabina hatte etwas von den letzten Worten des Maurers vernommen und fragte hastig: „Sind die Baiern noch immer im Lande? daß Gott erbarm!“ — Blaas begnügte sich die Achseln zu zucken.

Der Seminarist führte indessen die Alte zu ihrem Spinnrade, setzte sich als ein Vertrauter neben sie, und diskurirte weiter: „Eine Wittwe Ihr? wo denkt Ihr hin, liebe Base? Euer Jungfernkranz wird sich einmal im Himmel in eine herrliche weiße Taube verwandeln.“ — „Dank schön,“ erwiderte Sabina etwas gerührt: „Es hat mich keiner haben mögen. Der Schellenmacher-Naß hat mich einmal angeredet. . . Gott vergelt's ihm!“ — „Das mein' ich auch; er hat sich damit schon eine halbe Martyrkrone verdient;“ sprach der Seminarist und schnupfte Tabak.

Mittlerweile gab Blas Bescheid auf Seraphins Fragen, indem er sagte: „Vorgestern, so gegen die Tausen hin, ist der fragliche Peter angelangt, und die Sabina hat ihn aufgenommen, wie einen kleinen Heiland. Sie glaubte nämlich in ihm den Peter des Innsbrucker Tammerl zu sehen; denn von dem Tammerl zu Imst weiß sie, glaub' ich, gar kein Wort.“ — „Wie geht's denn dem lieben Joseph?“ fragte die Kindische herüber; denn sie lieb dem Seminaristen nur ein Ohr, und strengte das andere an, von dem Zweisprach der übrigen Anwesenden etwas zu vernehmen. — „Er läßt Dich schön grüßen,“ antwortete Seraphin, und horchte wieder begierig dem Maurer zu, der da fortfuhr: „Ich war schon der Meinung, der Bube, der wie ein rechter Nichtsnuß ausschaut, wolle bei der guten schwachköpfigen Sabina auf der faulen Haut liegen bleiben, und ich hätte es nicht gelitten; die arme Person wird so viel oft mißbraucht, daß es ein Graus ist. Aber Peterl erklärte bald, er werde seinen Weg fortsetzen, und in Sterzing einen feinißen guten Freund, des Wachslers von Innsbruck Sohn, einholen, um mit demselben in's Welschland zu wandern. Desto besser, dachte ich, und ließ in Gottesnamen den ungeladenen Gast bei der Base essen und trinken und schlafen, und so ist er gestern, nachdem er bis an den hellen Mittag im Bett gefaullenzet und die Kirche versäumt, eben nach selbigem Sterzing abgepatscht. Erst

hinterher erfuhr ich leider von der Alten, daß der Bube ihr ein paar Geldstücke abgeschwast hatte, die ich ihr im Sack gelassen, weil ich nicht von fern glaubte, daß sie sich von dem raren Gelde würde trennen können.“ — „Nach Sterzing also?“ fragte Seraphin lebhaft: „so geh' ich denn auch dahin. Bin ich einmal so weit dem Burschen nachgelaufen, so will ich mich auch die paar Meilen weiter nicht gereuen lassen.“ — „Wenn's nur etwas hilft,“ äußerte der Maurer bedenklich: „der Peterl ist ein verwilderter Bub', ich hab' noch keinen seinesgleichen gesehen. Bin doch weit in der Welt herum gewesen, so zu Mailand und Brescia, zu Linz und Wien . . .“ — „Kommst Du grad von Wien, Peterl?“ fragte wieder Sabina eifrig: „D sag' geschwind, was macht denn unser lieber Kaiser, der Leopold?“ — „Ei, der ist ja längst gestorben, Sabina,“ entgegnete Blas, und die Jungfer rief mit aufgehobenen Händen: „So, so, hm, hm! ein armes altes Weibsbild erfährt dergleichen Neuigkeiten nimmermehr!“ — „Ich bin auch gewesen in Croatien,“ erzählte der Maurer redselig fort: „in Temeswar, mitten unter denen Türken . . .“ — „Daß Gott erbarm'! Liegen die abscheulichen Türken noch immer vor der Stadt Wien?“ fiel die Kindische abermals ein: „Peterl, nimm Dich vor ihnen in Acht, sie sind noch grausamer als die bayerischen Fusaren und die Monster-Drögoner*), die mir den Schellenmacher erschossen haben!“ — Als hierauf die Heilig abermals zu weinen anhub, hielt sich Seraphin den Kopf mit beiden Händen und sagte mitleidig: „Mir selber wird da innen ganz konfus, wenn ich der Jungfer noch länger zuhören muß. Gott behüt' euch also Alle miteinander. Schön' Dank

*) Menürol-Drögoner, die in der bayerischen Invasion von 1703 bei Matrey ein glückliches Gefecht gegen eine Handvoll kaiserlicher Truppen unter dem General Gschwind bestanden.

für die Nachricht, Maurer. Ich will Füße machen wie eine Eidere. Wenn mein landläuferischer Bub' so verschlafen ist, wie Du sagst, so müßte es nicht mit guten Dingen zugehen, wenn ich ihn nicht irgendwo im Bett derwischte."

Dem guten Glück vertrauend, und auf die Fährte des Peter erpicht, lief Seraphin, was er konnte, Steinach zu, und hielt sich dort nicht auf. Ein freundlicher Zufall war's, daß ihm bald außer dem Flecken ein Postreiter nachsprenge, ein rüstiger lebensfroher Gesell, der mit Lachen vom Sattel herunter fragte; „Kannst reiten und willst Du?“ — „Wie weit?“ — „Bis Sterzing. Das Ross kann's schon vertragen, wenn es ein bißel schwerer hat. Steig' auf, und halt Dich wacker an mich an. Alles zusammen kostet halt ein Frackl Branntwein, wir trinken ihn mit einander.“ — „Schon recht, ich will mich schon halten. Entweder fallen wir beide unter's Rößel, oder keiner von uns!“ — Nach kurzem Aufenthalt stolzirte Seraphin, zum erstenmal zu Pferde, den Brenner hinan, und fühlte sich, des unbequemen Sitzens und des harten Stoßtrabs ungeachtet, glücklich wie ein König, ja glücklich wie ein federleichter Vogel. Er meinte Flügel zu haben. — Der junge Postknecht schwakte allerlei kreuz und quer, jodelte nicht selten hell in die Luft hinauf, knallte mit der Peitsche vor jedem Hause, das eine hübsche Dirne barg, ließ das Posthorn schmettern, daß die Felsen beim Pässe Lueg freudig wiederhallten, die traurigen kahlen Altväter, die gewöhnlich wie Leidtragende am schlimmen Wege stehen. So gings entschlossen und glücklich fort und fort, vorbei am Wirthshause und am Bade des Brenners, vorbei an Raspensteins bemoosten Trümmern, dem wilden Gifack folgend wie einem Führer durch nackte Felseinöden bis nach dem Dorfe Gossensack. Der kurze Raum zwischen diesem Dorfe und Sterzing, der Stadt, vorüber an der Beste Straßberg und an einsam stehenden Hütten und

Mühlen, durch einen ziemlich wilden Hohlweg vermittelt, war bald zurückgelegt. Der Abend neigte sich in's Thal, und die Brennerlüfte hauchten raube Athemzüge über das Sterzinger-Moos als Seraphin mit zerschlagenen Gliedern von dem stößigen Gaul stieg, und im Gasthause nach dem Gegenstand seiner Sehnsucht sich erkundigte. Es fehlte nicht, Peter war dagewesen; ein junger Mensch von Innsbruck hatte ungeduldig auf ihn gewartet, und zwar so viel ungeduldig, daß die Zusammenkunft der Freunde am Morgen desselben Tages mit Vorwürfen und Beschimpfungen eingeleitet und mit einer nachdrücklichen Rauferei besiegelt worden war. Nach der beiderseitigen Kraftübung hatten sich die Rauser wohl wieder vertragen, und ein leckeres Mittagsmahl gemeinschaftlich verzehrt, waren ein wenig umhergeschlendert und übereingekommen, noch am selben Tage das langweilige Sterzing zu verlassen, und in Mauls, zwei Stunden weiter, über Nacht zu liegen. „Mein Gott, ich hab' sie gern in ihrem Vorsatz bestärkt,“ äußerte die Wirthin: „die beiden jungen Herrl'n waren so viel grob und so viel auf's Trinken aus, daß mir gegraust hat, namentlich, weil ich grade die Werbung im Hause habe, wobei der Aeltere von den Beiden, des Wachslers Sohn, hätte unversehens zu seinem Schaden in die Patsche kommen können. Man weiß schon, wie's die Soldaten mit lieberlichen Mutter söhnen machen; ich hätte mich der Sünd' gefürchtet, wenn so etwas in meinem Hause mit einem Stadtkind vorgefallen wäre. Hab' ohnehin von den Rueden, den Psitscherbauern, die zum Markt gekommen, alle Stuben voll, und die leichtsinnigen Mannen schlemmen drauf los, daß die meisten schon toll und voll sind, und zu besorgen steht, daß ihrer eckliche im Garn der Werber kleben bleiben. Schon jetzt schreien sie um nach den Gitschen und nach der Tanzmusik, und wenn einmal das Tanzen anhebt, so steh' uns Gott bei.“ —

Hierauf antwortete Seraphin niedergeschlagen: „Ich bin doch recht unglücklich, komm' überall zu spät. Die Glieder alle sind mir wie ausgerenkt, und soll noch auf's Ungefähr hin zwei Stunden laufen?“ — „Das thät' ich nicht, Du guter Knabe,“ rieth die Wirthin: „Glaub' mir, Du richtest mit dem Thunichtgut nichts aus. Zudem sind ihrer zwei, und des Wachsler seiniger ist viel größer und stärker als Du, und ein wahrer Ausbund von Ruchlosigkeit. Weißt wohl, sie könnten Dich brav abklopfen, denn sie sind schon mit einem starken Stieber von hier weggegangen, und dann müßtest Du etwa mit ein paar Löchern im Kopfe liegen bleiben, und müßtest nicht woaus, woan, während die Schelmen mit Freud' im Herzen ihre Straße weiter zögen?“ —

Seraphin dachte reiflich nach, und sagte dankbar: „Du bist eine gar gescheite Frau, Du hast recht von Anfang bis zu Ende. Gegen zweie wär' ich nicht stark genug, und wie ginge es mir im fremden Land, wenn mir etwas Schlimmes begegnete? Die Zeit geht hin, das Geldl geht darauf, und der Meister denkt gewiß, ich käm' als morgen schon nach Hause! Wie dumm bin ich gewesen, daß ich mich so weit herausprengen ließ! Wenn ich bedenke, wie weit ich jezo nach Innsbruck zurück habe, und dann noch von dort nach Imst! Aber wär's auch weiter — wenn ich nur nicht auf Sprugg zurück müßte, um mich dort auslachen zu lassen?“ — „Hm, das könntest Du Dir ersparen, wenn Du einen Umweg nicht scheuen wolltest?“ meinte die Wirthin: „wenn Du über den Taufen nach Meran gingest; und von da über Mals und Burgeis und Nauders....“ — „Heißa, Diendl, tanz'n wir eins?“ rief Seraphin in laute Fröhlichkeit überschnellend: „Frau, Du verdienst Dir an mir eine Goldhaube, wie sie die Weiberleute von Innsbruck tragen. Das geht mir ein. Mals — Burgeis — ach, das liebe Dorf könnte ich wiedersehen und etwa am dritten Tag nach Hause kom-

men? Wohlan, wohlan, und mit dem Laufen nach dem schlechten Buben basta, wie der Grödner sagt. Zwar mein Geldl für den Meister...? Aber, wenn ich dem Herrn Joseph schreibe, er möchte es mit dem Lengrießer, der langen Geduld, abmachen, und dem Meister die Dukaten schicken... er steht ja nicht so geschwind darauf an, mein Tammerl von Imst! Was meinst Du, Wirthin?" — „Das wär' um so besser,“ sagte diese, „als morgen mein Sohn nach Innsbruck reitet; er könnte das Briefl bestellen.“ —

Wie er sich's in der Eile ausgedenkt, verrichtete es auch Seraphin, malte in Hast und Eifer ein Schreiben an den Spezereihändler Tammerl auf's Papier, erquickte sich sodann am Tisch des Hauses, sah lustig dem Tanze der Werber und der benebelten Pfitscher zu, und übernachtete herrlich in einem ruhigen Winkel, so zwar, daß er später aufwachte, als er es gewohnt war. „Werd' ich nicht ein Faulenzenzer wie der Peterl?“ fragte er sich unwillig: „aber nein, dem ungerathenen Buben werd' ich, so Gott will, nimmer ähnlich sehen, und laufe er meinewegen, bis ihm die Schuhe von den Füßen fallen! Ich gutherziger Narr habe lang genug seine unsaubre Spur verfolgt. Wenigstens werd' ich dem Vater sagen können, wo sein Fruchtl hingekommen!“

Den Buben sich aus dem Sinne schlagend und voll Begierde nach der lieben Heimath und Martina bog er rechts in's Thal ein, und stieg langsam dem Dörflein Gasteig zu. Vor dem Wirthshause daselbst angelangt, hielt er Rath mit seinem nüchternen Magen, und dieser sagte eindringlich: „Ich glaube, daß eine kleine Morgenstärkung ganz am Platze seyn würde.“ — „Meinetwegen,“ gab Seraphin zu, und sprach ein, um Milch zu trinken und Brod zu essen. Er that Recht daran. Der Wirth sah ihm scharf in's Auge und fragte: „Suchst Du nicht etwa Einen auf dem Berge?“ — „Oho, wen sollt' ich

suchen?" — „Ich hab' gemeint, Du gingest etwa dem Buben nach, der bei mir über Nacht gelegen?" — Seraphin riß die Augen auf. Er ahnte etwas, das ihm taugte; sein Herz schlug geschwinder. „Welch ein Bube?" — „Hm, einer von Imst. Er hat eigentlich nach Roveredo gehen wollen; zertrug sich aber mit seinem Begleiter unterwegs, und weil die Freundschaft einmal gestört worden, so ist der Letztere seines Wegs fortgegangen, und der Andere hat sich vorgenommen, auf kürzerer Straße heimzukehren, was auch das Vernünftigste seyn mag. Er schaut aus, wie ein rechter Lüfiling; wird seinen Eltern nicht viel Freude machen. Ich hab' ihn auf den Saumschlag gebracht; er mag jezo wohl in Kalcha seyn, könnte aber schon ein größeres Stück zurückgelegt haben. Ich mußte ihn mit Gewalt aus dem Bett treiben." — „Das ist der Peterl, 's ist keine Frage," rief Seraphin entzückt: „geschwind, lieber Wirth, zeig' mir den Weg, den er genommen." — Der Wirth that's mit aller Freundlichkeit.

Der Saumschlag, eine vielbesuchte Verbindungsstraße zwischen dem Gtschland und der Brennergegend, führt über das Taufenjoch in's Pässeier-Thal hinunter; reich an den herrlichsten Aussichten und stolzragenden Hochwäldern. Der Aufstieg ist nicht gar gäh von der Sterzinger Seite, und der zu jenen Zeiten noch wohlgepflasterte Pfad für Saumrosse und Kraxenträger war verhältnißmäßig bequem zu nennen. Die frischesten Alpenlüfte spielen über den gelichteten Stellen; zur rechten Hand hinuntersehend in die Tiefe begegnen dem Auge des Wanderers freundliche Wohnstätten der Menschen, Kapellen, und des wunderprächtigen Schlosses Wolfsthurn stolzer, im Sonnenlicht strahlender Bau. Ungefähr auf der Hälfte des Aufstiegs vom Gasteig zum Joch des Taufengebirgs liegt die kleine Gemeinde Kalcha oder Kalchach. — Seraphin, der trunkenen Auges und fröhlich geweiteten Herzens bis dahin gekommen, klopfte an den Fenstern der niedrigen Hütten,

und fragte allenthalben¹, bis ihm endlich die Gewißheit wurde, daß der fragliche junge Mensch wirklich vorüber gekommen sey. „Gott sey Dank!“ betete Seraphin inbrünstig: „jezo, hoffe ich, soll er mir nicht mehr entkommen.“ — Er stieg wacker vorwärts; aber auch die Sonne stieg über die Schatten der Wälder empor, und machte den eifrigen Wanderer tapfer schweigen. Er ruhte an einem Brunnen auf bedeutender Höhe eine Weile aus, und siehe da, ehe er noch sich erfrischt hatte, überraschte ihn ein kurzer Schlummer. Das Geräusch vorübergehender Leute weckte ihn daraus. „Mach, daß Du fortkommst,“ rief ihm ein rechtschaffen aussehender Bauersmann zu: „das Schlafen an diesem Plage taugt nicht. Es haben sich schon Andere hier den Tod geholt durch solche Unvorsichtigkeit. Geh', geh', steh' auf, und rühre die steifen Beine, daß es Dir nicht schadet.“ — Halb noch vom Schlaf befangen, folgte dennoch Seraphin dem weisen Rath. Sie war freilich nicht zu spät gekommen, die Warnung, aber bereits spürte Seraphin ein schlimmes Mißbehagen in seinem ganzen Körper; die Hände und Beine des allzuschnell Abgefühlten waren wie erstarrt; seine Gelenkigkeit hatte viel eingebüßt, und obschon er der Ermattung rüstig widerstand, und fühlte, wie er sich nach und nach zu überwinden wieder fähig wurde, so litt sein ferneres Aufsteigen immerhin an östern Unterbrechungen. Er mußte oft rasten, und bereute bitterlich seine unbesonnene Hingebung an eine Trägheit, die sonst nicht in seinem Wesen lag. Er eilte, was er konnte, um das Taufenhauß zu erreichen, das eine starke Viertelstunde dießseits der Jochhöhe befindlich; aber kaum ein paar hundert Gänge davon entfernt, mußte er noch einmal innehalten und sich ausathmen, und die Arme mit Gewalt, wie zur Winterzeit, über Brust und Schultern schlagen, um sich Wärme und Geschmeidigkeit zu verschaffen. Auf der vollen Höhe des Berges war nemlich die Temperatur eine ganz andere, als

in den niedern Regionen. Die Sonnenstrahlen leuchteten dort nur, sie wärmten nicht, und ließen sich sogar von einem windschnellen Nebel, der über die Fochspitze herüber kam, verdunkeln. Der graublaue Rauch umging mit Blitzeschwindigkeit die Höhe und wickelte sie in seine Schleier, daß auf zehn Schritte ein Wanderer den andern nicht wahrnehmen mochte. Mitten durch sprühte ein Schneeschauer nieder; tiefer unten am Berge regnete es; im Thale lag der Sonnenschein warm und unwandelbar. — „Ein Wetter, als wie mir zum Troß!“ sagte Seraphin, schlenkerte die Beine, um sie wieder in ihre Federkraft einzusetzen, und sah während dessen, wie gerade vor ihm, ihm entgegenkommend, ein Weibsbild durch Schnee und Nebel heranruderte. Nach ein paar Schritten stand diese ehrwürdige Person, die ein Branntweinfäßchen in einer Kraxe auf dem Rücken hatte, Nase an Nase mit Seraphin, und sprach ihn, nach einem hellen Ausruf der Verwunderung, auf's Freundlichste an: „Mein Heiland! Du schönes Bubele, kommen wir denn hier wieder zusammen?“ — Es war die alte Wollhaube, die Dörcherin. „In Gottesnamen! woher des Landes?“ fragte Seraphin ebenso freundlich wie Jene. — Die Dörcherin ließ sich von Wind und Schnee nicht anfechten, und erzählte am Schnürchen Dichtung und Wahrheit ihres Winterlebens her. Nach ihrem Vermelden, war der Aufenthalt in der Umgebung von Meran nicht ohne Vortheil für die Laningerfamilie gewesen. Gott weiß, mit welchen Mitteln die Leute dazu gelangt waren, einen Nothpfennig oder Reisekreuzer zu erübrigen. Es war aber einmal geschehen, und daher hatten die Quasi-Eheleute und Häupter des fahrenden Geschlechts den günstigen Zeitpunkt benützen wollen, um nach Rom zu wandern, und daselbst ihre Ehe von der Kirche einsegnen zu lassen: eine Gewissensberuhigung, die ihnen in Tirol, bei dem steten Kampf der Behörden mit den Gemeinden, von weltlicher

und geistlicher Obriqkeit versagt worden wäre. Niemand wollte nemlich die Verpflichtung auf sich nehmen, den recht- und heimathlosen Dörchern eine Niederlassungs-, folglich Heimathbewilligung zuzugestehen, und etwa nach dem Tode des Vaters oder beider Eltern die zahlreichen Kinder dieser herrenlosen Zigeuner zu erhalten. — Darum mußte also Kom, die gnädige Mutter, um Vermittlung angesprochen werden. Der Vater und die Mutter hatten deßhalb Pilgerschuhe an ihre Füße gebunden, die Kürbisflasche und den Stab zur Hand genommen, und die Kinder unter der Großmutter Fürsorge zurück gelassen. Zaya that das Menschenmögliche, um die Würmer satt zu machen und zu pflegen, und da mit dem Winter das Kastanienbraten aufhört, und wegen der angestregtern Feld- und Hausarbeit der Bauersleute auch das Wahrsagen nicht mehr allzubegehrt wird, so mußte, ihren Pflichten zu genügen, die Wollhaube sich allerlei Beschäftigungen unterziehen, so unter andern, die Lohnträgerin von Allerhand vorzustellen. Gerade heute ging sie mit einem Borrath von Weinbranntwein gen Sterzing, um ihn dort abzugeben, und Innsbrucker Artikel, die schon parat lagen, wiederum dafür ins Etschland zu schaffen. —

„Du bist durch und durch kalt und müde, mein schöner Bub',“ sagte das Weib mit einer Herzlichkeit, die einer bessern Natur als der einer Landfahrerin Ehre gemacht hätte: „warte, warte, ich will Dir heute wett machen, was Du auf der Alp für mich gethan. Gib Acht, der Tropfen ist nicht zu verachten.“ — Seraphin kostete von ihrer Waare und fühlte sich alsobald besser, zumal da der Rauch wieder seinen Abzug nahm, da nur mehr Nachzüglerflocken, wie sparsam stäubende Federn, durch die Luft taumelten, und die Leibsarbe des Himmels prachtvoll durch den zerreißen den Dunst zur Erde leuchtete. — „Sag' mir jedoch, Seraphin, wie Du mir vor-

kommt? Ich hab' Dich verlassen als einen Laufjungen des Grödners zu Burgeis, und finde Dich jetzt mit abgetragnem Kittel und braun, als wie gegerbt und gefelcht, auf dem Saufen wieder?" — Worauf Seraphin lustig, denn er fühlte seine Kräfte unbeeinträchtigt wiederkehren, und die Ueberbringerin des Martina-Zelten war ihm lieb: „Wenn Du in der That mehr als Brod essen und von der Zukunft etwas voraussagen kannst, Zaha, so zeig' mir an, ob ich denn einmal den Spitzbuben erwischen werde, dem ich nachjage?" Und da er Peter's Namen genannt, und was darauf bezüglich, erzählt, wunderte sich die Zaha sehr und sprach: „Du sehest meine Wissenschaft auf eine leichte Probe, und weißt doch, daß ich Dir mit Glück und Vorbedacht die gelben Vögel, deren Wärter Du jetzt bist, vorausgesagt habe? So wisse denn, daß jener Tammerl-Peter — ein nichtsnutziger Mensch wie Giner — gerade dort im Saufenhause sitzt und sich's wohl seyn läßt." — „Zuhe!" schrie Seraphin, hüpfte hoch auf und schwenkte den Hut dem steinbeladenen Dache jenes Gebäudes entgegen. — „Schrei' nicht so laut vor Freuden!" ermahn'e die Alte mit gutmüthiger Zudringlichkeit: „bedenk' Dich zweimal, ehe Du in dieses Haus trittst. Der Peter ist nicht allein: ein anderer langgewachsener und viel älterer Bursche, der heut Morgen geraume Zeit vor mir herging, den Berg hinan, sitzt bei dem Peter, und sie trinken und sie schmauchen miteinander, daß es gar aus ist, und das dritte Wort des ältern Menschen ist: „Heisa das Soldatenleben!" und das zweite von Tammerl-Peter: „Hoi, hoi, was geht mich Imst an, und ob der Vater einen haushohen Zorn hat oder keinen? 's ist mir gleich!" Stell' Dir also vor, in welche Netten Du Dich begeben willst. Zugleich schimpft der Lange eben auf den Vater Tammerl, daß sich die Balken biegen möchten, und — denk' Dir — der Sohn hockt dabei und lacht dazu." — „Das alles ist recht sonderbar

und nicht erfreulich," gestand Seraphin: „allein ich will nicht von Betlehem nach Jerusalem gekommen sehn, um nichts zu sehen und nichts zu thun? Das wäre dumm, Zaya; und weder der Peterl, der Bosnickel, oder der Gar-Andre werden mich auf'm Kraut essen wollen." — Diese Worte sagend, deutete er stuzig auf einen langen Menschen, der an der Ecke des Tausenhauses erschien, und müßig Luft schnappte. „Ist's der, den Du meinst?" fragte er seine Rathgeberin. — „Derselbe." — „Dho! das ist ja der Kölbl; ich seh's an seinem Löffelwischer, am rothen Schnauzbart. Der ist mir gut bekannt, und begreif' ich auch nicht recht, wie er da herauf kömmt. Doch hab' ich mich nicht vor ihm zu fürchten, und so mit leb' wohl, Zaya." — „Mit Gott geh' hin, mein schönes Bübel!" grüßte auch die Alte freundlich: „Geh' hin, Dir blüht stets noch eitel Glück. Ich will im Sommer nicht versäumen, Dich zu Tarrenz heimzusuchen, und vielleicht bring' ich Dir wieder etwas von der schönsten Hand und von der liebsten?" — „Schön Dank! leb' wohl, leb' wohl!" rief Seraphin noch einmal und verließ die Alte, um in das räucherige Tausenhaus einzutreten.

Diese Herberge ist eine von der Dertlichkeit in jeder Beziehung bedingte und nothwendige. Ob nun den äußerst steilen Abhang von Pässeier hinankletternd, oder auf dem bequemern Wege von Sterzing dem Tausenjoch entgegen steigend, bedarf der Wanderer hier der Labung und eines windstillen Ruhepunkts. Die wilde Einöde gestattet aber nur den Aufbau eines spärlichen und unschönen Obdachs, und dessen Bewohner sind natürlich rauh und felsenhart, wie der Berg. Ein paar wetterfeste Mannsleute, ein paar Weiber von groben und strengen Zügen versorgen dort den Einsprechenden mit leidlichem Wein und unerquicklichen Speisen. Um Ansprache ist man nicht verlegen. Die Neugier der ein-

fedlerischen Gebirgsbewohner ist, wie sich's versteht, immer bemüht, den Fremdling tausendfältig auszufragen, und die Gelegenheit dazu findet sich nicht minder auf dem vielbesuchten Saumschlag alltäglich mehr als genug. Die Ankommenden verweilen oft lange, und sind gewöhnlich nicht eckel. Die Masse derselben besteht aus Kraxenträgern mit Obst und Branntwein, aus Säumern, die vordem gar häufig den Weg über den Jaufen nahmen; aus ziehenden Handwerksgefallen, aus Bauern, die mit Kleinvieh hinüber und herüber wandern, aus Händlern, die mit Schafen und Böcken aus dem fernen Ungarn kommen, um dieselben auf den Alpen zu mästen und später in Meran auf den großen Winterfleischmärkten abzusetzen; aus vacirenden Bergknappen und wildlustigen Jägern, und endlich aus allerlei Volk, landeinheimisch oder nicht, das auf losen Erwerb gehend, gern so schnell als möglich die größern Flußgebiete wechselt, die Heerstraßen vermeidend. — Vor hundert Jahren und darüber waren der Jaufengänger noch viel mehr als heute; die Aufsicht der Gerichte hüben und drüben um vieles nachlässiger; eine Gewaltthat wurde nicht selten auf dem Berge verübt; den damaligen Besitzern des Jaufenhauses war daran gelegen, mit allen Passanten in friedlichem Vernehmen zu verbleiben, damit nicht etwa eine frevelmuthige Hand aus Rache einmal den Stall leeren, das Rauchfleisch aus dem Kamin stehlen, oder gar den rothen Hahn auf das prasseldürre Schindeldach stecken möchte. Die Wirthe ließen also ihre Gäste, bekannt und unbekannt, vermöglich oder arm, in ihrem Hause gewähren, drückten bei Unfug und Händeln die Augen zu, und wenn ja einmal nach irgend einer schreienden Selbsthülfe die Justiz von Sterzing oder von St. Leonhard in Passau von weitem bei ihnen anfragte, so hatten sie niemals etwas gesehen oder gehört, das unrecht gewesen wäre, und dabei beruhigten sich gewöhnlich alle theilhaftigen

Parteien. — In diese völlig neutrale Gasthaltung begab sich Seraphin. —

Der heutige Zustand des Saufenhauses ist ein prachtvoller gegen das, was er in jener Zeit gewesen. In der vertäfelten Stube, schwarzgebeizt von Rauch und Alter, durchqualmt von schwüler Hitze — denn der Ofen speist dort oben zu jeder Jahreszeit sein Holz, als ein rüstiger Verzehrter — waren verschiedenerlei Menschen und Vieh zusammengedrängt. Einige magre Hühner hüpfen von Tisch zu Tisch, um die gefallenen Brosamen zu picken; mehrere Hunde bellten durcheinander; zwei Lieblingsziegen pflegten ihr Fell unter der Ofenbank, wo sie vor dem Schneegestöber Schutz gesucht. Auf derselben Bank schlummerte, das Gesicht tief in seiner Pelzmütze versenkt, ein müder Waidmann, das Gewehr im Arm. Eine Gruppe von Viehhändlern, deren Thiere vor dem Hause und in dessen Vorplatz angebunden blöckten, meckerten und grunzten, stand, geräuschvoll eine Streitigkeit verhandelnd, um den Wirth, als um den Schiedsrichter, geschaart. Ein Trupp von Hausf.ern war im Begriff, lärmend seinen Weg fortzusetzen. Die Hauskage saß vornehm auf dem Gesimse neben dem Betbuch, dem Kalender und der Laterne; unter ihr an schmutziger Tafel der Vogelträger Kölbl vor einem großen Krüge und neben ihm, sich geberdend wie ein völlig mündiger und leichtsinniger Mensch, der landläuferische Peter, den Pfeifenstummel im Mund und blaß vor Müdigkeit, vor Wein- und Tabacksgenuß. — Es war ein wenig reizendes Bild für den ehrlichen und so herzlich um den Taugenichts besorgten Seraphin. Demungeachtet schritt er herzhaft auf die Zechenden los und sprach: „Sieh' da, Gott grüß', ei Kölbl, bist Du's wirklich, und ist das nicht der Tammerl-Peter?“

Diesmal war's der rechte Peter allerdings, und damit es Seraphin gleich merken sollte, drehte er sich um, und fragte flämisch entgegen: „Was geht's Dich an? Wer

bist denn Du? Mach' Dich durch, und laß mich in Frieden." — Der Kölbl jedoch machte ein wild-neugieriges Gesicht, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Boß Wetter! wo hat Dich der Wind derwuschen, Bintschger, und Dich auf den Berg niedergeschneit?“ — „Ich suche den da,“ erwiderte Seraphin gelassen: „Du, Peterl, 's ist nicht schön von Dir, daß Du davon gelaufen, wie ein Dieb. Jetzt sey aber gescheit, und geh' mit mir heimwärts. Mach' Deinen Eltern ferner keine Sorgen, mach' nicht das Uebel ärger. Der Meister Wohlrauch nimmt Dich zwar nimmer an; aber Deine Mutter wird schon machen, daß der Vater Dir verzeiht. Da hast Du einen Brief von ihr.“ — Der Peter, der gelb geworden war vor Galle und Beschämung, studirte mit verwirrten Blicken in dem mütterlichen Schreiben, und sagte während dessen unverschämt: „Find' ich doch im ganzen Brief nicht einmal, nicht ein einzigmal, daß Du den Auftrag hättest, mich heimzuführen? Was gehst Du mich an, frag' ich? Ich werd' schon heimkommen, wenn 's mir gefällt; will auch ein bißel Freiheit haben, nach der Schinderei bei'm Wohlrauch, den der böse Feind holen kann, wann 's ihm beliebt!“ — „Ei, Peterl, Du redest ja wie ein Heide und Unchrist,“ hob Seraphin an: „Pfui Teufel, schickt sich das für Dich? Die Frau Marianne hat Dich so lieb, daß sie sich halb zu Tod grämen wird . . .“ — „Was nicht etwa noch gar? Man stirbt nicht so geschwind,“ versetzte Peter, und trank sein Glas trozig über 'm Kopf aus. — Seraphin wendete sich nun in seiner Noth an Kölbl und sagte: „Ich bin vergnügt, daß gerade Du hier gegenwärtig bist, Coloman. Du bist der Aelteste und Vernünftigste von uns — will's Gott, Du wirst dem Peter schon sagen, was er zu thun hat, wenn er 's doch selbst nicht weiß, und mir 's nicht glauben will.“ — Aber Coloman machte ein grämlicheres und dabei schadenfrohes Gesicht, indem er entgegnete: „Ich hab' dem Peter nicht zu befehlen. Er

kann thun und bleiben lassen, was er will. Ich werd' ihm nicht zusprechen heimzugehen." — „Kölbl! ist nicht der Meister Dein Dienstherr?" — „Gewesen, gewesen!" lachte Kölbl mit Rachgier im Blicke: „Wir haben uns schon vor acht Tagen zertragen und einander Adje gesagt; und weißt Du, wer daran schuld ist? Niemand, als der vermaledeite Engadiner, dessen Herzblattl Du bist, Du falscher Scherg' und Leuteverläumder!" — „Kölbl!" rief Seraphin, der von des Burschen Händeln mit Egidi und Tammerl nichts erfahren, entrüstet aus: „willst Du schweigen, Kölbl? wie kommst Du dazu, mir einen bösen Namen anzuhängen?" — „Sakra!" fuhr nun der wilde Bursche auf: „bist Du nicht etwa ein Wohldiener und angebrischer Speichellecker? Ist Dein Freund Egidi nicht etwa ein neidiger Wälscher und Leutangeber? Schweig' Du selber, oder Du fliegst zur Thüre hinaus. Was scheer' ich mich darum, wenn Du den Hals brichst? Ich geh' unter die Soldaten, damit holla, will auch einmal ein Herr sehn, und die Werbung in Sterzing kommt mir gerade recht." — „Geh!" rief Peter giftig: „nimm den Bauer bei den Ohren, und wirf ihn hinaus. Die Raupe soll uns in Frieden lassen." — Seraphin setzte sich, ungeachtet ihm Kölbl überlegen war, in Positur. „Greif' mich nur einmal Einer an!" drohte er. — Kölbl, der sich erhoben hatte, ließ sich plötzlich wieder nieder, und sprach, dem Blaschur den Rücken wendend: „Es wäre eine Schande, wenn ich mit dem Buben raufte. Sollst es aber schon einmal von mir eingetränkt kriegen, und Deinem Engadiner, dem Spizbuben, kostet's wenigstens ein paar Rippen. Kannst es ihm sagen." — „Ja, geh'," lärmte der feige Peter: „sag' auch der Mutter einen schönen Gruß, und ich würde schon wiederkommen, wann's Zeit wäre."

Seraphin stuzte über die Art und Weise, wie die Spindlers wohlfeile Ausgabe. II.

Sache sich zu entwickeln im Begriff war. Indessen war dem Kölbl ein arglistiger Gedanke durch's Gehirn gegangen, und er drehte sich entschlossen um, mit den Worten: „Ich sollte Dir Hals und Bein brechen, schon weil Du es mit dem Egidi hältst; aber ich will Dich am Leben lassen, Du Heiter, damit Du meine Post in's Tammerl-Haus bestellen kannst. Sag' Du dem Meister, er sey ein schlechter Mann, aber ich wollte mein Recht an ihm suchen: nicht etwa vor Gericht; denn ich bin ein armer Teufel, der immerdar vor Gericht den Kürzern zieht; aber auf meine Weise, und ich will Dir sagen, wie? Den Peter da hat mein guter Stern mir in die Hand geführt, und ich will ihn vorläufig behalten. Sorg' nicht, Peter, sollst's gut bei mir haben; aber, Seraphin, sag' dem Meister, daß, wenn er nicht binnen heut und nächsten Mittwoch zweihundert Gulden in die Hände des Wörle-Hojsal, und zwar für mich bestimmt, niederlegen würde, er seinen Buben nicht sobald wieder zu sehen kriegen soll. Der Peter wird mir ein Pfand seyn für das Geld, und was dem Buben widerfahren mag, soll auf den Kopf des geizigen und schlechten Mannes, seines Vaters, zurückfallen. Sag' ihm das Wort für Wort, und mach' Dich durch, damit er's frühzeitig genug vernimmt.“

Seraphin war versteinert vor Bestürzung; dem Peter selbst fiel die Ludl aus den Zähnen, und er fragte scheu: „Je, was hast Du mit mir vor, Kölbl?“ — „Nichts als Liebes und Gutes, ergib Dich nur darein,“ versicherte Coloman mit der Freundlichkeit eines reißenden Tigers, und schenkte dem Peter das Glas voll. Dem bösen Buben schmeckte jedoch der Wein auf einmal nicht, und er unterstand sich, einen furchtsamen Blick ängstlicher Frage auf Seraphin zu heften. — Da änderte Kölbl seine Sprache und befahl streng: „Trink und laß mich

forgen, oder ich schlage Dich nieder. Mein Vorsatz ist gut, und Du mußt mir ihn ausführen helfen, oder . . . bei Gott! solltest Du Miene machen wollen, mir zu entlaufen, so kostet's Dich einen Flügel vom Leib, wo nicht gar das Leben! Was scheer' ich mich darum? Ich geh' unter die Soldaten und damit holla!"

Seraphin schaute sich besorgt nach einem Beistand um; vergebens. Der Wirth hatte die Viehhändler hinaus begleitet, die Hausfirer waren schon längst von dannen gegangen. Der Jäger schloß wie ein Stück Holz in seinem Winkel. Seraphin merkte bekümmert, daß ihm nur der Weg der Ueberredung übrig blieb, und daß derselbe leider vergeblich eingeschlagen werden würde. „Sy doch vernünftig, Kölbl!“ sagte er begütigend. — „Vernünftig?“ rief Coloman, und schlug wieder auf den Tisch, daß dem Peter, der gehorsam und über Macht getrunken, das Glas aus den Händen fiel: „ich will nicht vernünftig seyn: ich bin wild, fuchsteufelswild, und der Tammerl soll nun Haare lassen, oder bei Gott, es geht dem Buben da nicht gut. Mach' Dich durch, Kalfakter, sag' ich!“

„Jesus, Jesus! siehst Du Peter, in welche Hände Du Dich begeben? daß Gott erbarm'!“ klagte Seraphin: „Merkst Du, was daraus entsteht, wenn man die Eltern nicht ehrt, und seinen Nächsten unchristlich verflucht, und ihn dem Teufel übergibt. Ja wohl hat der Liebl-Jäger recht gehabt: „Der Satan ist alleweil zur Hand, wenn ein Unglück geschehen soll.“

„Laß mich aus mit Deinem scheinheiligen Geschwätz,“ schalt Kölbl, der sich immer mehr in Zorn jagte: „fort mit Dir, und Du, Peter, laß' das Nehren, es hilft nicht. Du bist einmal in meiner Gewalt, und mich soll der Schwarze . . .“ — „Brav, daß Du weinst, Peter!“ rief mit aufglimmender Hoffnung Seraphin: „komm,

Komm, ein schneller Entschluß kann viel gut machen. Laß den schlechten Mann da sitzen, und lauf' mit mir. Wir wollen sehen, ob der Kölbl mit seinem Rausch uns einholen kann!"

„Einen Rausch? Du Lästerschnabel!“ zürnte Kölbl und sprang federleicht in die Höhe, während Seraphin den zitternden Peter gewaltsam durch die Stube riß, den Jäger heftig am Beine schüttelte, und ihn, zur Thüre stürmend, um Hülfe anrief. Der Mann verwußte sich kaum und rieb sich die Augen. Indessen war schon der Schauplatz des beginnenden Kampfs vor die Thüre verlegt. Kölbl hielt, seinen ungeheuern Wanderknittel in der Faust, den Peter beim Schopfe fest, und bedrohte den an ihm zerrenden Seraphin mit seiner Waffe. „Schlag' mich todt, Kölbl!“ schrie Seraphin: „ich lasse nicht los. Peterl, herzhast, mach' Dich frei. Auf ein paar Haare kommt's nicht an, um Deiner Mutter willen.“ — Aber Peter that, obgleich tüchtig gebaut, nichts als weinen und wehklagen, und der Wirth, den Seraphin aus Leibeskräften herbeirief, kam nur zögernd heran. „Halt den Betrunknen auf!“ flehte Seraphin, und biß eben, als Kölbl zuschlagen wollte, denselben in die Hand, die Peter'n festhielt. Der Schmerz, den Kölbl empfand, machte den Peter frei; Seraphin kümmerte sich nicht um den Schlag, der ihm den abwehrenden Arm beinahe zerschmettert hätte. Der Wirth stellte sich mit seiner ganzen Breite dem wilden Kölbl entgegen. Das Spiel schien für die jungen Leute gewonnen zu seyn. Sie entsprangen dem Hause. — Aber schnell wendete sich wieder das Blatt. „Auf die Seite, Wirth!“ hatte Kölbl gerufen. Gehorsam war der Wirth zur Seite gesprungen. Im Nu war Coloman auf den Fersen der Flüchtlinge; mit einem Streiche erreichte er Peters Nacken, daß der Angsterfüllte wie todt zu Boden sank. Der zweite Streich sollte den sich umkehrenden Seraphin noch gewichtiger treffen und

zur Erde schlagen. Da klang das Fenster der Wirthsstube, eine helle Stimme rief heraus: „Willst Du den Seraphin auslassen, du Henkersknecht?“ Und dem Anruf folgte alsobald ein Schuß, der dem Kölbl den Hut hoch in die Lüfte jagte, so daß der Wüthende plötzlich erschreckt im Boden wurzelte, schäumend wie ein Wolf, aber bebend wie ein Lamm. Er merkte, daß der Tod nur einen Zollbreit von ihm gewesen.

Der Schütze war flink genug, seinem unerbhofften Beistand den gehörigen Nachdruck zu geben. Er ließ die Sache nicht halbgethan liegen, und erschien alsobald auf dem Plage, seine Flinte ladend. „He, Du! bist damisch worden?“ rief er den Kölbl verächtlich an, reichte dann dem Seraphin die Hand: „Tausend Willkommen, Bruder mein! hab' ich's errathen mit meinem Büchsel?“ — „Ach Du liebe Frau! der Lex, der Liebl-Lex!“ — Seraphin umarmte den schon recht freisam ausschauenden Waidmann mit wahrer Herzensergießung. — „Still, willst still sehn? nur keinen Dank. Wir sind noch nicht miteinander fertig. Du hast mir einen lieben Vater erhalten, und ich hab' nur einen schlechten Kerl nicht todtgeschossen, ob schon es mir weh genug gethan hat, ihn am Leben zu lassen. Aber gelt, Du? 's ist ein gutes Büchsel, das meininge? Es war des Waters Gewehr . . . weißt noch? daß er im Schnee verloren hatte. Er hat mir's geschenkt, und so ist's grad, als hätt' Er Dich jezo aus der Gefahr herausgeschossen, und nicht ich. Ich wart' auf ein andermal, für Dich meine Kunst zu verrichten.“ —

Seraphin erinnerte sich, daß einst der Alte mit demselben Gewehr auf sein Leben gelauert, und pries die Vorsehung andächtiglich. Kölbl hatte indessen in seiner Verlegenheit dem daherschleichenden Peter, der mit dem Schrecken davon gekommen, einige Worte zugerannt. Aber Lex verfolgte seinen Zweck bis zu Ende, schob den Kölbl bei Seite, und sprach hochfahrend zu ihm, der jetzt

so blöde, als vorhin gebieterisch erschien: „Du, soviel ich meine, bist Du bei den Beiden da wenigstens um einen Mann oder Spitzbuben zu viel. Du wirst Dir also schon gefallen lassen, dortaus gen Sterzing zu spolzieren. Hast ja gesagt, daß Du dort unter die Soldaten willst? flieg ab, und denk' nicht dran, den jungen Mandln da nachzugehen. Ich werd' auf der Wacht stehen, und wenn Du nicht folgst, so pfeif' ich Dir mein Stückl einen Zoll tiefer. Mach' Dich durch!“

Lex schlug sein Gewehr an. Tückisch und mit wilder Zunge dumpf grollend, bei jedem Schritte grimmig umschauend, entfernte sich Kölbl. Er mußte die Vorsätze, die in Peters feiger Seele die Furcht geboren hatte, durch seine paar Flüsterworte schon wankend gemacht haben; denn Peter, da es jetzt darauf ankam, seinem aufdringlichen Hofmeister zu folgen, wollte sich wieder auf die Hinterfüße stellen. Aber Lex sagte scheelen Auges zu ihm: „Du bist ein Tagdieb und ein schlimmes Kräutl, das sich erst noch schlimmer auswachsen wird. Folg' darum für heute Deinem guten Engel, sonst geht's Dir nicht gut, weißt wohl? wie für Jenen eine Kugel, so hab' ich für Dich eine volle Ladung Prügel, und will sehen, ob wir Dich nicht damit weiter bringen. — Ich hab' eigentlich heute noch nicht in's Pässeier hinunter gewollt; aber 's wird am besten seyn, wenn ich bei Dir bleibe, Seraphin. Ihr könntet in die Nacht hinein wandern, und sie ist keines Menschen Freund. Du brächtest auch vielleicht den eiterbissigen Buben da nicht ohne Mühe nach Meran. Ein anders wird seyn, wenn ich dabei bin. — So, macht euch auf den Weg. Der Schurke und Teufelsrekruit ist schon weit, und wir wollen keine Zeit verlieren. Unterwegs, Seraphin, magst Du mir erzählen, wie eigentlich die Geschichte hier zusammenhängt, und ich meinerseits will Dir berichten, wie s uns gegangen ist seit

lestem Winter. Marsch, voran, Du falsches Murrethier; komm, Seraphin, mein Bruderherz."

Mit Freuden schickte sich Seraphin zum Abzug an. Verdrossen und über Genickschmerzen unmäßig klagend, folgte Peter seinem Beispiel. Ler machte den bewaffneten Geleitsmann, spähte stets ringsum mit frischen Augen, und wußte Schritt und Tritt anzugeben, wo der Weg durch einen nähern Fußpfad abgekürzt werden konnte. So wanderten die Dreie mit einander über's Joch bergunter, durch Wald und Felsen dem wunderbarlich gelegenen St. Leonhard entgegen. —

Anhang.

Laren: grüne, besonders Lannenzweige.

Bosseln oder **bäscheln** oder **basseln:** immerfort an irgend einer leichten Arbeit thätig seyn.

Eschaffit: eine kleine Gulen-Gattung, die sich zum Vogel- fang abrichten läßt. Der Eschaffit wird auf einen künstlich bereiteten Busch gesetzt, an welchem viele Leim- ruthen befestigt sind. Alle umherstreifenden Vögel stoßen auf ihn und verfangen sich in den Ruthen.

Pfietigott: behüt' Dich Gott!

Naz: Diminutiv von Ignaz.

Bros: Diminutiv von Ambrosius.

Zwickabussel: ein Kuß, wie ihn die Kinder gerne ihren Eltern geben, indem sie dieselben mit beiden Händen an den Ohren oder Wangen festhalten.

Tras causa da la mort (romanisch): wegen des Todes.

Jau hai spronza: ich habe Hoffnung.

Oz ei dependa mai dad els: heute hängt es nur von Ihnen ab.

Jau sunt a lur Camond: ich bin zu Ihrem Befehl.

Purgatieri: Fegfeuer.

Jgl ei meglia parsuls, c'en mala cumpagnia: besser ist allein seyn, als in schlechter Gesellschaft.

Las bonas Damanonzas: die guten Sitten.

Larrenz: ein Dorf, ein Stündchen von Imst entlegen (ad torrentes, zum wilden Wasser).

Ratschen: klatschen, in den Tag hinein plaudern.

Sirig: böse, unleidlich, (schwäbisch): misselüchtig.

Kar: vorzüglich. Ein rarer Kerl: ein ausgezeichnete
Mensch.

Dezthal: eines der interessantesten Thäler Tirols, das
sich in der nächsten Umgebung von Imst öffnet: reich
an Naturschönheiten und tüchtigem Volk, das seine
eigenthümlichen Sitten noch ziemlich beibehalten hat.
Es ist liederlustig, hegt und pflegt mit poetischem Sinn
die vielen Traditionen und Märchen, die von Alters
her im Thale einheimisch sind.

Selrain: ein Seeenthal, wenige Stunden von Innsbruck
entfernt; vorzüglich geliebt wegen seiner klaren Wasser.
Seine Bewohner verlegen sich mit Nutzen auf das
Wasch- und Bleichgeschäft für die Hauptstadt.

Fürsepper: ein Bauer, der Vorspannpferde an Fuhrleute
u. dergl. abgibt.

Brennbüchel: Brennbüchel; ein Weiler mit gutem Gast-
hause in der Nähe von Imst.

Berrüttet: verwirrt im Kopfe, närrisch.

Harsch: der gefrorne Schnee auf Bergen und Fernern, der
die Passage zuläßt und unter dem Schritt der Wande-
rer nicht nachgibt.

Dechter: dennoch, gleichwohl.

Harb: unwillig, streng.

Giltspiel: ein eigenthümliches Kartenspiel der untern
Volksklassen in Tirol; dann und wann, um der pfif-
figen Ränke willen, mit denen es gespielt wird, den
höhern Ständen bei traulichen Zusammenkünften nicht
unwillkommen.

Kobler, Hagmair: Käufer, Faustkämpfer. Die Benen-
nung ist hauptsächlich im Ziller- und Unterinntal
üblich.

Frackl: ein kleines Branntweinmaß.

Gasslgänger, Gasslbub, Fensterbub, was in der

Schweiz Thiltgänger: ein junger Bursche, der zur Nachtzeit an der Dirnen Fenster steigt, um mit ihnen zu scherzen und zu liebkosen. **Gasslreim:** ein drolliches verliebtes Liebchen.

Anschüren: in Brand stecken.

Schemenlaufen: Maskerade. Das altgebräuchliche Wort Schemen für Larve. **Schellenschemenlaufen:** die alljährliche Maskerade zu Imst, wobei eine große Anzahl von Schellen und Kuhglocken unerlässlich.

Wichtele: ein kleiner Kobold.

Starckenberg: ein altes Dynastenschloß ob Tarrenz im Gebirge.

Kress: Krause, gesteifter und gefalteter Hemdkragen.

Kranewitten: Wachholderstauden und die Beeren derselben; ebenfalls werden die Krammetsvögel Kranewitter genannt.

Sterzinger-Moos: ein Moorgrund bei Sterzing, ein Tummelplatz für Rösse, Schweine, Gänse u. dergl., die hier treffliche Weide finden; in der Phantasie der Tiroler der Sammelplatz verblühter Jungfrauen, die keinen Mann gefunden, sey es im Leben oder nach dem Tode, um ihre Schmach zu küßen. Daher vom Mädchen, das bereits die Gränze der weiblichen Blüthe überschritten, der **Svuch:** „Sie gehört auf das Sterzinger Moos,“ oder im weiteren Sinne an einen verhaßten „Loser an der Wand“ der Tugfnittelreim:

„Geh hin af das Sterzingermoos,
Dorft liegt a toadts Moos,
Is Mosser und Gobel dabei,
Koscht, wo's wol g'sott'n sey!“

(S. das Land Tirol, zweiter Band, S. 17.)

Merende: Vesperbrod.

Strich: der Boden, Speicher des Hauses. ;

Dreikönigskreuze: am sechsten Januar werden feierlichst an alle Eingänge des Hauses, so wie an dessen Stubenthüren drei Kreuze mit Kreide angemalt, daneben die Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior, Balthasar). Häufig ist's ein P. Kapuziner, der diese Kreuze anschreibt und ihm folgt dann die ganze Hausgenossenschaft mit Rauchpfanne und Weihwasser von Thüre zu Thüre.

Schlaubern: unordentlich umherliegen; auch: eine Arbeit mangelhaft abthun, um nur fertig zu werden.

Torggel: eine Weinpresse.

Vin cotschen (romaniſch): rother Wein. **Viu alb:** weißer Wein.

Bevein üna buteglia d'Vin ansemen: trinken wir miteinander eine Flasche Wein.

Oibò: heida!

Furfant: Spitzbube; **ün hundreivel Utschaller:** ein ehrlicher Vogelsteller.

Ün tschufig Spazza Camin: ein schmutziger Rauchfangkehrer. —

Nepot: Nefte. **Schlatta:** Stamm, Familie.

Tiers igl Vin gi ün la Vardad: beim Wein sagt man die Wahrheit.

Mieu amig, par mei jau sunt content cun tei: mein Freund, was mich betrifft, bin ich mit Dir zufrieden.

Cun Gnault: mit Gewalt.

Pollisch: Daumen.

Schlaßfada élg Grugn: eine Maulschelle.

Gie ner na? Ja oder Nein?

Schmaladiou Neger: verdammter Mohr!

Germ: Bierhefen.

Spanbrenner: ein dürrer ohnmächtiger Mensch.

Saren: die Beine.

Cuntscha-Calzèvs (romanisch): Schubflücker.

Ramùr: Spektakel. **Raschun**: Ursache. **Sacrament**: Eidschwur.

Tagliacrapp: Steinmeß. **Hrizer**: Kreuzer. **Hartavel**: Erbe.

Flur da Marcaù: die wohlhabendste Klasse in einer Stadt.

Juentschella: Mädchen. **Purshell**: junger Bursche.

Fabla Romana: ein Roman.

P'ìls capells: bei den Haaren.

Castells e'gl Luft: Lustschlöffer. **Buona noic**: gute Nacht.

Halssbaßl: Halsgeschmeide; ein Schloß zu einer vier- oder achtfachen Reihe von Granaten und Perlen.

Lechtelmechtel: heimliches Verständniß und Zusammenwirken.

Hosennaggler: ein ausgelassen lustiger Tanz des Zillerthals.

Wampet: wanstig, fett.

Hoisal: Hiesel, Matthias.

Murbuch: Erbfall.

Spolzieren: begreift in einem spazieren und stolzieren.

Kofel: Bergspitze von rundlicher Form.

Bierer: eine kleine Theilungsgescheidemünze.

Bille, Kahn, Fähre.

Sprugg: Abfürzung von „Innebruck;“ den Landleuten des nördlichen Tirols fast allenthalben geläufig.

Haar: Flachs.

Paarl: ein zusammengestoßener Wecken.

Anfrümen: bestellen.

Kanzen: faul oder schläfrig sich ausstrecken.

Katschen: träge, als wie in Pantoffeln, herumgehen.

Anspinnellen: mittelst eines Bohrens ein Faß vorläufig anzapfen.

- Buschen:** ein Trinkhaus, das an manchen Orten noch jetzt durch einen ausgesteckten Tannenbüschel bezeichnet wird.
- Heugeige:** eine lange magere und unangenehme Weibsperson.
- Pantalon:** ein kolossales Hackbrett, von Hebenstreit erfunden, und bald wieder in Abgang gekommen.
- Aber wie!** ein bekräftigender Beisatz, z. B. „ich hab' mich lustig gemacht, aber wie!“ — „ich hab' mich geschämt, aber wie!“
- Flitschen:** Flederwisch; spöttisch für: „Degen oder Säbel.“
- Haggl'n:** mit den Fingern in sich ineinander hacken, um zu sehen, welcher von den beiden Hagglern stark genug, den andern vom Platz zu bringen; im umfassendern Sinn: „zanken, streiten, sich zu Leid leben.“
- Schußbartl:** ein unbesonnener Mensch.
- Assel:** garstige Weibsperson.
- „Des“ und „enk“:** in der tiroler Bauernsprache: „Ihr und Euch.“
- Rupfenes Hemd:** Hemd von Werch.
- Hauspummerl:** Haushund; vorzugsweise die Spigrace.
- Sfott:** der zum Abbrühen und zum Viehfutter bestimmte Abfall von ausgedroschenem Getreide.
- Brügelvater:** Aufseher im Zuchthause.
- Sekten:** wunderliche Launen.
- Praxer:** der Knecht des Fürsefers, der die Vorspannpferde begleitet; auch wohl der Mätkler des Fürsefers bei Kutschern und Fuhrleuten.
- Sause:** Bespermahl; (wie Merende; aber im innern Tirol wenig gebräuchlich).
- Pfittsch:** ein schwer zugängliches Thal in der Nähe von Sterzing, von rauhem Volk besetzt; doch sind die Mädchen und Frauen daselbst von edelm und anmuthigem

Neußern. — Die Pfitzcher, an Entbehrungen aller Art dabei gewöhnt, thun sich gewöhnlich übergütlich, wenn sie nach Sterzing zum Markt kommen. Ihr Appetit ist zum Sprichwort geworden, und die Manier, mit welcher sie es möglich machen, auf einen Sitz eine drei- oder sechsfache Portion verschlingen zu können, erinnert an die ekelhaften Mittel, deren sich zu demselben Zwecke gewisse altrömische Schmaroger und Schlemmer bedienten.

Sitſchen: Mädchen; (im Pfitzcher Dialekt, auch im Pusterthal bräuchlich).

Saumſchlag: gepflasterte schmale Bergstraße, für Säumer und deren Thiere eingerichtet.

Nette, in trivialer Bedeutung; ein wüſtes Durcheinander.

Ludl: verächtliche Benennung einer schmutzigen Tabackspfeife.

Damiſch: schwindlich, taumelnd.

